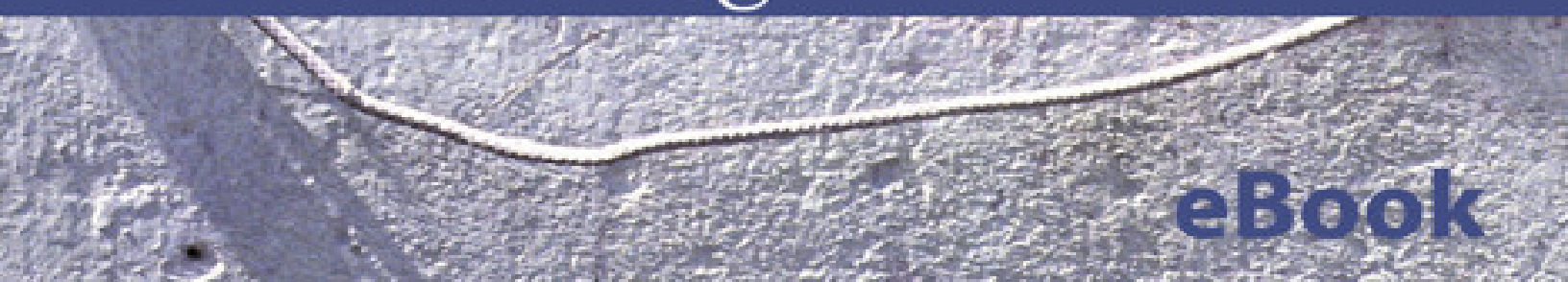


Mahmud Doulatabadi

Der Colonel

Unionsverlag



eBook



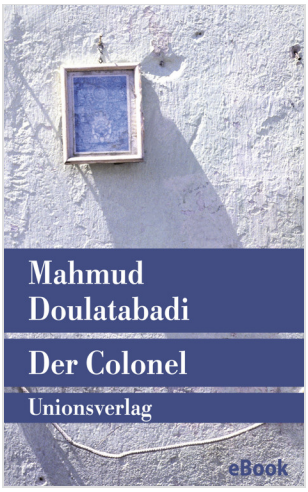
Mahmud Doulatabadi

Der Colonel

Unionsverlag

eBook

Über dieses Buch

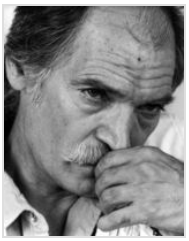


Eine pechschwarze Regennacht in einer iranischen Kleinstadt, ein altes Haus. Der Colonel hängt seinen Gedanken nach. Erinnerungen stürmen auf ihn ein. An seine Jahre als hochdekorierter Offizier der Schah-Armee. An seine Kinder, die ihren eigenen Weg gingen, sich den Revolutionsgardisten angeschlossen haben und in den Krieg zogen, in die Leidenschaften der Revolution und des Todes. Durch die Gassen werden die gefallenen »Märtyrer« getragen, in der Stadt werden ihnen Denkmäler gebaut. Es herrscht Krieg – »diese giftige, fleischfressende Pflanze«. Da klopft es an die Tür. Der Colonel wird abgeführt, zur Staatsanwaltschaft … Mahmud Doulatabadi, der bedeutendste Schriftsteller des Iran, erzählt von den Umwälzungen, die den Iran bis in die Gegenwart heimsuchen.

Zur Webseite mit allen Informationen zu diesem Buch.

»Die unerbittliche Entschiedenheit, mit der Doulatabadi diese hoch verdichtete Gesamtatmosphäre herstellt, macht seinen jüngsten Roman zu einem außerordentlichen Werk. Die jüngeren Epochen der iranischen Geschichte schieben sich ineinander zu einem einzigen Bild des blutigen Scheiterns. Und es sind die widersprechendsten Empfindungen, die der Rückblick auf diese Unheilsgeschichte auslöst: Zorn, Scham, Resignation. Als zugleich großes, doch hochkonzentriertes und grelles Tableau einer selbstdestruktiven Geschichte markiert der Colonel einen historischen Tiefpunkt, der nur eine Forderung erlaubt: Das muss überwunden werden, derlei darf sich weder fortsetzen noch wiederholen. Dieser Roman hat das Zeug dazu, als ein starkes, unwiderstehliches Signal zu wirken. Für uns ist das Buch eine erschütternde Lektüre. Für iranische Leser wäre es womöglich eine verändernde.«

Eberhard Falcke, Die Zeit, Hamburg, 18.6.2009



Mahmud Doulatabadi (*1940) gilt als bedeutendster Vertreter der zeitgenössischen persischen Prosa. Er arbeitet als Schriftsteller und Universitätsdozent für Literatur in Teheran.

Zur Webseite von Mahmud Doulatabadi.



Bahman Nirumand (*1936) studierte in Deutschland und promovierte 1960 über Bertolt Brecht. Im Iran war er Dozent an der Teheraner Universität, musste jedoch ins Exil gehen. Er lebt als Schriftsteller und Publizist in Berlin.

Zur Webseite von Bahman Nirumand.

Dieses Buch gibt es in folgenden Ausgaben: Taschenbuch, E-Book (EPUB) – Ihre Ausgabe, E-Book (Kindle), E-Book (iBook)

Mehr Informationen, Pressestimmen und Dokumente finden Sie auch im Anhang.

Mahmud Doulatabadi

Der Colonel

Roman

Aus dem Persischen und mit einem Nachwort von Bahman Nirumand

E-Book-Ausgabe

Unionsverlag

Impressum

Diese Übersetzung folgt dem Manuskript.
Die Übersetzung aus dem Persischen wurde unterstützt durch litprom – Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V. in Zusammenarbeit mit der Kulturstiftung Pro Helvetia.
Die erste Ausgabe dieses Werks im Unionsverlag erschien am 27.4.2009

© by Mahmud Doulatabadi 2009
© by Unionsverlag, Zürich 2015
Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Megumi Takamura
Umschlaggestaltung: Martina Heuer
ISBN 978-3-293-30508-3

Diese E-Book-Ausgabe ist optimiert für EPUB-Lesegeräte
Produziert mit der Software *transpect* (le-tex, Leipzig)
Haupttext (E-Book-Body): Version 1
Zusatztexte (Front-/Backmatter): Version vom 15.11.2015, 19:19h

DRM Information: Der Unionsverlag liefert alle E-Books mit Wasserzeichen aus, also ohne harten Kopierschutz. Damit möchten wir Ihnen das Lesen erleichtern. Es kann sein, dass der Händler, von dem Sie dieses E-Book erworben haben, es nachträglich mit hartem Kopierschutz versehen hat.

Bitte beachten Sie die Urheberrechte. Dadurch ermöglichen Sie den Autoren, Bücher zu schreiben, und den Verlagen, Bücher zu verlegen.

www.unionsverlag.com
mail@unionsverlag.ch
E-Book Service: ebook@unionsverlag.ch

Unsere Angebote für Sie

Allzeit-Lese-Garantie

Falls Sie ein E-Book aus dem Unionsverlag gekauft haben und nicht mehr in der Lage sind, es zu lesen, ersetzen wir es Ihnen. Dies kann zum Beispiel geschehen, wenn Ihr E-Book-Shop schließt, wenn Sie von einem Anbieter zu einem anderen wechseln oder wenn Sie Ihr Lesegerät wechseln.

Bonus-Dokumente

Viele unserer E-Books enthalten zusätzliche informative Dokumente: Interviews mit den Autorinnen und Autoren, Artikel und Materialien. Dieses Bonus-Material wird laufend ergänzt und erweitert.

Regelmässig erneuert, verbessert, aktualisiert

Durch die datenbankgestütze Produktionweise werden unsere E-Books regelmäßig aktualisiert. Satzfehler (kommen leider vor) werden behoben, die Information zu Autor und Werk wird nachgeführt, Bonus-Dokumente werden erweitert, neue Lesegeräte werden unterstützt. Falls Ihr E-Book-Shop keine Möglichkeit anbietet, Ihr gekauftes E-Book zu aktualisieren, liefern wir es Ihnen direkt.

Wir machen das Beste aus Ihrem Lesegerät

Wir versuchen, das Bestmögliche aus Ihrem Lesegerät oder Ihrer Lese-App herauszuholen. Darum stellen wir jedes E-Book in drei optimierten Ausgaben her:

- *Standard EPUB:* Für Reader von Sony, Tolino, Kobo etc.
- *Kindle:* Für Reader von Amazon (E-Ink-Geräte und Tablets)
- *Apple:* Für iPad, iPhone und Mac

Modernste Produktionstechnik kombiniert mit klassischer Sorgfalt

E-Books aus dem Unionsverlag werden mit Sorgfalt gestaltet und lebenslang weiter gepflegt. Wir geben uns Mühe, klassisches herstellerisches Handwerk mit modernsten Mitteln der digitalen Produktion zu verbinden.

Wir bitten um Ihre Mithilfe

Machen Sie Vorschläge, was wir verbessern können. Bitte melden Sie uns Satzfehler, Unschönheiten, Ärgernisse. Gerne bedanken wir uns mit einer kostenlosen e-Story Ihrer Wahl.

Informationen dazu auf der E-Book-Startseite des Unionsverlags

Inhaltsverzeichnis

Cover
Über dieses Buch
Titelseite
Impressum
Unsere Angebote für Sie
Inhaltsverzeichnis

DER COLONEL

Erst einmal muss ich meine Zigarette ausmachen
Nachwort
Worterklärungen

Mehr über dieses Buch

Über Mahmud Doulatabadi

Über Bahman Nirumand

Andere Bücher, die Sie interessieren könnten

Bücher von Mahmud Doulatabadi
Zum Thema Iran
Zum Thema Arabien
Zum Thema Asien

Erst einmal muss ich meine Zigarette ausmachen ...

Dies war vielleicht seine zwanzigste Zigarette seit dem frühen Abend. Er bekam kaum noch Luft. Seine Zunge und sein Mund hatten den Geschmackssinn verloren.

Schau, wie die zersprungenen Fensterscheiben schwitzen. Was für eine Stille! ...

Der Türklopfer durchbrach mit jedem Schlag das Geräusch des Regens. Regen, nichts als Regen, und der Aufprall der Tropfen auf das alte, verrostete Blechdach war so monoton, dass er selbst zu einem Teil der Stille geworden war.

In all den langen Tagen meines Lebens habe ich nur ein einziges Mal die Dächer in der Dämmerung gesehen. Ich erinnere mich genau ... In der Dämmerung nach dem Regen, kurz vor Sonnenuntergang, leuchten die ockerfarbenen Dächer in trauriger Schönheit. Es war in der Zeit, als die ersten weißen Haare an seinen Schläfen sichtbar wurden. Damals war sein Gang noch aufrecht, er schritt mit erhobenem Haupt und spürte den Boden unter den Füßen. Er war noch nicht gealtert, verbraucht, sein Gesicht war noch nicht runzelig geworden, die Falten und Furchen der Angst und Enttäuschung hatten sich noch nicht in seine Stirn gegraben.

Meine Herren, ich muss doch zuerst meine Zigarette ausmachen, dann aufstehen, meinen Regenmantel um die Schultern legen, erst dann kann ich die Tür öffnen. Klopft ruhig weiter, wer immer ihr seid. Schon seit Jahren habe ich keine gute Nachricht mehr erhalten, und auch jetzt zu dieser ungastlichen Stunde mitten in der Nacht erwarte ich keine frohe Botschaft. Lass mich schauen. Wenn diese alte Uhr nicht nach- oder vorgeht, ist es halb vier. Schau, wie die zerbrochenen Fensterscheiben schwitzen ... Nur zu, klopft weiter, meine Lieben, klopft, bis sogar die

Toten aufwachen. Aber solange ich meinen Regenmantel nicht umgehängt und meine Pantoffeln nicht angezogen habe, werde ich nicht über die Terrasse in den Hof gehen. Ihr seht doch, dass es wie aus Gießkannen regnet ... Ich muss die elektrische Deckenlampe der Terrasse anmachen, bevor ich die Stufen hinabsteige. Wollt ihr denn, dass ich im Dunkel ausrutsche, hinfalle und mir die Schulter ausrenke? ... Ich komme schon. Hoffentlich brennt kein Licht in Amirs Zimmer im Keller. ... unbedingt Ruhe bewahren und beim Öffnen der Tür nicht überrascht und ängstlich wirken. Kein Zittern in den Augenwinkeln und ums Kinn, auf keinen Fall! Aber ich habe keine Kontrolle über das Zucken an meinem linken Auge. Sobald ich mich auf etwas konzentriere, geht es wieder los. Das kann ich nicht verhindern.

»Ja, meine Herren ... Ich komme ja schon ... Nur ein wenig Geduld!«

Er fragte nicht, wer da mitten in der Nacht an seiner Tür klopfte, nicht weil es ihm an Mut fehlte. Nein, das war es nicht. Eine solche Frage konnte ohnehin nichts ändern. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt: An einer geschlossenen Tür wurde mitten in der Nacht nie ohne Grund geklopft.

Es gibt keinen Ausweg ... Tief Atem holen ... Und lieber nicht überlegen, wie viele Zigaretten ich in den letzten vierundzwanzig Stunden geraucht habe. Fest bleiben und jetzt keine Entscheidungen treffen, die völlig undurchführbar wären. Ich muss beim Öffnen der Tür meine Nerven im Zaum halten. Mein unruhiges Atmen könnte als Zeichen der Angst gedeutet werden, also tief durchatmen und dann mit größter Gelassenheit die Tür öffnen.

»Herr Colonel!«

»Ja, meine Herren.«

»Sind Sie es, Herr Colonel?«

»Ja, mein Herr, wer sollte es sonst sein?«

»Warum öffnen Sie nicht die Tür?«

»Sofort, ich werde gleich aufmachen. Ich suche doch den Schlüssel. Hier, hier ist er. Ich habe ihn gefunden. Aber nein, das ist der Schlüssel für die Truhe. Ich muss gehen und den richtigen Schlüssel suchen. Bitte verzeihen Sie, es dauert nur noch einen Augenblick.«

Wo habe ich ihn bloß hingelegt? Auf den Sims oder auf den Tisch? Ich stecke doch den Schlüssel immer in die Tasche. Für alle Fälle. Seit dem Nachmittag habe ich das Haus nicht verlassen, brauchte also auch nicht meine feuchten Kleider zu wechseln. Es kann natürlich sein, dass ich den Schlüssel zusammen mit dem Rosenkranz und dem Feuerzeug – dem Benzinfeuerzeug aus Deutschland, das nicht mehr funktioniert – auf den Sims über dem Kamin, neben dem Foto vom alten Colonel gelegt habe. Ja, richtig …

Tatsächlich, der Schlüssel lag dort, genau vor den schwarz glänzenden Stiefeln des alten Colonels, neben dem Passbild von Mohammad Taghi, das der für seinen Führerschein hatte machen lassen. Seit mehr als zwei Jahren, vielleicht auch seit drei Jahren, stand dieses Foto neben den schwarz glänzenden Stiefeln des alten Colonels. Denn der Colonel wollte sich so an den Anblick seines Sohnes gewöhnen.

Ja, ich muss mich wieder an den Anblick meiner Kinder gewöhnen …

In der Tat war dieser Entschluss aus einem Bedürfnis entstanden, sich vor etwas zu schützen. Er hatte das Foto seines Sohnes in seinem Blickfeld aufgestellt, wie um sich zur Wehr zu setzen, sich zu wappnen gegen etwas, das aus der Tiefe seines Herzens heraus in seinen Schädel eingedrungen war. Solange das Foto Mohammad Taghis vor seinen Augen stand, würde er nicht Gefahr laufen, von Erinnerungen an den Jungen überwältigt zu werden. So hoffte er zumindest. In Wirklichkeit diente der ständige Blick auf das Foto zur Abwehr gegen etwas, das ihn vernichten wollte. Abwehr gegen alles, was ihn bedrohte, war ihm zur Gewohnheit geworden. Es war wie beim Militärmanöver. Oder im Krieg. Im Krieg erzielen nur Überraschungsangriffe eine vernichtende Wirkung, und wer vorbereitet ist, kann sie erfolgreich abwehren.

Wahrscheinlich hatte er mit derselben Absicht das große Foto, das den alten Colonel in voller Gestalt zeigt, über ein halbes Jahrhundert vor Augen gehabt, und er hatte den Wunsch, ja die Sehnsucht, auch das Foto seiner Frau unter die Schwertspitze des Colonels, in die linke Ecke des Bilderrahmens zu klemmen, um es ständig vor sich zu sehen.

Aber ich schaffte es nicht, und ich kann es immer noch nicht …

Das Foto von Parwaneh hingegen stand schon eine Weile unter den Stiefeln des alten Colonels. Er hatte es, nachdem Parwaneh drei Tage und Nächte nicht nach Hause gekommen war, im rechten Winkel neben dem Foto von Mohammad Taghi platziert. Das war vor zwei Monaten gewesen, und seither hatte er versucht, sich an den Anblick seiner Tochter zu gewöhnen, auch an das Foto von Masud, den man Masud den Kleinen nannte, ja, den Kleinen. Vielleicht weil er schwarze, buschige Augenbrauen und eine kleine Stirn hatte. Die Kinder hatten ihn »den kleinen Wilden« genannt.

»Jetzt habe ich den Schlüssel gefunden, gerade eben habe ich ihn gefunden. Gleich mache ich die Tür auf, sofort. Seien Sie willkommen, treten Sie ein. Ich wünsche einen guten Abend.«

Da war er wieder, dieser fahle Lichtstrahl, der, vom Märtyrer-Denkmal am Ausgang der Gasse kommend, das Gesicht des Colonels wie im Mondschein erhellte. Er fiel von hinten auch auf die zitronenfarbenen Anoraks der beiden Männer. Vermischt mit den Regentropfen, hatte sich der Lichtstrahl wie weißer Staub auf die Schulterblätter und den Rand ihrer Kapuzen gelegt und beleuchtete die Silhouetten der Besucher, sodass der Colonel erkennen konnte, dass beide Männer jung und bewaffnet waren. Vielleicht war das der Grund dafür, dass der Colonel seine eigene Stimme nicht hören konnte – unwillkürlich wiederholte er den Gruß, blieb unterwürfig stehen, wartete, bis die beiden jungen Männer sagten, was sie wollten, um dann ihren Anweisungen zu folgen.

Einer von ihnen holte schließlich aus der weiten Tasche seines Anoraks eine Taschenlampe heraus, und obwohl das kalte Licht des Märtyrer-Denkmals das Antlitz des Colonels erhellt hatte, richtete er den starken Lichtstrahl der Taschenlampe auf dessen Gesicht, schwenkte dann den Strahl im verregneten Hof herum, und bevor das Licht aufs Wasser des Beckens fiel, richtete er den scharfen Strahl genau auf die feucht gewordenen Pantoffeln des Colonels. Dann schaltete er die Taschenlampe aus. Vielleicht wollte er auf eine Entscheidung oder Handlung seines Kollegen warten.

Der Colonel war von Kopf bis Fuß erfüllt von Fragen. So wie er im Regen

stand, mit gespreizten Schultern, dem Buckel im Rücken und erstarrtem, verängstigten Blick, sah er aus wie ein von ungeschickter Hand gekritzeltes Fragezeichen. Er hatte sogar die Höflichkeitsfloskeln, die traditionell zur Begrüßung ausgetauscht werden, vergessen. Er starrte nur auf die jungen Männer, die immer noch wortlos an der Tür standen und im regengesättigten Lichtstrahl des Märtyrer-Denkmals nach irgendetwas zu suchen schienen.

Was ging ihnen wohl durch den Kopf? Mehr als diese Frage beschäftigte den Colonel – abgesehen von der Angst, die wie ein Strom ständig durch sein Innerstes floss – die Feststellung, dass die beiden Jungs im selben Alter waren wie Mohammad Taghi und dessen jüngerer Bruder. Mohammad Taghi war, als er im Februar 1979 starb, einundzwanzig Jahre alt, und Masud müsste, sollte er noch am Leben sein, jetzt sechsundzwanzig geworden sein.

Was hätte ich tun sollen? Was? Es hätte doch keinen Sinn gehabt. Nein, ich konnte nichts tun. Alles war mir aus den Händen geglitten. Die Kinder waren erwachsen, jeder von ihnen eine eigenständige Person. Sie brauchten nicht mehr auf mich zu hören. Hätte ich ihnen befehlen können, sich nicht so zu ereifern? Schließlich war die Revolution ausgebrochen, die Revolution. Und in Zeiten der Revolution sucht jeder seinen eigenen Vorteil. Es sei denn, man ist noch jung. Junge Menschen haben nicht nur ihren Vorteil im Auge. In der Revolution suchen sie ihre eigene Wahrheit, ihre eigene Lebenswahrheit. Und natürlich, nichts weckt bei Jungen so viel Leidenschaften wie eine Revolution. Wie die Taube, die zur Sonne fliegt, so hoch, bis sie verbrennt. Ein solcher Akt ist für die Jugend der Gipfel der Wahrheit. Genau das ist meinen Kindern widerfahren, die Revolution hat sie mir geraubt. Ich habe keine Ahnung, wohin und wie hoch sie fliegen und ob sie nicht längst verbrannt sind. Wehe, wehe den Nachbarn, den Mitbürgern, den Landsleuten, wenn diese Jugendlichen von ihrem hohen Flug, von der Grenze des Verbrennens zurückkehren und mitten in einer Welt voller List und Verlogenheit ihre Wahrheit finden wollen? Dann ... Dann werden die glühenden Fetzen ... die geschmolzenen Fetzen ... Ein Strom aus Feuer und Glut ...

»Meine Söhne ... Meine Kinder! ... treten Sie bitte ein, Sie brauchen nicht im Regen zu stehen. Das schickt sich nicht.«

Was hätte der Colonel anderes sagen können? Selbst wenn die beiden ihm ihre Ausweise nicht gezeigt hätten, hätte er sie ins Haus hereingelassen. Es war nicht zu verhindern.

Die Wahrheit ist, dass ich Angst habe, seit Langem plagt mich die Angst ...

Vielleicht hätte er die Tür gar nicht abzuschließen brauchen. Wäre sie offen gestanden, wäre dasselbe geschehen, was jetzt geschehen war. Aber das Abschließen der Haustür war inzwischen zu einem Teil seiner Natur geworden. Es war keine bewusste Handlung mehr, kein Versuch, irgendetwas zu schützen. Nein, es war eine Gewohnheit, gewachsen aus Angst.

Ich habe Angst, meine Herren, Angst. Wovor, vor wem, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass der Mensch etwas anderes ist als die Kleider, die er trägt. Dass all die schönen Worte und Höflichkeitsfloskeln nichts über ihn aussagen. Und wenn ich durch die Menschen hindurchsehe, erschrecke ich, denn sie erinnern mich an eine Herde wilder Stiere – wie ich sie vermutlich einmal im Kino gesehen habe. Dann schließe ich die Augen, das heißt, meine Augen schließen sich aus lauter Angst von selbst. Denn ich spüre, wie eine furchterregende Herde von Menschen, aus deren Stirnen merkwürdige Hörner herausragen, sich in Bewegung setzt, um alles zu vernichten, auch mich und meine paar Knochen, die noch übrig geblieben sind. Ein Albtraum, meine Herren! ...

»Warum nehmen Sie nicht Platz, bitte setzen Sie sich doch! Ja, diese Stühle sind schwach geworden, wenn man sich daraufsetzt, knirschen sie, als habe man sich auf trockenes Brot gesetzt. Aber ein alter Spruch sagt: Alles, was im Haus ist, ist dem Gast genehm. Wie auch immer, nehmen Sie doch bitte Platz!«

Sie werden sich wohl hinsetzen, oder? Ja, sie setzen sich. Ein Handtuch, ja natürlich ...

Er hätte ein Handtuch nehmen und seine weißen, vom Regen nass gewordenen Haare, den Hals, die Stirn, die Augenbrauen trocknen

können. Aber es war zu spät. Es war ihm zu spät eingefallen. Dass er sich jetzt aber eine Zigarette angezündet und mit dem Rücken zum Ofen auf einen der opiumfarbenen Stühle gesetzt hatte, stimmte ihn zufrieden, ja, er spürte sogar Ruhe, obwohl er mit der rechten Hand seinen linken Arm festhalten musste, um das unaufhörliche Zittern zu verhindern. Noch schlimmer aber war das Zittern der Zigarette, die zwischen zwei Fingern klemmte, er konnte es kaum verbergen. Unsere Stadt ist klein, ist nicht einmal Provinzhauptstadt, hier kennt jeder jeden. Wenn ich mich also einen Augenblick lang konzentrieren und meine Nerven beherrschen könnte, würde ich sicherlich meine Gäste erkennen, zumindest würde ich herausfinden, wer ihre Eltern sind. Ich bin zwar in dieser Stadt nicht geboren, lebe aber seit Langem hier, jedenfalls seit meine Tochter Parwaneh geboren wurde. Als wir in diese Stadt zogen, war mein ältester Sohn Amir nicht älter als fünfzehn und die anderen Söhne noch so klein, dass sie bald den Dialekt der Einheimischen sprachen. Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich lassen würde, könnte es mir sicherlich gelingen, meine Gäste so weit zu bringen, dass sie gestehen, meine Söhne Masud und Mohammad Taghi zu kennen. Vielleicht waren sie sogar Freunde. Selbst wenn sie nicht in derselben Klasse waren und nicht nebeneinander auf der Schulbank saßen, haben sie sich in den unruhigen Tagen und Nächten der Revolution sicher kennengelernt …

Die Gäste schwiegen, wichen seinem Blick aus. Es schien, als schämten sie sich.

Der junge Mann, der den Colonel an Mohammad Taghi erinnerte – oder der Colonel wünschte, dass es so wäre –, verlor schließlich die Geduld. Er stand auf, stellte sich vor das große Porträt des alten Colonels, starrte auf das Foto von Mohammad Taghi und blieb einige Augenblicke so stehen. Die Kapuze des Anoraks hing von seinen Schultern herab. Der andere junge Mann, der, wie Colonel meinte, von Gesicht und Gestalt her Masud ähnlich sah, saß immer noch schweigend dem Colonel gegenüber, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Hände gefaltet, und blickte ins Leere, vielleicht auf das schon zerfranste, alte, rote Tischtuch.

Die Jungen … Sie wirken so schüchtern, doch in ihrem Innern hält sich

eine ungeheure Kraft verborgen, die sie unglaublich schnell in schreckliche Raubtiere verwandeln kann. Tiere, die vor keinem Verbrechen zurückschrecken. Werden sie gerade darum immer wieder mit der Ausführung der schrecklichsten Verbrechen beauftragt? Durch die ganze Geschichte hindurch haben sie diesen Auftrag mit großem Erfolg erfüllt. Heldentaten nennen sie das! Und wir? Wir schicken die unreifen Menschen auf die Straße, treiben sie in die Arme der Drahtzieher der Grausamkeit. Bis schließlich unser eigenes Fleisch und Blut, das man uns entrissen hat, den Dolch auf uns richtet …

Mein Mohammad Taghi war im ersten Jahr seines Medizinstudiums …

Ich kannte ihn. Ich kannte ihn …

Hatte der Colonel diesen Satz überhaupt geäußert? Hatte er diese Antwort erhalten? Die Art, wie der junge Mann vor dem Foto stand, vermittelte ihm den Eindruck, er habe seinen Sohn gekannt. Er wollte sich dessen vergewissern, obwohl es an dem, was bevorstand und ihm noch unbekannt war, nichts ändern würde. Aber vielleicht konnte das Wissen um eine solche Bekanntschaft dem Colonel für einen Augenblick Erleichterung verschaffen, ihn aus dem schwindelerregenden Strudel, in den er geraten war, für eine kurze Zeit herausholen.

Er ist genauso ungeduldig wie Mohammad Taghi! …

Genau aus diesem Grund harrte er nicht lange vor Mohammad Taghis Bild aus. Der Colonel konnte sich schon denken, dass der junge Mann auch vor Parwanehs Foto nicht lange stehen bleiben würde. Nein, er kehrte zurück, setzte sich, warf einen Blick auf seine Armbanduhr und wandte das Gesicht seinem Kollegen zu. Dem Colonel schien, als fühle der junge Mann das Drängen der knappen Zeit. Ihn selbst hingegen beunruhigte die Unsicherheit, die er aus jedem Detail ihres ungeschickten Verhaltens spürte. Welchen Schicksalsschlag hatte er zu erwarten? Er konnte nur warten, warten. Er war sich gewiss, dass diese jungen Männer, die einst glühend vor Begeisterung losgezogen und nun enttäuscht zurückgekehrt waren, nicht an seine Tür geklopft haben, um seine Wunden zu lindern. Also musste er warten.

Er wartete, bis einer der beiden sagte: »Bitte folgen Sie uns zu einem

kurzen Besuch bei der Staatsanwaltschaft.«

»Staatsanwaltschaft?«

»Dort werden Sie alles erfahren, Colonel!«

Nein, ich darf kein Erstaunen zeigen. Ich darf nicht unwillig wirken. Ich … Ich versuche schon seit Langem, nicht aus der Rolle zu fallen und unter allen Umständen Ruhe zu bewahren. Außerdem habe ich mir vorgenommen, mich nicht mehr von einem Ereignis oder einer Nachricht überraschen zu lassen. Nein, mag geschehen, was will, ich darf mich über nichts wundern. Wer sich über nichts wundert, den kann nichts überraschen. Ohnehin lebe ich ja ganz in den Ereignissen und Erlebnissen der Vergangenheit. Vielleicht lässt sich dies mit meiner Tätigkeit in der Armee des Schahs oder meiner Teilnahme am Krieg erklären oder mit dem, was mit meiner Frau oder mit Parwaneh geschah. Ich weiß es nicht. Es kann tausend Gründe haben. Aber … Aber… Dieses Beben meines Herzens, darüber habe ich keine Macht. Dagegen kann ich nichts tun.

Ich muss doch die Zimmertür abschließen, bevor ich die Treppe hinuntergehe. Ich muss sie abschließen. Selbstverständlich, das tue ich. Zum Glück habe ich meinen Hut nicht liegen gelassen, ich trage ihn auf dem Kopf. Trotzdem hebe ich zur Sicherheit noch einmal die Hand hoch und prüfe, ob ich ihn auf dem Kopf trage. Ich habe meine Sinne beisammen und weiß, dass ich den Kragen meines Mantels hochschlagen muss, damit die aneinandergeketteten Regentropfen nicht durch den Kragen herabrollen können. Natürlich achte ich darauf, mich so zu verhalten, dass die beiden nicht merken, dass Amir sich im Keller aufhält. Vielleicht ist das unwichtig, doch irgendwie habe ich das Gefühl, dass Amirs Verhalten und der Umstand, dass er sich seit einem Jahr isoliert im Keller aufhält, Neugierde, ja sogar Verdacht wecken könnten. Denn, logisch gedacht, gibt es keinen vernünftigen Grund, weshalb ein ehemaliger Häftling, der noch nicht einmal das vierzigste Lebensjahr erreicht hat, sich im Hause seines Vaters, im Keller abkapselt, ja, man könnte sogar sagen, einsperrt und jeden Kontakt mit anderen Menschen, sogar mit seinen Nächsten, meidet. Natürlich provoziert das Verdacht, erst recht bei einem Menschen wie Amir. Ob Amir verrückt ist? Nein, man

darf einen solchen Gedanken nicht einmal zulassen. Ich habe ihn doch des Öfteren mit seiner Schwester Farzaneh reden gehört. Zwar redet unsere Farzaneh viel und auch immer wieder das Gleiche, aber sie ist fast gleich alt wie Amir, und wenn sie Zeit hat, schaut sie bei ihm vorbei, setzt sich auf die Kellertreppe und fragt ihn mit geschwisterlicher Anteilnahme:

»Warum sitzt du so bekümmert da, Bruder? Was ist denn geschehen? Du verhältst dich so, als sei die Welt untergegangen! Du bist doch nicht der Einzige, der seine Arbeit verloren hat. Das ist kein Grund, dich in eine Ecke zu verkriechen, als hättest du die Lepra. Was ist los, lieber Amir, mein lieber Bruder? Denk doch auch ein wenig an Vater. Nach Mohammad Taghis Tod ist er sehr alt geworden. Soll er jetzt vor Kummer über dich sterben? Er hat viele Qualen erleiden müssen, das weißt du besser als wir alle. Du bist doch jetzt der große Sohn und musst dich um die Familie kümmern, um uns alle. Ich bin eine verheiratete Frau und kann keine eigenen Entscheidungen treffen. Du weißt, dass mein Mann mir untersagt hat, zu euch zu kommen. Mein Sohn beginnt allmählich einiges zu verstehen. Mein Mann fragt ihn aus, auch meine Tochter fragt er aus. Und dann hab ich noch das kleinste Kind, das macht so viel Arbeit. Mein Mann Ghorbani Hadjadj ist äußerst misstrauisch und ängstlich. Deshalb fragt er meinen Sohn aus, und der Junge kann seinen Mund nicht halten. Einem Kind kann man das nicht erklären. Aber wenn ich euch nicht sehe, finde ich keine Ruhe, es ist, als würden meine Kleider auf der Haut brennen. Doch ich habe keine andere Wahl, lieber Bruder, ich muss meinen Mann ertragen, muss ihm gehorchen. Vielleicht, vielleicht werde ich euch nicht mehr besuchen können. Denn Ghorbani Hadjadj meint, diese Besuche bei euch würden seinem Ruf schaden und ihm womöglich Schwierigkeiten bereiten. Er macht sich Sorgen um seine Stelle. Über euch, über unsere Familie wird übel geredet. Wir haben einen schlechten Ruf. Du weißt, mein Bruder, ein schlechter Ruf, der an einem haftet, ist schlimmer als ein Dach, das einem auf den Kopf stürzt. Bei jeder Trauerzeremonie, die ich besuche, schwatzen die Weiber über euch. Manche von ihnen haben sehr böse Zungen, mein Bruder. Ich kann solche Zusammenkünfte nicht ganz meiden. Aber wenn ich dort bin, fühle ich

mich wie eine Fremde, auch mir selbst gegenüber. Ich möchte mit hundert Zungen allen mitteilen, dass ich eine ganz andere bin, als ich scheine, dass ich mit den Gedanken ständig bei euch bin. Ich habe keinen anderen Ausweg, lieber Bruder, als mich von euch, das heißt in Wirklichkeit von mir selbst, fernzuhalten. Doch jedes Mal, wenn ich dich sehe oder an dich denke, wenn ich mich an das Schicksal unseres Vaters erinnere, der wie ein Küken zusammengeschrumpft ist, dann spüre ich aus Kummer einen Kloß im Hals, mein Herz droht zu zerbersten. Dann will ich nur noch zerschmelzen und in der Erde versinken. Amir ... Amir, lieber Bruder, sag etwas, gib mir eine Antwort. In diesem Zustand machst du unserem Vater den allergrößten Kummer. Er wird es nicht verkraften. Was ist denn in dich gefahren? Dir ging es doch gut. Du gabst allen Ratschläge und brachtest jedem etwas bei. Deine Schüler kreisten wie Schmetterlinge um dich herum, liebten dich wie ihren großen Bruder ... Deine Schläfen sind grau geworden, lieber Bruder Amir!«

Ich hörte ihre Stimme, während ich zum hundertsten Mal im Shahnameh unseres großen Epikers Firdausi die Geschichte von König Manutschehr las. Seine Söhne Salm, Tour und Iradj waren mir inzwischen so nah, dass ich sie vor mir sah und ihre ausweglose Lage nachfühlen konnte. Vor Kurzem hatte ich Amirs Augen gesehen, sie sahen aus wie vertauscht, mehr als je zuvor, und in seinen Pupillen hatte sich eine Stimmung zwischen Scham, Angst und Zweifel eingenistet, etwas, das mehr war als Hoffnungslosigkeit. Seine langen, schmutzigen Haare fielen auf seine Schultern, und die Haare an seinen Schläfen waren weiß geworden. Ich sah meinen Sohn durch die trüben Fensterscheiben des Kellers, sah, wie er Tag für Tag zusammenschrumpfte und älter wurde. Aber ich konnte nichts für ihn tun. Oft hörte ich nachts seine schrecklichen Schreie. Ich konnte seine beängstigenden Träume so gut nachfühlen. Albträume von einem Sturz, Menschen stürzen von hohen Dächern, von großen, hohen Felsen ins Leere, ins Nichts. Junge Männer stürzen in ein schwarzes Loch der Hoffnungslosigkeit. Verzerrte Gesichter, die Qualen leiden, wilde Schreie der Hoffnungslosigkeit. Männer, die ihre Söhne zum Schlachthof führen, damit sie schneller

enden. Frauen, die ihre Gebärmutter herausreißen, um die Bildung von Embryos zu verhindern. Ich hörte dumpfe Schreie der Hoffnungslosigkeit, wie in Watte gepackt. Es waren schreckliche Ereignisse, die ihn plagten. Ich habe ein Leben lang gebraucht, um mich an solches zu gewöhnen. Heute kann ich es hinnehmen. Aber Amir schafft es noch nicht, solche Schläge des Schicksals als Normalität aufzufassen. Schuldgefühle – das ist mein Eindruck – plagen ihn wie ein Stachel im Fleisch. Im Vergleich zu mir ist Amir noch jung, aber nicht mehr so jung, dass ich ihm Ratschläge geben könnte. Genau deshalb verlieren mein Sohn und ich allmählich unsere gemeinsame Sprache. Amir redet nicht gern, und mir ist jede Unterhaltung peinlich. Worüber könnte ich mit ihm sprechen, wenn das Gespräch rückhaltlos und echt sein sollte? Wie kann ein Volk so viel Ungesagtes und so viel Schweigen erdulden? Bleibt also nur Farzaneh, die sich gelegentlich, hinter dem Rücken ihres Mannes, ein Stündchen stiehlt, Amir aufsucht und sich bemüht, ihn mit ihren einfachen, direkten, ungekünstelten Worten zum Sprechen zu bringen. Vielleicht ist nur auf diese Weise ein großes Unglück in Worte zu fassen. Farzaneh denkt gar nicht erst lange über das richtige Wort nach, sie hat keine Skrupel. Sie setzt sich ganz einfach auf die unterste Stufe der Kellertreppe, nimmt ihr kleines Kind auf die Knie, und während ihre beiden anderen Kinder über ihre Schultern klettern, redet sie unter Tränen mit Amir. Und wenn ich die Ohren spitze, kann ich sie hören:

»Aus lauter Kummer bekomme ich einen Kloß im Hals, lieber Bruder. Hab wenigstens mit mir Erbarmen. Ich kann es nicht mehr mit ansehen, dass auch du vor meinen Augen Stück für Stück verfällst. Jeden von euch habe ich auf eine andere Weise verloren. Zuerst war es Mohammad Taghi. Auch von Masud kommt kein Lebenszeichen mehr. Allmählich verliere ich die Hoffnung. Und unsere Schwester Parwaneh, Parwaneh, meine kleine Schwester. Jedem auf dieser Welt ist der Tod sicher. Aber der Tod ist hässlich geworden, würdelos. Vermutlich wird man uns bald auch Masuds Leichnam oder irgendein Zeichen seines Todes bringen. Ich erinnere mich an den Tag, als Mohammad Taghis Leichnam gebracht wurde. Noch heute kommen mir deswegen die Tränen. Tod und immer wieder Tod, wie oft

noch? Meine Brüder, meine Brüder! Schau, was alles geschehen ist, dass ich so offen, ohne jede Achtung über den Tod sprechen kann. Was wird mit unserer Schwester geschehen, Amir, mit unserer kleinen Schwester? Die Stadt ist voller Märtyrer-Denkmäler, sie tragen die Särge durch die Gassen, auf den Straßen fließt Blut, und mein Mann ist zum Tagelöhner des Todes geworden, denn er hat beschlossen ..., was weiß ich! Und ich, lieber Bruder, ich ersticke fast vor Verzweiflung. Und du schweigst und schweigst. Rette mich aus dieser Verzweiflung, Amir, rette mich! Ich sehe, wie du immer mehr abnimmst, du bist nur noch ein Schatten. Quäl mich nicht, Amir! Sag wenigstens ein Wort!«

Nein, ich kann nicht glauben, dass mein Amir seine Sinne verloren hat, nein, das darf nicht sein. Aber diese verwirrenden, erschreckenden Albträume! ...

Der Colonel hatte bei Amir kein ungewöhnliches Verhalten beobachten können. Selbst nach den schrecklichen Albträumen hatte sich Amir ganz ruhig auf die Bettkante gesetzt, sich mit einem alten Tuch den Schweiß von der Stirn und den Augenlidern gewischt und sich eine Zigarette angezündet. Der Colonel hatte sogar gehört, wie Amir zu sich selbst sagte: »Ich werde es durchstehen, ich werde alles versuchen, wenn nur die Albträume aufhören.« Er hatte aus Amirs Mund den Satz gehört: »Ich habe noch alle meine Sinne beisammen, dafür gebe ich mein Wort.« Der Colonel war überzeugt, dass sein Sohn alle Sinne beieinanderhatte und gewillt war, das durchzustehen. Er hatte ja nicht einmal mit der Arbeit an der Statue für Amir Kabir aufgehört. Der Colonel hatte ihren Schatten durch die verstaubte Fensterscheibe gesehen. Wie könnte er also die Hoffnung auf den Sohn aufgeben?

Ich selbst habe ihn mit Amir Kabir bekannt gemacht, ihm gesagt, dass dieser Mann immer als Symbolgestalt in uns weiterleben muss. Hätte ich das nicht tun sollen? Ich muss allerdings gestehen: Beim Gedanken, dass ich zu meinen Kindern über die Freidenker und Patrioten unseres Volkes gesprochen habe, überfällt mich manchmal ein Gefühl der Verlegenheit, der Scham. Als hätte ich an meinen Kindern Verrat geübt. Zum Glück verschwinden aber solche Gedanken rasch, bevor sie sich in mir

festsetzen. Doch – das war meine Pflicht als Vater. Ja, es war meine Pflicht, sie über die Fortschritte in der Geschichte der letzten hundert Jahre aufzuklären. Daraus schöpft man doch die Kraft zum Weiterleben! Junge Menschen hungern nach neuen Ideen, und kein Vater hat das Recht, diesem Verlangen gegenüber gleichgültig zu sein. Wer kann mir das zum Vorwurf machen? Hätte ich ihnen die Wahrheit verschweigen und ihnen Lügen aufschwatzen sollen? Sie hätten die Wahrheit ohnehin selbst herausgefunden. Keiner schafft es, einem Jungen aufzuschwatzen, er solle die Nacht als Tag bezeichnen. Nein, ich brauche mich nicht zu schämen. Wie komme ich überhaupt auf solche Gedanken. Was ist geschehen, dass man selbst die vernünftigsten Taten bereuen muss? Meine Kinder, meine Kinder! …

»Mein Schädel … Mein Schädel platzt, lieber Vater!« Diesen Klageruf hatte der Colonel oft durch Wand und Fenster des Kellers hindurch vernommen. Dort saß Amir, den Kopf zwischen seine Hände gepresst. Nach seinen Albträumen wirkte Amir immer ausgelaugt, ratlos, fiebrig und verzweifelt, weil er keine Antwort auf seine Fragen gefunden hatte und auch nicht wusste, wo auf dieser Welt er sie finden könnte. Der Colonel vermutete, dass sein Sohn immer wieder zu diesem unauflösbaren Knoten gelangte, bei dem jedes Weiterdenken unmöglich wurde. Dabei schien Amir durchaus bei Sinnen, der Colonel war davon überzeugt, dass Farzaneh sich irrte, wenn sie glaubte, Amir sei dem Wahn verfallen. Farzaneh solle Amir nur ja nicht provozieren, meinte er. Vor allem solle sie nicht über ihre Geschwister reden, denn das löste bei ihm Verzweiflung aus. Abgesehen von diesen Attacken der Verzweiflung schien er nie an seine Geschwister zu denken. Vielleicht weil er den Mut verloren hatte, über das Unglück nachzudenken, ja, noch schlimmer, weil ihn Zweifel und Resignation völlig zermürbt hatten. Der Colonel konnte das gut verstehen. Wer so ins Leere fällt, findet keinen Weg mehr heraus. Er dreht sich so lange im Kreis, bis er, benommen vom Schwindel, hinfällt und alles aufgibt.

»Ich bin mir selbst ein Rätsel geworden. Ein Rätsel, das nur der Tod

entwirren kann. Nicht nur mein Volk und mein Land, auch ich selbst bin verzweifelt. Wer bin ich, was bin ich, wo gehöre ich hin?«

Vielleicht hatte der Colonel diese Worte gar nicht wirklich aus dem Munde Amirs gehört. Es muss ja nicht jeder Gedanke ausgesprochen werden, um Gehör zu finden. Vielleicht hatte er Amirs Worte aus dem Gesichtsausdruck seiner Tochter Farzaneh herausgelesen. Farzaneh biss sich auf die Lippen und weinte. Sie war mager geworden, doch immer noch weckte sie in ihm die Erinnerung an ihre Mutter. Hellbraune Haare, grünliche Pupillen, eine klare Stirn, wohlgeformte Lippen, feines Kinn, aber jetzt ein Ausdruck von Verwirrung und Scheitern im Gesicht. In ihrem Blick las er den Zustand Amirs und den Zustand eines jeden Mitglieds der Familie.

»Du bist verloren, Schwester, und ich, Amir, habe meine Überzeugungen verloren.«

Der Colonel wusste es, er wusste, dass sein Sohn dabei war, sich zu verwandeln, doch er weigerte sich, dies als Weg in den Irrsinn zu akzeptieren. Er sah Amir in Erstarrung und Leblosigkeit eintauchen, sah aber auch immer wieder Angst und Scham, Hoffnungslosigkeit und Scheitern in seinem Blick. Dann und wann aber konnte er Hoffnung schöpfen, wenn er durch die trüben Fensterscheiben Amirs Schatten bei der Arbeit an der Büste von Amir Kabir betrachtete. Das tut ihm sicher gut, dachte er. Und besorgt stellte er fest, dass sich die Abstände zwischen Amirs Albträumen immer weiter verkürzten.

Hätte er Amir vor den Besuchen des Khazar Djavid in seinem Haus warnen sollen? Der Colonel grübelte und machte sich Vorwürfe: »Seit Langem biete ich all meine Kraft auf, klaren Kopf zu bewahren und nicht auszurasten. Keine schlechte Nachricht, kein frisches Verhängnis soll mich überrumpeln. Obwohl, wenn ich Amir vor Khazar Djavids Besuch in unserem Haus gewarnt hätte, hätte ich vielleicht das Unglück verhindern, oder besser, es hinausschieben können. Doch meine Herren, mein Sohn war doch kein Kind mehr!

Habe ich eigentlich die Haustür abgeschlossen? Ja, ich kann den Schlüssel in der Manteltasche spüren. Aber habe ich wirklich

abgeschlossen? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich kann mich nicht erinnern. Wie kann ich mich denn vergewissern? Diese Unsicherheit quält mich so ...«

Dass er vor den beiden Beamten gehen musste, schien ihm selbstverständlich. Denn die Bestimmung war ihm bekannt: Ein Mensch, gegen den, aus welchem Grund auch immer, eine Klage vorliegt, der deswegen abgeführt wird, muss zwischen den beiden Beamten und ein kurzes Stück vor ihnen gehen. Diese Bestimmung war wohl überall und seit ewigen Zeiten gültig, und auch in Zukunft würde sich daran nichts ändern.

Ich werde mich nicht dagegen auflehnen, aber ich muss unbedingt wissen, ob ich die Haustür abgeschlossen habe! ...

Der Colonel war nicht mehr so jung, dass ihn jedes ungeschriebene Gesetz aufbrachte und zur Rebellion reizte. Er hielt den Kopf gesenkt, blickte auf seine Schritte, sein Rücken hatte sich gekrümmt, er fühlte, dass die graue Hutkrempe sein Gesicht bis zur Nasenspitze überschattete, dass die Flügel seines Mantels, als seien sie länger geworden, mit ihren Spitzen hin- und herschwankend den Schlamm auf der Straße streiften.

»Hier lang, Colonel!«

Ja, richtig, ich muss dorthin laufen, wo die Beamten es wünschen ...

Am Ende der Gasse angelangt, bogen sie in die Straße ein. Auch an dieser Kreuzung stand eines dieser unzähligen hell beleuchteten Denkmäler zum Gedenken an die Märtyrer und bestrahlte die ganze Kreuzung und noch ein gutes Stück der Straße. Danach gelangten sie zum Rathausplatz, an dessen Westseite sich die Staatsanwaltschaft befand. Vorbei an zwei Denkmälern in gleißendem Licht zu beiden Seiten des Eingangs betraten sie ein düsteres, kaum beleuchtetes Treppenhaus. Eine schwache Glühbirne, die an der Decke hing, konnte sich gegen das Dunkel kaum durchsetzen.

Das sind also ihre Sparmaßnahmen, dachte der Colonel. Vorsichtig und langsam nahm er Stufe um Stufe, denn sie waren vom regen Publikumsverkehr des vergangenen Tages noch nass und glitschig.

Der Colonel war, selbst in den Zeiten vor seiner Entlassung als Offizier,

kein Freund von Glücksspielen und dergleichen Zeitvertreib gewesen. Auch Billard oder Bridge war nie seine Sache gewesen. Aber er wusste – obwohl er selbst nie einen Billardstock in den Händen gehalten hatte –, dass sich im obersten Stock dieses Gebäudes einst ein Billardsalon befunden hatte. Als er jetzt diesen Mann an einem großen, mit grünem Tuch bezogenen Tisch sitzen sah – wie sehr er doch meinem Schwiegersohn Ghorbani Hadjadj ähnelt! –, gewann er die Gewissheit, dass dieser Tisch ursprünglich ein Billardtisch gewesen sein musste, den die Staatsanwaltschaft requiriert hatte. Die beiden jungen Männer nahmen an den Seiten des Tisches Platz.

»Sie sind ein ehemaliger Offizier, Colonel?«

»Ja, ich war Offizier.«

»Wenn Sie den Leichnam selbst in Empfang nehmen und begraben wollen, müssen Sie eine Gebühr zahlen.«

»Selbstverständlich ... Selbstverständlich.«

»Es ist schon alles vorbereitet. Zwei Beamte werden Sie bis zum Ende der Zeremonie begleiten. Bitte, gehen Sie dorthin ...«

»Dort!«

»Ja ... Ja ... Ja ... zu Befehl.«

Ich erwarte ja schon seit längerer Zeit keine guten Nachrichten mehr. Aber ist es zu viel verlangt, dass sie einem eine schlechte Nachricht nicht gerade in einer Situation überbringen, die denkbar die schlechteste ist? Was soll ich jetzt, mitten in der Nacht, tun? Aber natürlich wusste auch der Colonel, dass man diese späte Stunde gewählt hatte, damit die ganze Angelegenheit noch vor Sonnenaufgang erledigt werden konnte. Wer einen Funken Vernunft in sich hat, der begreift gewisse Dinge sofort, dem muss man nicht jede Kleinigkeit erklären. Es macht auch Sinn, den Beamten entgegenzukommen und sie nicht mit Fragen zu belästigen, deren Antworten man schon kennt. Der Colonel hatte verstanden, dass Parwanehs Beerdigungszeremonie still und geheim stattfinden musste und dass der erste Schritt bei der Zusammenarbeit mit den Beamten darin bestand, nicht einfach loszuheulen, sondern sich beherrscht, ruhig und würdevoll zu verhalten. Er handelte, wie er handeln musste. Ohnehin

schlossen die dürren Worte und das sachliche Verhalten der Beamten jeden Zweifel und jeden Gedanken an Trauer aus. So war der Colonel, statt Gefühle zu äußern, eine ganze Weile verdutzt und erstarrt stehen geblieben.

Da er die Kasse nicht finden konnte, kehrte er zu dem Billardtisch zurück, holte ungeachtet der geschuldeten Summe sämtliche kleinen und großen Geldscheine aus seiner Brieftasche heraus und legte sie auf den grünen Tisch. Es schien, als sei die Akte geschlossen. Was jedoch den Colonel nicht in Ruhe ließ, war die Tatsache, dass er sich über das Billardspiel geirrt hatte. Denn vor dreißig Jahren – oder war das noch länger her? –, jedenfalls in den Jahren vor der Bewegung zur Nationalisierung der Ölindustrie gegen England, war er an einem Herbstnachmittag, in Begleitung eines Kollegen, der später hingerichtet wurde, zu einem Billardsalon gegangen. Beide waren Leutnants. Sie hatten sich zum Stadtbummel auf der Lalehzar-Straße getroffen. Der Kollege hatte ihn zu ein oder zwei Runden Billard aufgefordert. Der Colonel hatte keine Ahnung von den Spielregeln, daher verlor er das Spiel. Doch der Salon, die vielen grün bezogenen Tische, die gedämpften Geräusche, die bunten Bälle, das schön geformte Dreieck, die leichten, gut gespitzten Stöcke, die Kreidestücke, die leeren Limonadeflaschen und schließlich die Bemerkung seines Freundes, das Spiel stamme aus Russland, waren ihm in Erinnerung geblieben. So ging er auf den Mann zu, der am Tisch saß, und als wollte er ein Geständnis ablegen, sagte er:

»Ich habe mich geirrt, ja, ein Irrtum, ich bitte um Verzeihung. Ich hatte vergessen, dass ich einmal in meinem Leben Billard gespielt habe.«

»Wie meinen Sie das, mein Herr?«

»Nichts, es war nichts, es ist mir nur so herausgerutscht. Wissen Sie, ich kann meine Zunge nicht mehr beherrschen. Ich habe auf einmal den Wunsch, mich an meine Sünden zu erinnern und sie jemandem mitzuteilen.«

Der Mann, der am Tisch saß, war ziemlich verwundert, prüfte mit kaltem Blick die Miene des Colonels und hielt, als habe er darin etwas Erstaunliches entdeckt, eine Zeit lang inne.

Der Colonel wendete sich ab, denn er merkte, dass der Mann seine Worte nicht verstehen konnte, dass er nicht in der Lage war, zu begreifen, wie der Colonel sich fühlte und warum er diese scheinbar unsinnigen Sätze geäußert hatte. Er war sich sicher, wäre der Mann an seiner Stelle, er wäre genauso verwirrt, würde auch in seiner eigenen Vergangenheit wühlen und versuchen, sich an seine Sünden zu erinnern, um diese, zumindest für sich selbst zu analysieren.

Wie komme ich überhaupt auf den Gedanken, dass ich jetzt für vergangene Sünden büßen soll? Wer kann nachvollziehen, dass ich in jedem Augenblick und bei jedem Schritt Schuldgefühle habe, die mich überwältigen, mich ersticken? Sie sind zu stark, ich weiß weder aus noch ein. Mir ist, als würden sie mir aufgezwungen. Meine Wahnvorstellungen gehen so weit, dass ich immer und überall das Gefühl habe, zwei unsichtbare Beamte würden mich verfolgen und all meine Handlungen und Bewegungen beobachten. Seit meinem Magengeschwür habe ich mit dem Trinken aufgehört. Auch nach der Liebe spüre ich, seit dem Mord an meiner Frau, weder Lust noch Verlangen. Es besteht also keine Gefahr, dass ich einen Blick auf eine Frau werfe oder – Gott bewahre – mich unsittlich verhalte. Ich bin auch nicht in irgendwelche Geschäfte verwickelt, laufe also nicht Gefahr, andere zu schädigen oder übers Ohr zu hauen. Meinen Lebensunterhalt kann ich dank einer geringen Rücklage, die meine Söhne und ich besitzen, bestreiten. Wenn jemand in meinem Leben nachforscht, wird er feststellen, dass ich bis zum heutigen Tag nicht einmal eine Packung Zigaretten von meiner Tochter, der Frau des Ghorbani Hadjadj, angenommen habe. Es ist auch noch nie vorgekommen, dass ich, ohne den Tee bezahlt zu haben, die Kneipe des Jussef Noghli verlassen hätte. Etwas auf Pump zu kaufen, ist mir zutiefst zuwider. Und das Sitarspiel – diesbezüglich möchte ich nicht mehr weiter in mir bohren. Ich habe früher gespielt, und heute sehne ich mich wieder danach. Aber es geht nicht mehr, meine Hände zittern. Seit Jahren habe ich meinen Sitar nicht mehr angerührt. Er hängt, eingepackt in einem alten Futteral, an der Wand. Fingerhoch liegt Staub darauf. Was noch? Es bleiben noch zwei wichtige Angelegenheiten, zwei große Sünden, die ich

in meinem Leben begangen habe. Einmal der Mord an meiner Frau. Und zum Zweiten die Befehlsverweigerung, als ich den Auftrag hatte, am Krieg gegen Dhofar teilzunehmen. Ja, ich habe meine Frau getötet, so ist es. Und ich habe den Befehl verweigert, am Krieg gegen Dhofar teilzunehmen. Auch das ist richtig.

Was kümmert mich, dass die Engländer den Sultan von Dhofar nicht den Barfüßigen und Habenichtsen überlassen wollten? Was kümmert mich, dass sie uns das Privileg geben wollten, ihre Waffenbrüder zu sein und den Schah damit zu ehren, die Kosten des Krieges zu tragen? Ich wusste nur, dass ich Nein sagen musste. Das habe ich getan, mein Herr!

Der Mann, der an dem grünen Tisch saß, erhob sich plötzlich, richtete sich kerzengerade auf und sagte in einem Ton, der zeigen sollte, dass er allmählich ärgerlich wurde: »Worauf warten Sie noch, die Nacht ist bald zu Ende!«

Die jungen Männer eilten herbei. Einer fasste den widerstandslosen Colonel am Ellbogen, drehte ihn um und führte ihn ab. Der andere steckte ihm eine Quittung in die Manteltasche und sagte: »Alles ist vorbereitet, Herr Colonel!«

»Ich weiß, mein Herr, ich weiß.«

»Das ist ein wichtiger und wertvoller Dienst, Colonel, die Teilnahme am Krieg in Dhofar! Es ist ein Zeichen der Dankbarkeit, das Seine Majestät der Schah patriotischen Offizieren, wie Sie es sind, erweist. Ich gratuliere Ihnen ...«

»Mein Herr ...«

»Viel Erfolg, Colonel!«

»Ich habe noch ein familiäres Problem, mein Herr. Das wissen Sie doch!«

»Schlagen Sie sich das aus dem Kopf, Colonel, eine Trennung ist nicht möglich. Das ist hier die Meinung.«

»Aber, Herr General, sie ist meine Frau.«

»Sie müssen die Umstände berücksichtigen. Herr Oberst, Ihre Frau muss

Ihren Familiennamen tragen. Außerdem müssen Sie in Betracht ziehen, dass Ihre Frau aus einer sehr bekannten Familie stammt.«

»Sicher, aber ich bin doch ein Soldat, mein Herr!«

»Wir sind alle Soldaten, Herr Oberst, reicht Ihnen diese Erklärung nicht? ...«

Mitten in der Nacht hatte man den Colonel zum Hauptquartier bestellt. Zur Nachtzeit werden die Verbrechen begangen. Zur Nachtzeit werden sie vorbereitet, zur Nachtzeit werden sie vertuscht. Die Täter fürchten das Tageslicht, bevor es hell wird, wollen sie ihre Hände in Unschuld waschen und das Flackern ihres Gewissens vor den Mitmenschen verbergen. Auch er selbst, der Colonel, hatte seinen Entschluss zu einem Verbrechen in der Nacht gefasst. Als er den schriftlichen Befehl, den er unter keinen Umständen ausführen wollte, aus den blassen, dicken Fingern des Generals empfangen hatte, beschloss er, seine Frau zu töten. Er fühlte, dass er nicht nach Dhofar fliegen und Schulter an Schulter mit den Engländern, unter dem Vorwand einer angeblichen Bedrohung durch die Sowjetunion, hungrige und verzweifelte Menschen töten konnte.

Während ich die Mappe, in der der Befehl lag, unter den Arm klemmte, drehte ich mich um, verließ das Hauptquartier und befahl meinem Fahrer, aus der Stadt hinauszufahren und mich direkt nach Hause zu bringen. Vielleicht hatte ich meinen Verstand verloren. Oder hatte ich ihn zurückgewonnen? Was ist überhaupt der Verstand? ...

»Herr Colonel, bitte, kommen Sie endlich.«

»Ja, natürlich, selbstverständlich ...«

Er wusste, dass alles schon vorbereitet war und er die Zeit verzögert hatte. Er musste los, zur Tür, die Treppe hinunter. Draußen merkte er, dass die beiden jungen Männer, die ihn zu Hause abgeholt hatten, im Regen neben einem Krankenwagen standen. Ihre Gewehrläufe glänzten im Lichtstrahl des Märtyrer-Denkmals. Die bärtigen Männer hatten die Kapuzen ihres Anoraks über die Köpfe gezogen, ihre Schuhe und Hosen waren durchnässt und mit Schlamm beschmiert.

»Setzen Sie sich nach hinten, Colonel!«

Also war der Fahrer, den der Colonel noch gar nicht bemerkt hatte,

bereit. Diese jungen Fahrer waren oft sehr flink und geschickt, im Gegensatz zu den älteren, die die Lastwagen der Nachkriegszeit fuhren und deren Auftreten vornehm und auch schwerfällig, ja sogar ein wenig angeberisch war. Wenn sie zum Beispiel vor einem Teehaus anhielten und ausstiegen, stellten sie ihre hohe Verantwortung zur Schau. Vornehm und gelassen umkreisten sie einmal den Wagen, gaben ihrem Beifahrer ein paar Anweisungen und wuschen dann ihre mit Öl beschmierten Hände und ihr Gesicht. Nachdem sie sich gesetzt hatten, ließen sie den Wagen und den Beifahrer keinen Moment aus den Augen. Aber die jungen Fahrer von heute verhielten sich, so sah es der Colonel, oft leichtsinnig und kopflos, selbst wenn sie einen Krankenwagen fuhren. Sie kümmerten sich nicht um die Sicherheit der Insassen, sondern nur um das Gaspedal. Auch wenn es regnete und die Pfützen voll vom Regenwasser waren, gaben sie sich keine Mühe, den Straßenlöchern auszuweichen und den alten Mann zu schonen, der hinten im Wagen auf einer schmalen Bank neben dem Sarg seiner Tochter saß. Es war dem Colonel bewusst, dass man ihm gegenüber eine besondere Achtung erwiesen hatte. Nicht jeder bekam für sein totes Kind einen Sarg und einen Krankenwagen. Aber er merkte auch, dass der Fahrer keine Rücksicht auf ihn nahm und so fuhr, als sei er gerade dabei, ein paar tote Schafe vom Schlachthof zum Bazar zu transportieren. Kein Zweifel, diesen Fahrer hatte er, ohne es zu wissen und zu wollen, um seinen Schlaf gebracht, selbst wenn er Nachtdienst hatte. Bis zum Leichenhaus würde der ihn im Stillen hundertmal verfluchen.

Und wieder suchte der Colonel die Schuld bei sich selbst. Wenn er seine Frau nicht getötet hätte, läge vermutlich seine Tochter jetzt nicht im Sarg, dachte er. Aber auch diese Einsicht bot ihm keinen Ausweg. Was geschehen war, ließ sich nicht ändern. Fest stand nur, dass Parwaneh jetzt neben ihm lag, in einem Sarg, der nach Blut und Fäulnis roch. Mit jedem Rütteln des Wagens wurde ihr knochiger, lebloser Körper wie ein toter Fisch hin und her geschlagen. Parwaneh war klein und zierlich, und der Colonel konnte sie sich ohne ihren grauen Kittel nicht vorstellen. Selbst ihre vorstehenden Schulterknochen waren für ihn ohne die graue Farbe

ihres Kittels nicht vorstellbar. Vielleicht war seine ungewöhnliche Liebe zu ihr entstanden, weil er als Vater für seine mutterlose Tochter sorgen musste. Er liebte sie wie ein Vater und eine Mutter zugleich. So viel an Parwaneh erinnerte ihn an den Kanarienvogel, dem er ihren Namen gegeben hatte. Er hatte gehört, dass junge Vögel völlig die Orientierung verloren, wenn sie der Sturm, vor allem in der Dämmerung, in fremde Gegenden abtrieb. Wenn sie gegen den Wind ankämpften, konnte er ihre jungen Flügel brechen. Parwaneh war ihm immer vorgekommen wie ein junger Vogel, der noch gar nicht richtig fliegen gelernt hatte. So schien sie ihm, wenn sie das Haus verließ oder zurückkehrte. Und als sie eines Tages verschwand, hatte er das Gefühl, ein starker Wind habe sie in fremde Gegenden getragen, in die Irre, auf gefährliche Abwege, wo der Sturm ihr die Flügel brechen würde, wenn sie sich wehrte. Und wo die Aasgeier warteten.

An jenem Abend, als Parwaneh nicht nach Hause zurückkehrte, erinnerte sich der Colonel an die Tauben mit den blutenden Flügeln, die er schon mehrmals in seinem Leben gesehen hatte. Fortan musste er auf Parwaneh warten, und dies war das Einzige, was er tun konnte. Im Grunde war das keine Tätigkeit, sondern eher ein Zustand, ein Gefühl, das unsere Eltern und Vorfahren seit Jahrtausenden uns als schmerzliches Erbe weitergegeben haben. Warten, warten, warten. Und nun wartete er darauf, den Friedhof zu erreichen. Seine Hoffnung war, er könne beim Begräbnis das blutbesudelte Tuch von Parwanehs Gesicht nehmen und noch einmal ihr Antlitz sehen. Natürlich konnte er das jetzt auch im Krankenwagen tun, aber vielleicht hätte es für ihn und für die anderen unangenehme Folgen. Doch weil er so tief mit Parwaneh verbunden war, konnte er sie auch so, zugedeckt im Sarg liegend, vor sich sehen. Er spürte sogar, wie erleichtert Parwaneh sich fühlte, erleichterter als je zuvor. Dieses Mitgefühl verstärkte noch den Schmerz und hätte sogar den alten Mann in den Wahnsinn treiben können. Doch er musste Ruhe und Würde bewahren, also versuchte er, jeden Gedanken daran, dass seine Tochter vielleicht noch am Leben sein könnte – was ohne Zweifel völlig ausgeschlossen war –, von sich fernzuhalten. Denn die Erfahrung hatte

ihn gelehrt, dass der Kummer über den Verlust eines geliebten Menschen nur dann verwirrend und vernichtend wirkt, wenn man sich die Person lebendig vorstellt. Er wusste, dass jene wahnsinnigen Klagerufe über den Tod der geliebten Person aus der Erinnerung an jene Momente stammen, in denen man die Person lebend vor sich sieht. Um also nicht in Weinen auszubrechen, durfte er sich seine Tochter nicht lebend vorstellen. Das war alles andere als einfach. Es setzte genügend Kraft voraus, um die eigenen Nerven, vor allem das Gehirn und das Denken zu beherrschen. Der Colonel war entschlossen, bis zum Ende der Beerdigungszeremonie, solange er unter Menschen war, keine Erinnerung an seine lebende Tochter in sich aufkommen zu lassen. So versuchte er, Parwaneh wie einen aufs Land geworfenen Fisch zu sehen, eingewickelt in ein schmutziges Tuch, bei jedem Rütteln des Krankenwagens hin- und hergeworfen.

Aber ... Haben nicht meine Befehlsverweigerung und die Verhaftung dazu geführt, dass ich meiner Tochter gegenüber, dem jüngsten Kind, meine Pflichten versäumte? Ihre ältere Schwester Farzaneh musste für ihren Mann sorgen, und jeder meiner Söhne war seinen eigenen Weg gegangen. Amir saß im Gefängnis, Mohammad Taghi bemühte sich um seinen Studienplatz, und Masud war ein völliger Einzelgänger. Oh, meine Kinder ... Wenn wenigstens einer von euch an sich selbst denken würde! Warum wollt ihr denn die ganze Last der Geschichte tragen? Ich habe nicht so viel Kraft, wie ihr vielleicht meint. Jeder von euch verwendet seine ganze Kraft für einen Wettkampf mit dem Rest der Welt. Aber, meine Lieben, diesen Kampf kann man nicht gewinnen! Doch gegen diese Argumente hatten sie immer Antworten auf der Zunge.

»Das haben wir von Ihnen gelernt, lieber Vater. Sie gehörten zu den wenigen Offizieren der Schah-Armee, die den Befehl, gegen Dhofar Krieg zu führen, verweigert haben. Niemand anders als Sie hat uns über die Nationalisierung der Ölindustrie und über Mossadegh aufgeklärt.«

»Mein Handeln hatte eine klare Richtung, liebe Kinder. Aber ihr kehrt anderen den Rücken, und jeder von euch geht seinen eigenen Weg. Was ist los mit euch? Ihr habt den gleichen Familienstamm, aber jeder von

euch hat einen eigenen Anspruch. Was wollt ihr, was sucht ihr, warum streitet ihr, warum bekämpft ihr euch? Habt ihr getrennte Heimatländer?«

Nein, das hatten sie nicht, doch jeder von ihnen dachte, die eigene Wahrheit entdeckt zu haben. Mir zollten sie Achtung, aber in ihrem Innern glaubten sie nicht an mich. Letztendlich betrachteten sie mich trotz allem als Offizier des alten Regimes, mit der Einschränkung, dass ich offensichtlich nicht bereit gewesen war, an den Verbrechen in Dhofar teilzunehmen. Aber selbst dies konnte sie nicht davon abbringen, mich als Geschöpf des vergangenen Systems zu sehen.

Sie kannten die Hierarchie der Schah-Armee, und sie wussten, dass ich letztendlich Befehlsempfänger eines im Iran stationierten amerikanischen Feldwebels war. Sie waren auch davon überzeugt, dass die Amerikaner den Angriffsbefehl erteilt hatten. Ich hingegen war der Meinung, dass die Politik unseres Staates in den geheimen Kabinetten Großbritanniens bestimmt wurden. Doch davon konnte ich meine Kinder nie überzeugen. Vielleicht waren sie klüger als ich und ahnten schon, dass ihr Vater, der hochrangige patriotische Offizier, als Taubenzüchter und verhinderter Sitarspieler enden würde. Sie verachteten mich nicht, aber ich selbst fühlte mich zutiefst erniedrigt. Und wenn ich ihre Mutter nicht getötet hätte, würden sie mich heute vielleicht nicht einmal mit einem Blick würdigen. Vielleicht, ich weiß es nicht. Aber ich habe meine Frau getötet und konnte erleichtert und frei von allen Gedanken an die Zukunft den Weg ins Militärgefängnis antreten.

»... haben Sie wirklich Ihre Frau getötet, Colonel?«

»Ja, wirklich! Wundern Sie sich darüber?«

»Und Sie haben sich geweigert, nach Dhofar zu gehen?«

»Das wissen Sie doch selbst!«

»Wir sind da, Colonel, bitte steigen Sie aus!«

»Jawohl, ich werde gleich aussteigen.«

Die beiden Hintertüren des Krankenwagens wurden geöffnet, einige Hände machten sich ans Werk, um den Sarg herauszuholen. Der Sarg war

leicht, federleicht. Sie trugen ihn in die Nähe eines Grabmals – in der Dunkelheit war nicht festzustellen, welcher angesehenen Familie es gehörte –, stellten ihn auf die schlammige Erde und blieben reglos um ihn herum stehen. Der Regen hatte immer noch nicht aufgehört. Vielleicht war dies der Grund, dass der Fahrer seinen Kopf hinausstreckte und zu einem der Beamten, den er mit Namen Ali Seyf rief, sagte, er müsse gleich zurückfahren. Der Colonel versuchte, sich den Namen zu merken. Er dachte, dass es normal sei, wenn der Fahrer zurückkehren wolle, denn seine Aufgabe war ja erledigt. Er hatte sich sogar sehr zuvorkommend verhalten, war von der Hauptstraße auf eine Seitenstraße und auf einen verschlammten Schleichweg bis zur Mitte des Hügels hochgefahren, auf dem sich der Friedhof befand. Der Fahrer setzte den Krankenwagen in Bewegung, und alle wussten, dass er erst einmal rückwärtsfahren musste, um an einer breiteren Stelle wenden zu können. Die Zurückgebliebenen starrten dem Wagen nach, offensichtlich waren sie besorgt, dass ein Hinterrad im Schlamm stecken bleiben könnte. Erst als der Krankenwagen einen günstigen Platz zum Wenden gefunden hatte, den Hügel wieder hinunterfuhr und aus ihrem Blick verschwand, atmeten sie auf. Sie schauten sich um und stellten erst jetzt fest, dass sie vom Leichenhaus weit entfernt waren. Der Colonel dachte, die Beamten hätten wohl den Friedhof mit dem Leichenhaus verwechselt.

Mir ist das nicht aufgefallen, denn ich habe mir die Lage des Friedhofs nie gemerkt. Als meine Frau hier beerdigt wurde, war ich im Gefängnis. Beim Begräbnis von Mohammad Taghi hatte ich meinen Kopf zwischen den Schultern versteckt und konnte außer der Erde und der Sonne nichts und niemanden sehen. Ich hatte vollkommen die Orientierung verloren. An diesem Tag verspürte ich das erste Mal keinerlei Lust, die Außenwelt wahrzunehmen …

Man hatte Mohammad Taghi aus der Hauptstadt gebracht. Das war im Februar 1979. Amir war noch nicht alt und gleichgültig geworden. Er war noch recht rüstig. Ohne zusammenzubrechen oder durch die Trauer die Beherrschung zu verlieren, kniete er neben seinen Bruder, beugte sich über ihn, als wollte er sein blutiges Hemd riechen. Dann stand er wieder

auf, kehrte zurück und mischte sich unter die Leute. Im Grunde hatte der Colonel nichts anderes von ihm erwartet. Farzaneh hingegen schien innerlich zu verglühen, und Parwaneh kreiste immer wieder um den Bruder herum, so wie ein Schmetterling um eine Kerze, bevor er verbrennt. Der Colonel spürte genau, wie seine Tochter verbrannte. Er fragte sich, warum Liebe und Zuneigung wie Eitergeschwüre sind, die sich erst öffnen, wenn die geliebte Person vom Tod heimgesucht wird, und dann fragte er sich, warum ihm dieser schreckliche Vergleich eingefallen war. Um darüber zu sinnieren, fand er aber keine Zeit, denn der kleine Masud war über dem Tod seines Bruders wahnsinnig geworden. Er warf sich auf den Leichnam, heulte und schluchzte, dann stand er auf, ballte die Fäuste, streckte sie nach oben und begann mit geschwollenen Halsadern unentwegt zu schreien: Mein Gott, mein Gott! Der Colonel hörte die Schreie, verstand aber nicht Masuds Worte, denn die lauten Rufe der Menge übertönten die junge Stimme. Hier stellte der Colonel fest, wie viele Menschen auf einmal das Recht auf das Blut seiner Kinder beanspruchten. Etwas in ihm zerbrach, und ein Gefühl der Bitterkeit und Fremdseins überkam ihn, das so gar nichts mit den Empfindungen eines Vaters zu tun hatte, dessen Sohn getötet worden war. Er kehrte dem Publikum den Rücken und suchte Zuflucht in einer Ecke, wo er fernab von dem Getöse und den Blicken der anderen richtig alt werden konnte. Er spürte, wie die Säule seines Rückens zerbrach. Er konnte nicht mehr aufrecht gehen. Auf einmal merkte er, wie sich Parwaneh ihm in die Arme warf. Er vergaß einige Augenblicke lang sein eigenes Elend, hielt die kleinen Schultern seiner Tochter fest, um die besorgniserregenden Zuckungen zu lindern.

»Wir hätten sie zunächst zum Leichenhaus bringen müssen, Colonel!«

»Ja, ja, auch ich habe daran gedacht, wir hätten sie dahin bringen müssen, das werden wir jetzt tun. Zeigen Sie mir den Weg.«

Der Sarg war leicht wie der Flügel einer Taube. Der Colonel dachte, dass es schön gewesen wäre, wenn er Amir mitgenommen hätte, dann hätte auch er eine Seite des Sarges mit anfassen können. Denn wie leicht der Sarg auch sein mochte, richtig wäre es gewesen, wenn vier Leute ihn auf

den Schultern getragen hätten. Ali Seyf löste das Problem. Er ließ den Colonel und seinen Mitarbeiter vorn den Sarg auf den Schultern tragen, er selbst stützte den hinteren Teil auf seinen Händen und seiner gewölbten Brust. So machten sie sich auf den schlammigen Weg, zwischen den Gräbern hindurch zum Leichenhaus. Als sie den Sarg im Hof des Leichenhauses absetzten, merkte der Colonel, dass Schweißtropfen von seinem Nacken herabrollten, sein ganzer Körper war nass geschwitzt. Hinzu kam der Regen, sodass er aussah, als habe man ihn gerade aus dem Wasser gefischt.

Wieder standen die drei wie verloren neben dem Sarg, denn unter dem Dach des Leichenhauses war es dunkel wie in einem Grab, sodass sie sich nicht sehen konnten. Sie standen ratlos herum, und der Colonel spürte, dass das Tragen des Sarges die Beamten stark ermüdet und vielleicht auch angewidert hatte, obwohl sie sich nichts anmerken ließen oder solche Gefühle auch bei sich selbst nicht wahrnehmen wollten. Aber alle drei waren ziemlich erschöpft, nur jeder auf seine Art. Sie warteten in der Dunkelheit des Todes darauf, dass jemand endlich etwas sagte. Das einzige Lebenszeichen waren ihre Atemzüge, die sich anhörten wie diejenigen eines Verbrechers vor der Tat. Die kalte, stille Atmosphäre im Raum, das Geräusch der aufprallenden Regentropfen auf das verrostete Blechdach des Leichenhauses erzeugten Gänsehaut. Man spürte, dass die Wände nass und glitschig waren, sie rochen nach Feuchtigkeit, Fäulnis, Lotos, Kampfer. Es war zu spüren, dass die Wände voll waren von Erinnerung an den sich wiederholenden, hässlichen Tod. Die Feuchtigkeit des Bodens drang – anders als der Regen – auf merkwürdige Weise durch die Schuhe hindurch, erreichte die Haut der Füße, drang ins Fleisch und erzeugte in den Adern und Knochen ein Gefühl von Ekel. Und die Stille, Stille der Trugbilder … Der Colonel empfand sich selbst und seine Begleiter wie Eisklumpen, die um den Sarg herumstanden, er fühlte, dass sein Blick feucht geworden war, sein Atem nach Fäulnis roch und sein Körper sich allmählich im glitschigen Schweiß, der immer kälter wurde, auflöste.

»Es muss eine Verwandte sein, Colonel. Wenn Sie den Wunsch haben,

eine Waschung vorzunehmen, kann dies nur durch eine Verwandte ersten Grades geleistet werden, durch die Mutter oder eine Schwester.«

Die Stimme Ali Seyfs prallte direkt auf das Gesicht des Colonels, und es dauerte einen kurzen Augenblick, bis der Widerhall der Stimme aufhörte. Der Colonel sah ein, dass die Waschung durch eine nahe Verwandte vorgenommen werden müsste, es störte ihn nur, dass man nicht vorher daran gedacht hatte. Was konnte man jetzt tun, zumal der Krankenwagen längst zurückgefahren war? Weshalb hatte man ihm nichts davon gesagt? Erwarten sie wirklich, dass er im Krankenwagen neben dem Leichnam seiner Tochter sitzt und an die Waschung und an eine nahe Verwandte denken kann? Gehört die Waschung nicht zu ihrem Handwerk? Wofür nehmen sie dann das Geld? Nein, man darf nicht jemanden unerwartet, mitten in der Nacht, mit einer so schrecklichen Nachricht überraschen, ohne ihm Zeit zum Nachdenken zu lassen. Aber ... Natürlich ist eine solche Kritik in diesem Augenblick völlig unangebracht. Jetzt muss ich eine Lösung suchen ...

»Ja, Herr Colonel, Sie müssen einen Ausweg finden. Wir werden hier bleiben, bis Sie zurückkommen. Versuchen Sie die Schwester mitzubringen. Denken Sie auch an alles, was Sie sonst noch brauchen, und bringen Sie es mit. Natürlich können wir nicht bis zum Morgen hier warten, das wissen Sie sicher!«

»Ja, ich weiß es. Ich weiß, dass die Angelegenheit vor Sonnenaufgang erledigt sein muss. Was ist mit dem Totengräber? Kann ich einen bestellen, zum Beispiel einen Arbeitslosen?«

»Nein!«

»Dann ist das Grab schon geschaufelt?«

»Kein schlechter Gedanke. Aber das ist leider nicht der Fall. Wir werden Ihnen dabei helfen. Was ist mit Hacke und Schaufel? Wir haben keine Ahnung, wo wir sie finden könnten.«

»Wir hätten vorher daran denken sollen. Hätten Sie mir doch etwas gesagt, bevor der Krankenwagen losgefahren ist. Ich hätte natürlich von selbst darauf kommen müssen, aber mein Gedächtnis ...«

Das Gedächtnis des Colonels war gestört, weil er seit geraumer Zeit nur

noch in der Vergangenheit und an die Vergangenheit dachte. Das heißt, die Gedanken ließen ihm keine Zeit und keinen Raum mehr. In Wirklichkeit fürchtete er sich, über das, was sich vor seinen Augen abspielte, nachzudenken. Die Angst vor der Gegenwart und das Verweilen in der Vergangenheit waren ihm allgegenwärtig geworden. Vielleicht war die Flucht in die Vergangenheit auch nur eine intuitive Abwehrreaktion auf die Ereignisse der Gegenwart. So wanderten seine Gedanken auch immer wieder zu den Helden von Shahnameh, Rostam und Aschkbus, und ergingen sich in der Geschichte ihres Kampfes, ohne dabei zu ermüden … Eigentlich hätte er ja die Namen von Aschkbus und Paridocht durchaus für seinen Sohn und seine Tochter wählen können … Sein Versinken in die Vergangenheit war ihm selbst durchaus bewusst. Deshalb befürchtete er, er könnte in seiner Verwirrung unterwegs vergessen, was er mitbringen sollte. Also wiederholte er auf dem Weg nach Hause laut, so laut, dass er seine eigene Stimme hören konnte: Schaufel und Hacke, Leichentuch und Farzaneh. Hacke, Schaufel, Leichentuch, Farzaneh …

»Also, meine Herren, bis ich zurückkomme, lasse ich meine Tochter in Ihrer Obhut.«

Der Colonel verließ das Leichenhaus, ohne sich verpflichtet zu fühlen, auf eine Erwiderung zu warten. Natürlich wusste er, dass es auf seine Aussage keine Erwiderung geben konnte, und als er über seine Worte nachdachte, stellte er fest, dass sie völlig unnötig gewesen waren. Aber ist denn alles, was geäußert wird, notwendig? Werden alle Worte mit der Waage der Vernunft gewogen? Nein, die meisten Äußerungen dienen zur Beruhigung und Milderung der eigenen Angst. Sie werden zu einer Gewohnheit. So ist es auch, wenn wir einen uns nahestehenden Menschen, der an die Kriegsfront geht, dazu auffordern, auf sich aufzupassen! Würde er dies nicht tun, wenn wir ihn nicht dazu auffordern würden? Wollen wir nicht einfach ausdrücken, das Schicksal möge auf ihn aufpassen? Nein, denn das Schicksal ist nicht verpflichtet, auf jemanden aufzupassen. Man sagt es, obwohl man weiß, dass es Unsinn ist. Es ist eine hoffnungslose Gewohnheit, nur ein Zeichen der Liebe und Fürsorge, um die eigene Unruhe und Sorge zu stillen. Welch ein Unsinn, dass ein alter

Colonel zwei junge Männer bittet, auf seine Tochter, die im Sarg liegt und für die Ewigkeit dort liegen wird, aufzupassen. Noch lächerlicher wird diese Aufforderung, wenn man bedenkt, dass die Tochter diesen Leuten lebendig übergeben worden war und sie sie in diesem Zustand ihrem Vater zurückgegeben haben.

Auch als der kleine Masud an die Front ging, sagte der Colonel unwillkürlich zu ihm: »Pass auf dich auf, mein Sohn!« Aber im selben Augenblick wusste er, dass der Krieg eine giftige, fleischfressende Pflanze ist. Man kann von ihm alles erwarten, nur nicht, darauf zu achten, dass jeder Kriegsteilnehmer auf sich selbst aufpasst. Würde der Krieg auf die Menschen aufpassen, wäre er nicht mehr Krieg. Und jeder Dummkopf weiß, dass jemand, der um sein Leben besorgt ist, sich nicht freiwillig zur Teilnahme am Krieg meldet. Er hätte also dem kleinen Masud vor der Abreise ganz andere Dinge sagen und überzeugende Argumente bringen müssen, um ihn von seinen Plänen abzubringen.

Aber ich war überzeugt, dass meine Kinder, unabhängig von mir, ein Recht auf eigene gesellschaftliche Ansichten und Maßstäbe besaßen. Dennoch hätte ich meine Argumente vorbringen müssen, sogar wenn sie Masud bereits davon überzeugt hatten, dass alle Mitglieder seiner Familie, mich als seinen Vater eingeschlossen, unrein waren. Ja, ich glaubte an die Selbstständigkeit meiner Kinder, und jetzt ist es ohnehin zu spät, diese Meinung zu ändern … Bin ich auf dem richtigen Weg? Ich glaube, die Richtung stimmt …

Aus der Ferne sah er die Lichter. Zum Glück lag die Stadt, in der der Colonel wohnte, außerhalb der Reichweite der Kanonen, die der Feind auf das Land gerichtet hatte, sonst hätten die Lichter ausgeschaltet werden müssen. Gelegentlich wurde aber auch hier die Stadt nachts verdunkelt. Würde dies jetzt geschehen, würde der Colonel den Weg nach Hause nicht finden. Doch jetzt war er sicher, dass er auf die Stadt zulief. Er musste zu einer Gasse gelangen, die auf den Rathausplatz mündete. Von dort aus würde er die Gasse erreichen, die zu ihm nach Hause führt. Er musste allerdings nicht unbedingt den Weg über den Rathausplatz nehmen. Er konnte auch eine leichte Steigung passieren, dann den Hügel

hinunterlaufen, um zu einem Graben zu gelangen, der zwar nicht allzu tief, aber voller Schlamm und Regenwasser war. Hier musste er besonders vorsichtig sein. Vorbei an dem Graben würde er dann zu einer Gasse kommen, einer wunderbaren Gasse. Man sollte an den Tagen im Frühling einen Spazierstock nehmen und genüsslich diese Gasse abschreiten. Denn beim ersten Schritt aus dieser Gasse heraus erblickt man den Hügel, dessen Abhang von bunten Pflanzen und Blumen gesäumt ist. Und man spürt die sanfte Brise, die in die Tiefe der Lungen dringt, als Ausgleich zu der Menge der Zigaretten, die man geraucht hat. Diese Augenblicke muss man genießen. Es ist ein wahres Vergnügen, wenn keine dichten Wolken am Himmel sind, wenn die Sonne sich einem nicht verweigert – im Gegensatz zu den Tagen, die der Colonel gerade erlebte, Tage, an denen es scheint, als sei die Sonne für immer begraben, Tage, an denen der missgünstige, nervtötende Regen unaufhörlich vom Himmel herabfällt.

Als der Colonel die Gasse betrat, wusste er, dass er auf dem Heimweg zu dieser ungewöhnlich späten Stunde allerlei bedenken musste. Er musste seine Antworten vorbereiten auf Fragen der jungen Männer, die sich an jeder Kreuzung wie Ziegen verschanzt hatten und hinter jeder gewöhnlichen Handlung eine Verschwörung witterten. Es schien, als seien sie gerade dabei, zu lernen, wie man Verbrechen aufdeckt, wobei sie die Passanten als Versuchskaninchen benutzten. Und damit ihr gefährliches Spiel ernst genommen wurde, gingen sie erst einmal davon aus, dass jeder Passant eine Straftat begangen, zum Beispiel Unzucht getrieben, Drogen geschmuggelt, Waffen versteckt oder verdächtigen Umgang zum Umsturz des Regimes gepflegt hatte. Schon der Blick der Passanten, der Ort, von dem sie herkamen oder den sie erreichen wollten, lieferte Anlass zu Verdacht. Vielleicht neigte der Colonel zu Schwarzseherei, aber in Wirklichkeit mochte er jede Form der Übertreibung nicht leiden. Und falls ihn tatsächlich Wahnvorstellungen heimsuchten, dann fasste er dies als eine Krankheit auf, die nicht zu seinem Wesen gehörte. Es war eher eine Auswirkung der Atmosphäre, die in dieser Gegend, auf den Straßen und Gassen herrschte. Er betrachtete die Furcht und Unsicherheit, die diese Atmosphäre in ihm erzeugte, als eine Art Gesellschaftslehre, die, ob man

es will oder nicht, einem eingetrichtert, aufgezwungen wird. Es war genau wie mit der Angst. Manchmal hat man Angst, ohne genau zu wissen, wovor. Man meint den Dolch zu spüren, den eine unsichtbare Hand einem über den Kopf hält, einen Dolch, dessen Stoß man längst verinnerlicht hat. Diese Erfahrung ist allgegenwärtig, sie kann sich in jedem Augenblick bemerkbar machen, als grundlose Angst. Du fürchtest dich davor, beobachtet zu werden, und fühlst, dass du beobachtet wirst. Aber wenn du in Wirklichkeit nicht beobachtet wirst, fragt sich, warum du dich trotzdem beobachtet fühlst. Woher stammt dieses zermürbende, auslaugende Gefühl, das dir ständig sagt: Es gibt ein Paar Beine und ein Paar Augen, die hinter dir her sind, und es gibt Menschen, die nichts anderes zu tun haben, als dich zu verfolgen? ...

»Ja, Herr, ich bin es. Ich gehe nach Hause, um Hacke und Schaufel zu holen. Nein, ich habe mich natürlich geirrt. Ich gehe zunächst zum Haus meiner Tochter, nein, ich bitte um Entschuldigung, zum Haus meines Schwiegersohns, um mir Hacke und Schaufel auszuleihen. Sie müssten ihn doch gut kennen, den Allah Gholi Ghorbani Hadjadj.«

Eine Stimme meldete sich aus einer finsteren Ecke: »Lass ihn gehen, das ist doch der Colonel.« Die Stimme klang bei dem Wort »Colonel« besonders ironisch, ja spöttisch, und man hätte in Colonels Haut stecken müssen, um die Erniedrigung, die darin lag, bis tief in den Schädelknochen zu spüren.

»Ja, selbstverständlich, mein Herr.«

Vermutlich haben Sie recht. Ich weiß, in diesem Land hat immer derjenige recht, der schneller als andere das Bajonett zur Hand hat, immer! ... Recht? Habe ich Recht gesagt?

In jeder kleinen und größeren Stadt findet man gewöhnlich einen Menschen, der sich auffällig von anderen unterscheidet und, wie der Zufall will, auch einen ungewöhnlichen Namen oder Titel trägt. Ein solches Geschöpf wird in den Augen der anderen zum Witzbold. Sie halten ihn für einen Narren, weil er, aus welchen Gründen auch immer, sich anders verhält und anders ist als sie. Der Mann, der den Colonel erkannte, hielt ihn offensichtlich für einen Narren. Darüber war der Colonel

verwundert, doch er war nicht in der Stimmung, um über den Eindruck zu grübeln, den andere von ihm hatten. Daher setzte er, ohne den Kopf zu drehen und nach hinten zu schauen, seinen Weg fort, wobei er versuchte, sich nicht in abwegigen Gedanken zu verlieren, sondern seine Schritte genau zu kontrollieren. Denn er hätte, wenn er unachtsam gewesen wäre, bis zu den Knien in einer Pfütze voller Schlamm stecken bleiben können. Deshalb entschied er, statt sich von anzüglichen Bemerkungen ablenken zu lassen, sich auf den Weg zu konzentrieren, der ihn zum Haus seines Schwiegersohns Allah Gholi Ghorbani Hadjadj führte.

Er wusste, dass die Zeit nicht passend war. Aber es gab keinen anderen Ausweg, er musste an der Tür klingeln. Klingeln? Nein, das Haus war neu gebaut worden, und soweit sich der Colonel erinnerte, war die Klingel noch nicht angebracht. Also musste er mit einem Stein, einem Schuhlöffel oder einem Messer an die neue Stahltür, die mit Ocker gefärbt war, klopfen. Selbstverständlich würde ein solches Geräusch, mitten in der Nacht, kurz vor dem Morgengebet, jedem Hausbesitzer einen Schrecken einjagen. Andererseits, dachte er, muss jeder, der unter einem Dach schläft, auf solche furchterregenden Geräusche gefasst sein. Da jeder, zu Recht oder Unrecht, solche Ängste aussteht, wird er unbewusst das furchterregende Ereignis erwarten, das ihn von der chronischen Unruhe und tödlichen Angst befreit. Und ist nicht dieses Angstgefühl verwandt mit einer permanenten Todesangst? Es kann also jedem geschehen, dass das Gespenst des Todes vor Sonnenaufgang an die Tür klopft. Sogar Allah Gholi Ghorbani Hadjadj musste das so empfinden. Es wäre allerdings natürlicher, meinte der Colonel, wenn niemand den Tod erwarten würde. Denn nur wer den sicheren Tod vergisst, kann wirklich leben oder das Leben mit all seinen Qualen ertragen.

»Wer ist da, wer?«

Es war die zitternde Stimme seiner Tochter Farzaneh. Angst und Unruhe hatte die Familie des Colonels oft genug erfahren. Sie bildeten zwar die Grundlage ihres Lebensalltags, aber nie hatte sich einer von ihnen daran gewöhnen können. Farzanehs Stimme verriet mit jedem Augenblick eine Steigerung der Unruhe, der Angst. Es schien, als habe sie,

bevor sie das Klopfen gehört hatte, bereits im Albtraum den Colonel bei allem, was er erlebt hatte, begleitet. Der alte Mann hatte Mitleid mit seiner Tochter und dachte, dass er sie nicht allzu lang im Ungewissen lassen sollte. Doch er musste sich auf ein, wenn auch kurzes, Gespräch mit ihr vorbereiten. Aber angenommen, er hätte sie aus ihrer Unruhe befreien wollen, mit welcher Mitteilung hätte er dies bewerkstelligen sollen? Hätte die Nachricht, die er ihr überbringen wollte, auf sie beruhigend wirken können? Nein, sicher nicht. Wenn er daran dachte, was er ihr mitteilen wollte, machte er sich Vorwürfe. Er hätte nicht bei ihr klopfen sollen. Aber wen hätte er aufsuchen können? Es gab doch niemanden, der ihm so nahestand wie sie. Da es nun geschehen war, versuchte er jeden Zweifel zu verdrängen. Er wusste, dass es keinen anderen Ausweg gegeben hätte.

»Vater ...Vater ... Sind Sie es?«

»Ja, meine Tochter.«

»Warum kommen Sie nicht herein? Warum sind Sie so verwirrt?«

Der Colonel verstand, dass Farzanehs Frage eigentlich besagen sollte, warum er zu dieser ungelegenen Stunde an ihre Tür geklopft hatte. Und er merkte auch, dass sie selbst die ungebührliche Schärfe des doppelten »Warum« gespürt haben musste. Aber der Colonel ließ sich nicht kränken, irgendwie musste er seinen noch lebenden Kindern die Nachricht von Parwanehs Schicksal überbringen. Noch schlimmer, er musste jetzt seiner Tochter mitteilen, dass ihre Schwester getötet worden war, sie auch noch bitten, ihn zum Leichenhaus zu begleiten und dort den Leichnam ihrer Schwester zu waschen. Nein, so etwas geht nicht leicht über die Lippen. Er wird es ihr jetzt nicht sagen, auf keinen Fall. Er muss Farzaneh etwas anderes sagen. Aber was?

»Hacke und Schaufel ... Ihr habt doch Hacke und Schaufel, liebe Farzaneh, hier bei euch im Haus, oder?«

Die Tochter des Colonels war völlig verwirrt. Mit großen Augen schaute sie ihren Vater an. Sie war gescheit und scharfsinnig genug, um die schrecklichen Ereignisse zu ahnen. Und der Colonel hatte nicht ganz unrecht, wenn er meinte, dass jeder Mensch ohnehin auf eine schreckliche Nachricht, auf ein Unglück wartet, das ihm früher oder

später zustoßen wird. Und Farzaneh hatte innerhalb kurzer Zeit viel Schreckliches ertragen müssen. Vermutlich hätte sie durch ihre Geradlinigkeit und berechtigte Neugierde den Colonel gar bald gezwungen, ihr die Wahrheit zu sagen. Doch das Aufwachen Ghorbanis aus dem Schlaf, dessen Tiefe dem Colonel wohlbekannt war, verhinderte die Enthüllung des Geheimnisses. Denn genau in diesem Augenblick rief er, begleitet von einem kurzen Husten, nach seiner »Kleinen« – so nannte er seine Frau, so wie auch ihr Bruder Masud in der Familie genannt wurde. Und bevor Ghorbani mit einem Mantel um die Schultern auf dem Balkon seines neu gebauten Hauses erschien und fragen konnte: Wo bist du, wer hält dich draußen davon ab, zurückzukommen?, wiederholte der Colonel sein Verlangen nach Hacke und Schaufel. Da Farzaneh befürchtete, ihr Mann würde dem Colonel mit harten Worten begegnen, rannte sie eilig hinunter in den Keller und rief ihrem Mann noch auf der Treppe zu, dass sie auf der Suche nach Hacke und Schaufel sei.

»Wenn er nachts, gegen Morgen nach Hause kommt, riecht sein Schweiß nach Blut, Vater. Sein Hemd, sein Unterhemd und die Haare auf seinen Händen riechen nach Blut. Ich habe oft auf seinen Gummistiefeln Blutflecken gesehen und selbst das Blut abgewaschen. Auch seine Hosenbeine sind manchmal mit Blut beschmiert. Das alles habe ich mit eigenen Augen gesehen. Ich bin sicher, ganz sicher …«

Das hatte Farzaneh ihrem Vater wiederholt erzählt, und jetzt, als der Colonel sah, dass Ghorbani weder über das Klopfen an der Tür zu dieser ungelegenen Stunde noch über das Verlangen nach Hacke und Spaten erstaunt war, hegte er die Vermutung, dass Ghorbani wusste, was geschehen war. Dieser Verdacht wurde dadurch erhärtet, dass er das Auftauchen seines Schwiegervaters mitten in der Nacht ignorierte. Er ging wieder zurück in seine Wohnung.

Was hatte Amir gesagt, als er damals an dem regnerischen Tag neben dem Ofen, auf dem alten Samtsofa saß? Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, rauchte Pfeife und war nicht bereit, selbst im Zimmer seine bolschewistische Mütze abzunehmen. Was hatte er gesagt,

und wie hatte er sich selbst dargestellt, dass Ghorbani glaubte, sein Schwager sei eine Art Führer? Was war in diesem Zimmer geschehen? Der Colonel hatte gemerkt, wie Ghorbani geräuschlos das Haus verließ und, ohne die Bewohner des Hauses von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen, die Volksmassen mobilisierte und sie zum Haus des Colonels führte. Sie sollten den heldenhaften Sohn begrüßen und bewundern. Denn er habe während seiner langjährigen Haft der Folter widerstanden, sei jetzt erhobenen Hauptes, würdevoll und stolz durch die unendliche Kraft des Volkes aus dem Gefängnis befreit worden, um gestützt auf dieselbe Kraft der Volksmassen die Herrschaft der Despotie und des Unrechts in diesem Teil des Landes zum Zittern und zum Stürzen zu bringen!

Was für Worte, welch eine Sprache! Sicher hat Ghorbani diese pompösen, langweiligen Sätze aus den Zeitungen übernommen, die damals über Nacht umgeschwenkt waren, Worte, die ich in keiner Zeitung mehr lesen möchte, schon gar nicht in einem Buch, denn solche hohlen, trügerischen Worte sind eines Buches nicht würdig!

Und es dauerte nicht lange, bis die Menschen, wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, in strömendem Regen, mit oder ohne Regenschirm sich zum Haus des Colonels in Bewegung setzten. Verwirrt und schweigend sah der Colonel, wie Obst und Süßigkeiten auf großen Holzplatten, von Ghorbani und seinen Kollegen bestellt, ins Haus getragen wurden. Nach und nach versammelten sich so viele Menschen auf dem Hof und auf der Gasse, dass es keinen Platz mehr zum Sitzen und Stehen gab. Er beobachtete, wie Amir aus dem Gästezimmer auf den Balkon geführt wurde, um eine Dankesrede zu halten. Aber anscheinend reichte dies nicht aus, um den Durst der Massen zu stillen. Denn weder konnte der Platz ein so großes Publikum fassen, noch war eine Lautsprecheranlage organisiert worden. Die Lösung für solche Schwierigkeiten lag durchaus im Rahmen der Fähigkeiten von Ghorbani. Bevor Amir sich besinnen konnte, sah der Colonel, wie sein ältester Sohn, der nach den Worten von Ghorbani »sein Leben, sein Hab und Gut, seine Ehre für die Revolution riskiert hatte!« – wieder solche Worte! –, zum Rathausplatz getragen wurde, wo bereits ein Rednerpult aufgestellt und Lautsprecher installiert

waren. Es waren sogar Leute abkommandiert worden, um über Amirs Kopf einen Schirm zu halten, denn der Regen fiel unbarmherzig und vermischte sich mit den Schlagworten und Allgemeinplätzen, die nun in Fetzen aus den Lautsprechern geschrien wurden: »Unterdrückung ... Inflation ... Erdöl ... Vaterland ... Arbeiter und Werktätige ... Diktatur ... und Freiheit!« Es war bewundernswert, wie lange die Menschen zuhören und welche Kraft sie zum Mitschreien aufbringen konnten. Fäuste, Parolen, kleine Reibereien am Rande des Platzes, ein paar Schüsse und wieder Ghorbani und seine Begleiter in Aktion. Sie bahnten zwischen den Menschenmassen einen Weg, um Amir zu einem Wagen zu bringen, der mit geöffneter Tür auf den großen Helden wartete. Der Wagen gehörte einem Autohändler, der seit Kurzem zum engen Freundeskreis von Ghorbani zählte.

Wieder zu Hause angekommen, öffnete der Colonel das Metalletui, nahm eine Zigarette heraus, zündete sie an und blickte seinen Sohn wortlos an. Amir wünschte, aus den Augen seines Vaters ein kleines Zeichen der Zufriedenheit, durchaus vermischt mit der üblichen Spur Misstrauen, zu empfangen, um sicher zu sein, dass seine Rede auch den Colonel beeindruckt und ihn endlich dazu gebracht hatte, an seinen Sohn zu glauben. Vielleicht veranlasste ihn gerade dieser innigste, aber verborgene Wunsch zu der Frage: »Wie war's, Colonel?« Aber der Colonel gab nicht die Antwort, die sein Sohn sich wünschte. Er schloss das Zigarettenetui und versuchte, das leichte Lächeln auf seinen Lippen zu verstecken, ein Lächeln, das Amir unwillkürlich dazu veranlasste, zu sagen: »Revolution, wir haben doch eine Revolution!«

Sicher, und welch eine Revolution. Nun bereue ich es auch nicht, dass ich bei Farzaneh über die Hinrichtung ihrer Schwester geschwiegen habe. Hätte ich ihr davon berichtet, dann hätte ich sie auch auffordern müssen, mitzukommen, die Schwester zu waschen und zu begraben. Es war gut, dass ich die Bitte nicht geäußert habe. Nein, ich bereue es nicht, im Gegenteil, ich bin zufrieden. Denn ich bin sicher, ganz sicher: Hätte ich sie aufgefordert, mitzukommen, wäre Ghorbani niemals damit einverstanden

gewesen. Dann hätte die Nachricht eine verheerende Wirkung auf meine Tochter gehabt ...

Jetzt musste er mit einer kurzen Bemerkung jeden Verdacht, den Farzaneh vielleicht hegen könnte, ausräumen. Als er den Stiel der Hacke und der Schaufel nebeneinander rückte, um sie sich auf die Schulter zu legen, sagte er, indem er sich bemühte, lässig zu wirken: »Wenn man bei diesem Regen keine Hacke und keine Schaufel im Haus hat, kann es passieren, dass das Wasser bis zur Decke steigt!«

Ohne auf eine Äußerung seiner Tochter zu warten, wendete er sich von ihr ab und ging. Als er sich aber ein paar Schritte von ihr entfernt hatte, brachte ein Schrei, ein Klageruf seiner Tochter seine Knie zum Zittern, und er spürte, dass er sich beherrschen musste, sonst würde alles herauskommen. Er blieb im Regen stehen und wartete. Farzaneh sagte nichts Bestimmtes, sie stellte nicht einmal Fragen. Sie forderte ihn auch nicht auf, zu bleiben. Es waren bebende, gepresste Klagerufe, die nur gelegentlich durch das Wort »Vater« unterbrochen wurden. Diese erschütternde Stimme drohte den ganzen Körper des Colonels zum Erstarren zu bringen. Einen Augenblick lang fühlte er sich wie festgenagelt. Doch dann versuchte er, wie einer, der im Widerstand gegen den Tod um sein Leben ringt, seine Selbstbeherrschung zurückzugewinnen. Er malte sich aus, dass seine Gestalt in der Dunkelheit nicht zu erkennen sei und man seinem Alter eine gewisse Schwerhörigkeit einräumen würde – also tat er so, als habe er die Stimme seiner Tochter nicht gehört. Auch das Geräusch des Regens empfand er als eine willkommene Hilfe, um das Überhören der Stimme seiner Tochter natürlich scheinen zu lassen. Er bog in eine finstere Gasse und verschwand im Regen aus dem Blickfeld seiner Tochter.

Auf dem Weg zu seinem Haus wiederholte er ständig ein Wort, um es nicht zu vergessen: »Leichentuch ...« Im Rhythmus flüsterte er unentwegt: »Leichentuch, Leichentuch, Leichentuch ...« Als er den Schlüssel im Schloss drehte, kam er für einen Augenblick aus dem Takt, doch nachdem er den Hof betreten hatte, begann er von Neuem, wie ein vor Kälte winselnder Hund, begleitet von einem mitleiderregenden Summen:

»Leichentuch ... Leichentuch, Leichentuch ...« Und das traurige, leise Winseln dauerte an, während er das Licht einschaltete, die Truhe öffnete, in seinen Offiziersuniformen, die seit Langem ungenutzt in der Truhe lagen, herumwühlte und schließlich ganz unten, auf dem Boden der Truhe, ein Leintuch fand. Mit seinem Winseln konnte er die drückende Last der Schicksalsschläge der vergänglichen Zeit überlassen. Seine leisen, rhythmischen Klagerufe durften ihn aber ja nicht dazu verleiten, beim Verlassen des Hauses die Hacke und Schaufel zu vergessen, die er neben der Haustür an die Wand gelehnt hatte.

Nein, eine solche Vergesslichkeit werde ich niemals zulassen, dachte er, denn ich bin entschlossen, bis zum Ende dieses grässlichen Spiels meine Ruhe zu bewahren. Ich werde das Leichentuch zu einem Bündel wickeln und dieses an meinen Rücken binden, so wie die Bewohner unseres Landes ihr Fladenbrot in ein Tuch wickeln, es auf ihren Rücken legen und die Zipfel des Tuchs vorn auf der Brust zusammenknoten. Ich werde die Mütze auf meinem Kopf fest herunterziehen, Hacke und Schaufel auf die Schulter legen, so wie ich es bei den Bauern Chorasans in Birjand beobachtet habe, werde meine Hosenbeine – vielleicht – ein wenig hochkrempeln, damit sie mich beim Laufen nicht behindern, und die Flügel meines Mantels ... Ja, die Flügel meines Mantels ... Aber zuvor darf ich auf keinen Fall vergessen, das Licht auszuschalten und danach das Zimmer abzuschließen. Das ist eine alte Gewohnheit von mir, ich muss das Zimmer abschließen.

Es war nicht klar, warum er keine Lust verspürte, auf das Bild des alten Colonels zu blicken. Er wusste nur, dass ein Gefühl der Scham ihn daran hinderte, den Kopf nach oben zu bewegen und auf das Foto zu schauen. Vielleicht, so versuchte er eine Erklärung, weil sein Abstand zum alten Colonel umso größer wurde, je kleiner und erbärmlicher er sich fühlte. Er hatte das Gefühl, dass er der Freundschaft des Colonels nicht mehr würdig war, auch nicht als Gesprächspartner. Er war sich sicher, dass er sterben würde, wenn er eines Tages nicht mehr den alten Colonel ansprechen und ihm nicht in die schwarzen, lebendigen Augen blicken könnte. Er wusste, dass die Schritte, die ihn vom Colonel entfernten, diesem Menschen, der

zeit seines Lebens für ihn eine Idealgestalt verkörperte, Schritte waren, die ihn dem Tod näher brachten.

»Aber er müsste doch meine Probleme begreifen. Wenn nicht einmal der, der einem am nächsten steht, die Probleme, die man hat, begreifen kann, was kann man dann von anderen erwarten?«

Er hatte geglaubt, ein Dämmerlicht zu sehen. Aber das war ein Irrtum. Die Schwärze der Nacht wurde durch Wolken noch verstärkt. Der Aufprall der Regentropfen auf das Blechdach sägte an seinen Nerven.

War das die Stimme von Amir? Stammte die Stimme, die er hörte, von Amir?

»Amir!«

Er musste zurückkehren und in den Keller hinuntergehen. Das musste sein. Die Stimme Amirs war selten zu hören. Seit er sich in den Keller verkrochen hatte, hatte der Colonel sie erst zwei, drei Mal gehört. Er stieg die Stufen zum Keller hinab und rief noch einmal, dieses Mal ganz deutlich, Amirs Namen. Aber es kam keine Antwort, nur diese gebrochene Stimme, wie von einem Menschen, der plötzlich die Sprache verloren hatte. Sie klang merkwürdig und erschreckend, als käme sie aus der Tiefe der Kehle heraus. Der Colonel war so verwirrt, dass er vergessen hatte, das Licht einzuschalten. Er streckte die Hand zum Lichtschalter. Der Keller wurde hell, und er erblickte seinen Sohn, der verkrümmt auf einem Holzbett lag, sich in eine alte Soldatendecke eingewickelt hatte und am ganzen Körper heftig zitterte ... Seine Augen, die jetzt mehr schielten als je zuvor, waren apathisch an einen Punkt geheftet. Er war so in sich versunken, dass er seinen Vater, der eingetreten war, jetzt vor ihm stand und auf ihn blickte, nicht bemerkte. Schweißtropfen rollten von seiner Stirn, seine langen, zottigen Haare waren verklebt, und es schien, als fechte er in seinem Albtraum schwere Kämpfe aus. Sein Körper bebte, als ringe er gegen schreckenerregende Mächte, die ihn in ihrem Bann hielten, gegen Geschehnisse, die so unsagbar waren, dass nicht einmal er selbst davon je berichten könnte.

Der Colonel setzte sich, um sich für einen Moment auszuruhen. Er zündete eine Zigarette an, rückte seinen Hocker etwas näher und saß jetzt

mit dem Rücken zur halb fertigen Statue, an der Amir arbeitete. Er verfolgte das Mienenspiel seines Sohnes. Dann streckte er die Hand, mit der er die Zigarette festhielt, Amir entgegen. Er wusste genau, dass es richtiger gewesen wäre, wenn er ihm zunächst ein Glas Wasser gebracht hätte, aber es war zu spät. Amir nahm die Zigarette aus den Fingern des Colonels, so als würde er sie ihm wegschnappen. Während er den Rauch einzog, sah der Colonel, dass seine Lippen trocken und rissig waren wie ein Holzklotz. Er sperrte den Rauch, solange er die Luft anhalten konnte, in der Lunge. Als er ihn wieder ausstieß, hatte er sich ganz mit dem Atem vermischt und kam wie Dampf, wie Nebel aus seinem Mund. Nicht nur Amir, auch der Colonel war außerstande zu sprechen. Dies also war sein Sohn – ein gebrochener Mann mit weißen Schläfen, zerbrochen, zerstampft, krank.

Amir schien zu sich zu kommen, aber selbst im wachen Zustand konnte er sich nicht von den Albträumen befreien. Seine Lippen, auch seine Gesichtszüge, bewegten sich nicht, nur seine Stimme, verzerrt und verwandelt, als käme sie aus einem zertrümmerten Hohlraum, war zu hören.

»Es war der Wahnsinnige, den ich in Birjand gesehen hatte. Sie nannten ihn Kalifeh. Niemand wusste, woher er gekommen war. Sein Gesicht, die Augen, der Bart und auch die Haare an seinen Schläfen waren dunkelblau. Die Leute erzählten, er werde nie älter und sei auch nie jünger gewesen. Sie sagten, um seinem bösen Blick zu entgehen, müsse man jedes Mal, wenn man an ihm vorbeigeht, Almosen spenden. Sie sagten, sein Blick bringe Unglück, und sein Atem sei vermischt mit Gift. Ja genau, er war es. Er war es, der unter dem Erker saß und Blut urinierte. Er urinierte das Blut in meine Augen, und ich konnte sie nicht schließen. Dann urinierte er auf meine Lippen. Das Blut floss durch meine geschlossenen Zähne in meinen Mund, ich erstickte fast daran. Dennoch war ich gezwungen, seinen Penis anzuschauen, den er mit einem Rasiermesser zerschnitten hatte. Diese Szene hatte ich mit eigenen Augen gesehen, als ich ein Kind war. Er hatte die Spitze seines Penis wie ein Menschengesicht bemalt und dann begonnen, es mit einem Rasiermesser zu zerschneiden. Ich habe gesehen,

wie die Polizisten kamen und ihn in eine Droschke warfen. Sie sagten, sie würden ihn ins Krankenhaus bringen, und wir dachten, er würde sterben, weil er so viel Blut verloren hatte. Aber eine Woche später habe ich ihn wiedergesehen, er saß unter demselben Erker, und wieder hatte er das Rasiermesser in der Hand, weinte und war dabei, seinen Penis zu verwunden. Er schien unter einem unausweichlichen Zwang zu stehen. Zwischendurch putzte er sich mit einem Taschentuch die Nase und lamentierte in winselndem Ton. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, während meiner Kindheit oder während der Kindheit eines anderen, vielleicht auch bei meinen Vorfahren, ich weiß es nicht. Jetzt sah ich ihn wieder, der Anblick war unerträglich, ich glaubte zu ersticken, aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich wünschte, ich könnte sterben. Aber … noch war ich nicht so weit. Kalifeh hatte meinen Kopf auf einen schwarzen Stein gelegt, den er von einem Grabstein abgebrochen hatte, und schlug mit einem anderen spitzen Stein darauf, immer wieder. Mein Schädel platzte, ich schrie und schrie, aber Kalifeh schlug weiter mit dem spitzen Stein darauf, bis er ganz zermalmt aussah. Ich schrie und schrie. Ich riss an dem Faden, der um meinen Hals gebunden war. Ich konnte mich nicht bewegen, denn ich war völlig zertrümmert. Aber ich sah und spürte, wie Kalifeh mit dem Brocken des Grabsteins auf mich einschlug und jeden einzelnen meiner Knochen zertrümmerte. Mein Mund war voller Blut und Fäulnis. Dann brachte ich keinen Schrei mehr heraus und hörte doch meine Schreie aus allen Gassen, Straßen, Häusern, aus den blutigen Kehlen aller Menschen, die zwischen schwarzen Grabsteinen zermalmt wurden. Stimmen, Schreie … Ich hatte so viel Blut verloren und so viel Blut ausgespuckt, dass ich beinahe keine Kraft mehr hatte. Ich wundere mich, dass ich nicht gestorben bin … Ich bin nicht tot, nicht wahr, Colonel?«

»Nein, mein Sohn, noch nicht.«

Auch die Stimme des Colonels kam tonlos, gepresst, wie aus einem zerstörten Innern. Er rang mit sich, er wollte Haltung bewahren: Mich kann doch schon längst kein Unglück mehr aus der Bahn werfen, selbst dann nicht, wenn Amir mich nicht mit »Vater« anredet oder widerliche

Worte im Mund führt, als wäre nichts dabei. Es gab also Menschen, die schon als Kind und dann immer wieder Undenkbares erleben und mit staunend aufgerissenen Augen in den Tod gehen. Durfte er sich wundern und aus der Bahn werfen lassen, wenn er nun mit eigenen Augen sah, wie sein Sohn – sein ältester Sohn, der der Ermordung seiner Mutter tapfer beigewohnt, ja sich dabei wie ein Komplize seines Vaters verhalten hatte – in einen solchen Zustand geraten war? Nur kurz kam ihm der Gedanke, Amir ins Krankenhaus zu bringen. Aber er gelangte danach sofort zu dem Schluss, dass dies völlig sinnlos war. Denn das städtische Krankenhaus war bereits hoffnungslos überfüllt. Der einzige Psychiater der Stadt war selbst wahnsinnig geworden. Man hatte ihn unter dem Vorwurf der Spionagetätigkeit festgenommen. Zurzeit war er in einer Zelle im Zentrum der Hauptstadt untergebracht, wo er sowohl behandelt als auch politisch belehrt wurde.

Vielleicht war es ratsam, Amir über die Hinrichtung seiner Schwester zu informieren? Vielleicht würde ihn dieser Schock aus dem Albtraum retten. Es hieß ja, man könne einen Menschen im Schock mit einem zweiten Schock zurückholen. Es gab auch noch andere Gründe, die ihn in seinem Vorhaben bestärkten. Erstens neigte sich die Nacht ihrem Ende zu, und er konnte die Beerdigung nicht länger hinauszögern. Er musste unbedingt seine Tochter begraben. Amir konnte ihm dabei behilflich sein, und zudem würde die frische Luft ihm guttun. Und wenn er Amir jetzt allein zurückließ, würde er sich beim Begräbnis die ganze Zeit Sorgen und Vorwürfe machen. So beging er ein Wagnis und sagte: »Parwaneh ist getötet worden.«

»Parwaneh?«

Von Amir kam nur dieses eine Wort, und ein Blick auf seinen Vater. Er schien zu Stein erstarrt. Doch sein Blick hatte sich verändert, und seine Züge waren ruhig geworden wie die eines alten Mannes. Das Schweigen dauerte lange Augenblicke, und der Colonel wartete gespannt, aber still auf die Wirkung seiner Mitteilung. Schließlich wendete Amir den Blick von seinem Vater ab, senkte den Kopf, als käme er bei der Lösung einer

Geometrieaufgabe nicht weiter, und sagte, ohne eine besondere Regung zu zeigen: »War sie nicht viel zu jung?«

Der Colonel merkte, dass er nichts entgegnen konnte. Also erhob er sich, nahm seine Uhr aus der Westentasche und führte das Zifferblatt dicht an seine Augen, um sich über die ihm verbleibende Frist bis zum Sonnenaufgang Klarheit zu verschaffen. Dann steckte er die Uhr wieder in die Westentasche, tastete mit den Fingern nach dem Bündel auf seinem Rücken, und als wollte er seinem Sohn ein Ultimatum stellen, sagte er abschließend: »Ich gehe zum Friedhof, um Parwaneh in den Sarg zu legen und zu begraben. Willst du mich begleiten?«

Amir starrte wieder vor sich hin, seine Lippen und Gesichtszüge waren wie vereist, er war kreidebleich. Plötzlich überfiel ihn ein Zittern, das nicht zum Stillstand kommen wollte. Sein Körper bebte wie bei einem Malariaschub, seine Zähne klapperten, seine Hände und Finger, die ihm nicht mehr zu gehorchen schienen, suchten die Zipfel der Wolldecke, konnten sie aber nicht finden. Als sie sie schließlich doch fanden, wickelte er sich in die Decke ein. Der Colonel konnte ihn nicht mehr sehen. Nur seine Stimme drang durch die feuchte, alte Decke.

»Nein, ich komme nicht mit. Ich bin niemandem Bruder. Ich bin niemand, niemand, niemand!«

Noch auf der Treppe fiel es dem Colonel wieder ein: Warum bloß hatte er Amir vor Rasul Khazar Djavid nicht gewarnt! Er hätte diesbezüglich strenger sein müssen! Er hätte dazu durchaus ein Recht gehabt, es war doch immer noch sein Haus. Es war sogar seine Pflicht, sich gegen Verdächtige, die in seinem Haus aus und ein gingen, zur Wehr zu setzen. Aber waren Amirs Worte nicht doppeldeutig? Was hatte er gemeint mit: Er sei niemandem Bruder? War es nur der Wahnsinn oder steckte mehr dahinter? Wollte er mich beschimpfen, mich erniedrigen, mich noch mehr zermürben? Ob das Gift, das in seinen Worten steckte, mir galt? Wollte er etwa andeuten, dass meine Kinder, dass ich … dass ich nicht der Vater meiner Kinder sei? War er, mein Sohn, so brutal und unbarmherzig geworden, dass er die Hurerei meiner Frau, die Hurerei seiner Mutter, mir vorwerfen wollte? Ich habe sie doch getötet, ich habe Foruz getötet. Amir

selbst war doch Zeuge, ich habe meine Frau vor seinen Augen getötet. Danach müsste doch, wenigstens für Amir, alles bereinigt und geklärt worden sein. Oder nicht? Doch, doch, meine Kinder sind meine Kinder, sind von mir, daran habe ich keinen Zweifel, nein, keinen Zweifel. Hätte Foruz darauf keine Rücksicht genommen, dann hätte sie sich nicht zweimal auf den Operationstisch gelegt. Wäre es nicht so, hätte ich es gemerkt, hätte es gefühlt. Gefühle und Instinkte lügen nicht. Nein, ich habe euch alle geliebt, und ich liebe euch immer noch. Sonst würde ich es nicht bereuen, dass ich dich vor Khazar Djavid nicht gewarnt habe, sonst würde ich nicht eine solche Liebe für mein Töchterchen Parwaneh empfinden. Ich habe das Gefühl, ich muss sterben, wenn sie sie beerdigen, bevor ich den Friedhof erreicht und sie nochmals gesehen habe. Seid nicht so brutal zu mir! ...

Der Colonel stapfte durch Schlamm und Regen, umklammerte Hacke und Schaufel auf seiner Schulter. Doch der Gedanke an Khazar Djavid ließ ihn keinen Augenblick los. Es war, als würde Khazar ihn bei jedem Schritt in der dunklen Gasse mit seinem spottenden Blick verfolgen. Er sah Khazar Djavid vor sich: den Kragen seines Regenmantels hochgeschlagen, den Rand seines Hutes über die Stirn gezogen, den Gürtel seines Regenmantels über dem Bauch geknotet. Wie immer glänzten seine Schuhe, obwohl sie vom Regen und Schlamm beschmutzt sein müssten. Auch dies gehörte zu den Rätseln um Khazar Djavid. Es war, als würde er über der Erde schweben, denn nie wurden seine Schuhe nass, auch wenn er durch den Regen lief. Der Colonel hatte ihn mehrmals in sein Haus kommen sehen. Kein einziger Regentropfen war auf seinen Anzug gefallen. Unglaublich! Auch an jenem Abend – war das der Abend, an dem er ihn zum letzten Mal sah? – hatte es geregnet.

Der Colonel saß am Fenster auf dem Stuhl, schaute in den Regen und lauschte dem Geräusch der Tropfen, die auf das Wasser des Beckens im Hof fielen. Es fiel ihm auf, dass die schwarze Katze nicht wie üblich am Beckenrand saß. Das arme Tier war wohl vor dem Regen in eine trockene Ecke geflüchtet.

Dieses Mal war es Parwaneh, die Khazar Djavid einließ. Sie war in den

Hof hinausgerannt, das Gesicht zum Himmel, damit die großen, schweren Regentropfen ihr auf Gesicht und Wangen fielen. Dieses Kinderspiel machte dem kleinen Mädchen Spaß, und der Colonel nahm aus der Distanz Anteil an ihrer Freude. Als Khazar Djavid klopfte, öffnete sie das Tor. Sie schaute den Mann nicht an, versteckte sich hinter dem Torflügel und ließ ihn eintreten. Wie immer ging Khazar Djavid direkt die Treppe hinunter zum Keller. Der Colonel wandte den Blick wieder seiner Tochter zu. Sie hatte das Tor geschlossen, die Hände auf die Stirn gelegt, dann fuhr sie langsam mit den Handflächen über Wangen und Kinn bis zum Hals. Von jenem Abend an war dem Colonel Khazar Djavids Erscheinung im Gedächtnis eingebrannt: die Hände in die Taschen des Anoraks gesteckt, seine Schulterklappen und die mandelförmige Zipfelmütze, die am Treppeneingang zum Keller aus seinem Blick verschwand.

Dann kam Parwaneh ins Zimmer ihres Vaters und trocknete mit einem Handtuch, das sie aus ihrem Zimmer mitgebracht hatte, Gesicht und Haare. Der Colonel machte seine Zigarette im Aschenbecher aus und musterte seine Tochter. Parwaneh stellte sich neben den Ofen, nahm den Deckel von der Teekanne, roch am Tee, um sicher zu sein, dass er noch frisch war. Dann schenkte sie zwei Gläser ein und stellte sie auf den Tisch, für sich und ihren Vater. Die Zuckerdose stand immer auf dem Tisch.

»Möchtest du Tee trinken, Vater?«

Warum nicht? Ein alter Mann lebt von solchen kleinen Zeichen der Zuneigung. Wusste sie das nicht? Doch, sie wusste es.

»Gleich werde ich das Öl im Ofen nachfüllen.«

Ich wusste es. Sie machte das jeden Abend. Aber es tat gut, meine Tochter über diese banale Arbeit sprechen zu hören. Ich wollte mich ein wenig zieren und sagte: »Wenn du zu tun hast, kann ich den Behälter auch selbst füllen.«

Aber sie reagierte überhaupt nicht darauf, bat nur um Erlaubnis, vorher dem Gast Tee und ihrem Bruder seine Tabletten zu bringen.

»Ich bringe ihm Tee, darf ich?«

»Klar, du weißt ja, wann und wie viele Tabletten Amir einnehmen muss.«

Sie stellte Teekanne, Zuckerdose und zwei Gläser auf das Tablett, legte ein paar Tabletten daneben, griff nach ihrem Kopftuch und legte ein kleines Wolltuch auch auf die Kanne, damit der Tee nicht kalt wurde.

Als sie in den Keller kam, war Khazar Djavid gerade dabei, seinen Anorak an den Kleiderhaken zu hängen. Dabei konnte Parwaneh den Riemen sehen, der um seine Schulter hing, was ihrer Neugierde reichlich Stoff bot. Khazar Djavid schien sich ertappt zu fühlen, denn als er sich umdrehte und das kleine Mädchen sah, das gerade das Tablett auf den Hocker stellte, zuckte er ein wenig zusammen, fing sich aber wieder und schaute Parwaneh schräg an. Parwaneh las aus dem schweren Blick ihres Bruders, dass sie das Zimmer nicht ohne Erlaubnis hätte betreten dürfen. Das war ihr sehr unangenehm, und sie versuchte, so rasch wie möglich ihrem Bruder und dem fremden Gast zu entkommen. Flink verschwand sie durch die kleine Kellertür, und noch bevor sie den Hof erreichte, hörte sie zum ersten Mal die Stimme Khazar Djavids, der sagte: »Sie ist noch sehr klein und schwach. Du hättest sie nicht in die Revolution und die Arbeit der Organisation hineinziehen dürfen. Das ist zu gefährlich für sie, sehr gefährlich!«

Erst jetzt merkte Parwaneh, dass sie auf einem Bein stand. Als sie die Stimme Khazar Djavids gehört hatte, war sie auf einem Bein stehen geblieben. Das rechte Bein hatte sie an die letzte Stufe angelehnt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Sie merkte es erst, als Khazar zu Ende gesprochen hatte. Jetzt konnte sie aufatmen. Denn das Wissen darüber, dass über sie geredet wurde, hatte ihr den Atem verschlagen. Sie stand wieder mit beiden Beinen auf der Erde, lehnte horchend den Rücken an die Wand und versuchte, soweit es das Geräusch des Regens zuließ, zu hören, was ihr Bruder Khazar Djavid erwidern würde. Der Bruder sagte etwas wie: Parwaneh habe sich emotional und mit jugendlichem Eifer für die Revolution begeistert. Sie verkaufe ja auch nur Zeitungen auf der Straße, mehr nicht. Im Übrigen habe sie niemand zur Teilnahme aufgefordert. Seine Stimme klang jammernd, als wolle er Khazar um Nachsicht bitten und darum, dass man seine Schwester verschone: »Sie ist doch noch so zart und zerbrechlich. In Wirklichkeit ist sie die Pflegerin

von Colonel. Du hast sicherlich gemerkt, dass zwischen ihr und Mohammad Taghi, den ihr niedergemacht habt, ein himmelweiter Unterschied besteht. Ganz offen gesagt ... Ich möchte bitten, dass ...«

Es schien, als sei außer Amir niemand im Kellerraum, und er würde ein Selbstgespräch führen. Seine Stimme brach ab, und Parwaneh hörte ein kontinuierliches Schnarchen. Khazar war offensichtlich eingeschlafen. Ihr missfiel der Gedanke, dass der Gesprächspartner ihres Bruders mitten im Satz eingeschlafen war. War das nicht eine unerträgliche Beleidigung für sie und den Bruder? Als sie das Zimmer des Colonels betrat, war ihr so, als habe man einen Eimer kaltes Wasser über sie gegossen. Sie hätte, dachte sie, nicht zu ihrem Vater zurückkehren, sondern in ihr eigenes Zimmer gehen sollen, wo sie, versteckt unter ihrem Kopfkissen, bis zum nächsten Morgen hätte weinen können.

Sie hatte sogar vergessen, dass sie meinen Ofen mit Öl nachfüllen wollte, einfach vergessen, als habe sie es nie gesagt, als habe sie nie die Gewohnheit gehabt, jeden Abend den Ofen nachzufüllen und mir das Bett zu machen. Tod und Scham waren die einzigen Zeichen, die ich an jenem Abend aus dem kleinen Gesicht meiner Tochter herausspüren konnte. Die Scham hatte ihre Wangen gerötet und die Todesangst ihre Lippen blass gefärbt. Und ihre Augen, ihre Augen konnte ich an jenem Abend überhaupt nicht sehen, denn sie hielt, solange sie in meinem Zimmer weilte, ihren Blick gesenkt ...

Am nächsten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, stand Khazar auf und machte sich bereit zum Gehen. Seine Miene sagte deutlich, dass er von Amir kein weiteres Wort hören wollte. Als der dennoch Anstalten machte, etwas zu sagen, ging Khazar die Treppe hoch, um sich Hände und Gesicht zu waschen. Amir blieb auf seiner Matratze, die er auf den Fußboden gelegt hatte, sitzen. Es war, als hätte Khazar Djavid Amir das Wort abgeschnitten, und Amir blieb stumm, stumm und erfüllt von einer bohrenden Angst. Er vermutete, dass Parwaneh bereits aufgestanden war und ihr Morgengebet verrichtet hatte, gleich würde sie, wie jeden Morgen, bevor sie das Haus verließ, zu ihm kommen. Er hätte hinaufsteigen und erklären sollen, dass sie heute nicht kommen solle.

Aber er schaffte es nicht, blieb auf dem Bettrand sitzen, zündete sich trotz des schlechten Geschmacks im Mund eine Zigarette an und hielt seinen Kopf, der durch ständige Schlaflosigkeit zentnerschwer geworden war, zwischen den Händen vergraben.

Parwaneh lief unter den Blicken ihres Vaters, der durch die Fensterscheiben den Regen beobachtete, die Treppen hinunter in den Hof, dann ging sie in den Keller und traf auf Amir, als der sich gerade eine zweite Zigarette anzündete. Sie riss sie ihm aus der Hand und machte sie aus. Sie trug eine Wolljacke und hatte ihre dunkelblaue Tasche um die Schulter gehängt. Amir konnte ahnen, welche Broschüren und Zeitungen sie hineingepackt hatte. Auch Khazar Djavid wusste es. Warum war Parwaneh nach so einer aufwühlenden Nacht überhaupt nochmals in den Keller gegangen? Diese Frage beschäftigte den Colonel. Das Mädchen hatte nach langem Ringen in der Nacht ihre Selbstbeherrschung wiedergefunden und ihre Angst vor dem Tod überwunden. Nun versuchte sie, sich dem Bruder und diesem dreist dreinblickenden Gast, der in diesem Haus ein Fremdling geblieben war, zu stellen und das falsche Bild, das die beiden sich von ihr machten, zu bezwingen. Besonders dem Gast wollte sie die Stirn bieten und blieb deshalb im Keller, bis Khazar Djavid die Treppe herunterkam. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, fragte sie ihren Bruder: »Was ist mit deinem Freund, möchte er auch kein Frühstück?«

»Nein, wir frühstücken beide nicht.«

Ohne Parwaneh anzuschauen, lief Khazar Djavid auf den Kleiderhaken zu, um seinen Anorak zu holen, und Parwaneh blickte mit einer aufsässigen Neugierde auf den Riemen, der um seine Schulter hing. Amir hingegen hielt den Kopf gesenkt, als habe er nicht die Kraft, den selbstsicheren Auftritt seiner Schwester wahrzunehmen. In seinem Schädel hallten nur die Worte Khazar Djavids wider: Es ist gefährlich für sie, sehr gefährlich!

Amir hörte die leisen Schritte Parwanehs, die leichtfüßig die Treppe hinaufstieg. Er hörte das Reiben ihrer dunkelblauen Tragtasche aus Plastik an ihrem Körper. Im selben Augenblick schien auch Khazar Djavid zum

Aufbruch bereit. Amir hob mit großer Mühe den Kopf und sah, wie er ein Bein auf die erste Stufe gestellt hatte, um die Schnürsenkel seiner Schuhe zu knoten.

Die Haustür fiel ins Schloss, Parwaneh hatte das Haus verlassen. Amir erhob sich schwankend von seiner Matratze. Khazar Djavid zog den Reißverschluss seines Anoraks zu und ging die Treppe hoch. Amir legte sich den Regenmantel um die Schultern und folgte Khazar in den Hof. Er öffnete ihm das Tor. Als Khazar hinausgegangen war, warf Amir einen Blick auf die Gasse. Parwanehs Schritte kamen ihm schnell und hastig vor. Amir verriegelte das Tor und wollte in den Keller zurückgehen, aber er hielt inne. Schlagartig, wie ein Erdbeben, hatte ihn die Angst überfallen und gelähmt. Der Regen setzte erneut ein, und Amir stand, in sich verkrümmt und vom Tod gezeichnet, im Hof. Wie lange? Er wusste es selbst nicht. Er spürte aber, dass der Colonel in seinem Zimmer am Fenster stand, alles beobachtete und auch den Abgang seiner Tochter verfolgt hatte. Vermutlich schwebte eine Wolke von Rauch hinter den Fensterscheiben. Er fühlte, dass die Apathie des Colonels dieselbe war, die ihn selbst heimgesucht hatte, als er am gleichen Fenster stand und beobachtete, wie der Colonel, nachdem er seine Mutter getötet hatte, in den Hof gegangen war und mit dem blutbeschmierten Dolch in der Hand im Regen stand. Mit dem Unterschied, dass der Colonel damals nicht gebrochen und vom Tod gezeichnet war und das Verbrechen, das er begangen hatte, vor niemandem verheimlichen wollte. Er war auch nicht beschämt gewesen. Auch Amir empfand jetzt keine Scham. Ohnehin wusste er, dass nur eine gesunde Seele Scham empfinden kann. Wenn er nicht fähig war, sein Haupt zu erheben, dann aus Angst, sein Blick könne dem des Colonels begegnen. Er hätte aus seinem Blick gelesen, was in ihm jetzt vorging: Tausend Albträume kreisten und pochten in seinem Schädel. Er fürchtete, dass Parwaneh nie mehr nach Hause zurückkehren würde. So geschah es auch, sie kehrte nicht mehr zurück.

Sicher, ich hätte mich einmischen können, dachte der Colonel, hätte streng sein können. Dazu hatte ich ein Recht, es wäre sogar meine Pflicht

gewesen. Sie waren schließlich meine Kinder, auch wenn ich davon ausgehe, dass jedes von ihnen erwachsen war. Angenommen ... Lass mich noch einmal überlegen, was ich mitgenommen habe: Leichentuch, Schaufel, Hacke. Und die Gasse ... Ja, sie führt zum Friedhof. Die Zeit? Keine Sorge. Man hört noch nicht vom Minarett das Morgengebet. Nur Regen ... Regen ...

Der Regen strömte endlos. Am Ausgang der Gasse musste der Colonel besonders auf seine Schritte achten. Vorsichtig lief er den Abhang hinunter, ging um die Pfütze, die voller Schlamm und Regenwasser war, herum, ging einen Hügel hoch, ruhte sich dort ein wenig aus und lief dann direkt zum Friedhof und dem Leichenhaus. Die beiden werden vor Ungeduld kochen, dachte er. Er musste Ali Seyf und dem anderen alles erklären, bevor sie ihn zur Rede stellten: dass er ein alter Mann ist und der Weg beschwerlich und weit. Solche Dinge zu organisieren, kostet viel Kraft, wenn man ein alter Mann ist. Von Amir wird er ihnen nichts erzählen, kein Wort. Obwohl man ruhig über ihn reden könnte, denn er ist nicht aktiv und völlig belanglos. Doch die Angst, die Heimlichkeit und der Wunsch, ja keinen Anlass für Gerüchte zu liefern, waren ihm bereits zur zweiten Natur geworden. Er erkannte das selbst ...

Amir ... Er war nur noch ein Bündel verheimlichter Angst. Schlimmer als Lepra zerfraß Furcht seine Seele und zermürbte ihn. Allein dadurch, dass er atmete und körperlich existierte, empfand er sich als Angeklagten, als Schuldigen, ja sogar als Verurteilten. Zwar hatte er sich zurückgezogen und in die Passivität begeben. Doch nun war sein Überleben zur Schuld geworden. Unablässig forschte er in sich nach einem Anklagepunkt, den man ihm vorwerfen würde, und suchte den Nachweis für seine Unschuld zu erbringen.

Denn er hatte sich nie auf jene Fließbänder begeben, die eingerichtet worden waren, um ihn und seinesgleichen in den Tod zu führen. Oder er war rechtzeitig abgesprungen von diesem Fließband, selbst um den Preis der allmählichen Verwesung im feuchten Keller seines Vaters. Er war ein Volksverderber, den seine undefinierbare Schuld eines Tages einholen würde, und sei es durch Selbstmord.

Auch der Colonel fühlte sich schuldig, schuldig für jeden Schritt, für jedes Vergehen, für Sein und Nichtsein von jedem seiner Kinder. Eine riesenhafte, weitreichende Schuld ... Im Falle Amirs fühlte er sich nicht nur als Vater schuldig, sondern auch dafür, dass er ihn im Keller seines Hauses untergebracht und ihm Schutz gewährt hatte. Obwohl dies für ihn als Vater selbstverständlich war, nagte ständig in ihm das zerstörerische Gefühl, dadurch in etwas hingezogen zu werden, für das er jederzeit bestraft werden könnte. Doch bis jetzt war es ihm gelungen, mit Amir und seinen Problemen zu leben. Bei Begegnungen mit anderen, selbst wenn diese belanglos waren, machte er keinerlei Aufhebens wegen Amir, ja versuchte sogar, den Eindruck zu erwecken, als sei er dem Sohn fern und fremd. Gelegentlich ging er dabei sogar so weit, dass er sich von ihm distanzierte. Doch nach solchen Situationen machte er sich wiederum Vorwürfe: Egoismus war das, Selbstsucht! Was wollte er mit diesem Egoismus für sich oder in sich denn noch retten? Und als Antwort darauf hatte er gefunden: Bei Menschen, die in einem Netz von Problemen gefangen sind und ihre Würde verloren haben, kann sich der Egoismus und das Gefühl, allem außer sich selbst fremd zu sein, bis zum Wahnsinn verstärken. So weit kann es kommen, wenn man in einer feindlichen Umgebung lebt und alle Würde verloren hat.

Ich bin zu allem fähig, wenn mich alle verachten. Wenn die Welt mich verstößt, werde ich zu meiner eigenen Welt. Ich werde wie jene Ameise, die ins Wasser gefallen ist und wild strampelnd ruft, die ganze Welt sei überschwemmt. Wer zu einem Nichts geworden ist, dem ist alles erlaubt. Ich könnte sogar meinen eigenen Sohn erwürgen, nackt auf die Straße gehen und zu der einzigen psychiatrischen Klinik der Stadt rennen ... Nein, niemals, ich werde niemals die Selbstbeherrschung verlieren. Ich werde bis zum Ende des Weges meine Kinder begleiten. Ich werde durchhalten und niemals vergessen, dass ich ein Soldat bin ...

»Ja, Herr, ich bin Soldat!«

»Wir alle sind Soldaten, Herr Oberst. Reicht diese Erklärung nicht?«

Als der Colonel nach Hause kam, war Amir noch wach. Seine Frau war

noch nicht da. Diese Verspätungen von Foruz waren für sie alle zur Gewohnheit geworden. Mit wachsendem Alter hatte sich sogar der Colonel damit abgefunden. Vielleicht war gerade die Gefahr, die er spürte, dass ihm allmählich alles zur Gewohnheit werden könnte, für seinen Entschluss ausschlaggebend. Also wartete er auf sie. Gewöhnlich kam Foruz nach Mitternacht zurück, zumeist betrunken. Sie ließ sich aufs Bett fallen, ganz selbstverständlich, als gehe sie davon aus, dass ihr Mann über ihr nächtliches Leben ohnehin Bescheid wusste. Manchmal merkte der Colonel, dass sie unter ihr Kopfkissen fasste und aus einer kleinen Flasche ein paar Schlaftabletten nahm.

Jener regnerische Abend war der letzte, an dem sich der Colonel bis zum Umfallen betrank. Amir saß an seinem kleinen Schreibtisch und blätterte in den Lehrbüchern. Der Colonel saß am Rand seines Bettes, leerte ein Glas Schnaps nach dem anderen in sich hinein. Er redete sich ein, nichts mehr zu begreifen. Mit tausend Tricks versuchte er sich einzureden, dass er seine Selbstbeherrschung verloren hatte. Das ist genau der Zustand, in dem man das Verbrechen, das man geplant und im Geiste schon durchgespielt hat, auch zu Ende führt.

Der Colonel weinte schon ein ganzes Weilchen, spürte aber nur, dass seine Augen durch den Alkohol und die Tränen geschwollen und vielleicht auch gerötet waren. Die Gegenstände um ihn herum schwankten. War das wirklich Amir, der dort am Schreibtisch saß? Waren Amirs Augen auf ihn gerichtet, oder beugte er sich über die Lehrbücher und spitzte nur die Ohren, um die Worte seines Vaters zu hören? Unzusammenhängende, wirre Worte, die sich aus dem Innern des Colonels Bahn brachen. Er hoffte so sehr, dass Amir seine Lage begriff. Er war überzeugt, dass Amir seine Mutter durchschaut hatte und für das, was sein Vater in seiner Ausweglosigkeit vorhatte, Verständnis aufbringen würde. Keines der anderen Kinder war anwesend, und der Zustand, in dem sich der Colonel befand, musste sich doch auf den Sohn, der ihm so nahestand, übertragen ... Der Colonel spürte das Entsetzen seines Sohnes, aber dasselbe Gefühl sagte ihm auch, dass dieser mit ganzem Herzen die Qualen seines Vaters mitlitt und hoffte, ihm helfen zu können. Und doch

versuchte der Colonel alles, um Amir nicht in dieses Verbrechen hineinzuziehen. Welch ein Abgrund an Selbstsucht, vom eigenen Sohn zu erwarten, an der Ermordung der eigenen Mutter teilzunehmen. Nicht auszudenken ist so etwas. So schien es dem Colonel richtig, dass Amir weiterhin erstarrt auf seinem Stuhl sitzen blieb, während die Dinge ihren Lauf nahmen. Amirs Schweigen konnte nur heißen: Ich halte mich heraus, soll der Vater allein sein Problem meistern.

Als der Colonel sich vom Bettrand erhob, konnte er kaum sein Gleichgewicht halten. Irgendetwas – vielleicht war es ein Glas – fiel auf den Boden und zerbrach. Der Colonel trat heftig darauf. Er schwankte, und vor seinen Augen wurde es schwarz. Er wischte mit der Hand den Schweiß von der Stirn und machte einen langen Schritt zum Kamin, stützte sich an den Sims, lehnte die Stirn daran und begann wie ein störrisches, wütendes Kind zu heulen. Er hatte nicht einmal den Mut, dem alten Colonel in die Augen zu schauen, denn dessen vorwurfsvolle schwarze Augen unter den buschigen Augenbrauen, die hinter dem blank geputzten Glas des Bilderrahmens ihn anblickten, erzeugten in ihm nicht nur Scham, sondern auch Angst.

Danach – er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war – fand er wieder seine Selbstbeherrschung, nahm vom Bett seine Offiziersmütze, setzte sie fest auf, zog seinen Dolch aus dem Riemen, trat einen Schritt zurück, blickte direkt in die stahlharten Augen des alten Colonels und rief entschlossen: »Ich werde sie töten, ich werde sie heute Abend töten!«

Ich weiß es nicht mehr! Vielleicht war es gerade an diesem Abend, dass Amir sich von Grund auf verwandelte. Vielleicht war es an diesem Abend, dass in ihm etwas zerbrach und er keine Ruhe mehr fand. Danach verschwand er, verlobte sich, schloss sich revolutionären Kreisen an, landete im Gefängnis und versuchte danach einen Neuanfang, um wieder zu sich selbst zu finden. Aber es gelang ihm nicht, im Gegenteil, er verlor zunächst seine Frau und danach sich selbst. Es war alles zu viel für ihn, es ging über seine Kräfte. Ich denke, es war genau während dieser Zeit, als mein Sohn und ich uns im Gefängnis wiedersahen …

Der Colonel und Amir fanden erst im letzten Jahr, bevor die Gefängnisse geöffnet wurden, die Gelegenheit, zusammen zu sein. Amir war ein politischer Häftling, der der »Gefährdung der nationalen Sicherheit« bezichtigt wurde, während der Colonel mehrfach, sowohl wegen politischer als auch krimineller Delikte verurteilt worden war. Sein Fall wurde durch den militärischen Abschirmdienst untersucht. Erst nach seiner Degradierung und Verurteilung – sowie der automatischen Entlassung aus dem Militärdienst – war er in das Gefängnis für politische Gefangene überführt worden. So kam es zum Wiedersehen mit dem Sohn, unter Umständen, in denen Amir nicht nur der Sohn, sondern vor allem ein selbstständiger Mann mit seinem eigenen, außerordentlichen Schicksal war. Der Colonel hatte jedes Kind seinen eigenen Weg gehen lassen. Nicht einmal seinem jüngsten Kind, Parwaneh, hatte er die Selbstbestimmung verweigert. Und nun ließ ihm der Gedanke keine Ruhe, ob das schreckliche Schicksal, das jedem seiner Kinder widerfahren war, nicht doch auf diese Erziehungsmethode zurückgeführt werden konnte. Aber nein, auch ein solcher Gedanke konnte dem alten Mann keinen Ausweg bieten. Denn er war davon überzeugt, dass er seinen Kindern das natürlichste aller Rechte gewährt hatte. Er lehnte es ab, sie nur zum Leben zu verurteilen, er wollte, dass sie über ihr Leben selbst bestimmten. Und das bedeutete ja auch keineswegs, dass er sie damit zur Leichtsinnigkeit verleitet hätte, keines von ihnen war je leichtsinnig. Ob der Wunsch nach Selbstständigkeit seiner Kinder vielleicht eine Reaktion gewesen war auf sein eigenes Leben, das ihm seiner Meinung nach aufgezwungen wurde? Er hatte das mit Trauer vermischte Gefühl, dass er nie nach seinem freien Willen gelebt hatte. Oft fühlte er sich deshalb wie ein Krüppel. Er war nämlich zu der Ansicht gelangt, dass ein Mensch, der Zwängen unterliegt, nur ein halber Mensch sein könne, dass er ohne Selbstbestimmung nicht die Fähigkeit erlangen könne, sich selbst zu erkennen und herauszufinden, was er eigentlich im Leben suche. Ein solcher Mensch wird nicht in der Lage sein, die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten richtig einzuschätzen. Er bleibt ein halb fertiges Wesen. Das waren die Ansichten des Colonels, und darum war er überzeugt, dass auch er selbst

nicht der war, der er zu sein glaubte und den andere glaubten beurteilen zu können. Wenn er sich selbst so einschätzt, wird er die Ansicht von anderen über sich ohnehin nicht akzeptieren. Und nun würde er wohl niemals mehr herausfinden, wer er wirklich war, nachdem er so viel Schuld auf sich geladen hatte, dass er in Jahrtausenden die Strafe nicht abtragen konnte.

Ich habe nicht die Kraft, die ihr euch vorstellt! Wenigstens eines von euch sollte an sich selbst denken. Ihr seid nicht dazu berufen, die ganze Last der Geschichte zu tragen! ... Das hätte er seinen Kindern gern zugerufen.

Die Nachricht von Amir hat man ihm aus dem Gefängnis ins Gefängnis gebracht, zusammen mit einer Akte, in der ein blutiges Messer lag.

»Ein Messer? Ein blutiges Messer? Heißt das, dass Amir jemanden mit diesem Messer getötet hat?«

»Ja, Colonel! Glauben Sie es nicht?«

»Das Messer, kennen Sie dieses Messer?«

Ja, er kannte das Messer. Es war noch blutig und lag vor Amirs Augen auf einem grauen Metalltisch. Auf der anderen Seite des Tisches stand nicht mehr Khazar Djavid, sondern ein Hüne, doppelt so groß wie ein normaler Mensch, mit breiten Schultern, wulstigem Nacken, Quadratschädel, kurzen, grauen Haaren und kleinen, matten Glasaugen. Seine Kiefer mahlten ständig, sein Gebiss rückte vor und zurück, vor und zurück. Auf Amir, der vor Fieber brannte, wirkte er wie ein Ungeheuer.

Vielleicht hatte das Ungeheuer gar nicht die Absicht, Amir zu ängstigen, aber die massige Gestalt, die fast bis zur Decke reichte, und das Mahlen seines Gebisses wirkten äußerst bedrohlich. Er hatte nicht einmal ein Kabel zum Schlagen in der Hand, vermutlich weil es nicht nötig war. Aber Amir konnte das Kabel sehen, das wie eine hässliche, giftige Schlange an einem Nagel neben dem Bett, auf dem er lag, an der Wand hing. Er konnte kaum atmen. In Schweiß gebadet lag er da. Sein schwerer, geschwollener Bauch drückte gegen seinen Brustkorb. Er wünschte, er könnte irgendwie ins Freie blicken, nur um festzustellen, ob es Tag war

oder Nacht. Doch in dem Raum gab es kein Fenster. Amir schien, als habe der Raum nicht einmal eine Tür. Die einzige kleine Lampe mit Schirm warf nur ein Dämmerlicht auf ihn und auf das Bett. Auch das Ungeheuer war nur im Schatten zu sehen. Der Lichtstrahl war auf das blutige Messer auf dem Metalltisch gerichtet, damit Amir alle Einzelheiten erkennen konnte. Ja, er konnte alles sehen, seine durch die Folter fiebrige Fantasie ließ ihn glauben, er könne sogar die Fingerabdrücke Mansur Eslamis auf dem knochigen, grauen Griff des Messers erkennen.

»Ich habe gefragt, ob du dieses Messer kennst!«

»Ja, ich habe es schon einmal gesehen.«

»Wann, abends, morgens, zu welcher Tageszeit?«

»Das weiß ich nicht, ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur, dass ich es schon einmal gesehen habe ... Das ist alles.«

»Wo und in wessen Hand?«

»In der Hand eines jungen Kollegen.«

»Wie heißt der Kollege?«

Das Ungeheuer wollte anscheinend Amir Gelegenheit zum Nachdenken geben, denn es zündete sich eine Zigarette der Marke Winston an, steckte sie zwischen die Lippen und setzte sich auf einen Metallstuhl neben den Tisch. Zwischen jedem Zug bewegte es sein Gebiss hin und her, ohne seinen durchdringenden und dreisten Blick (wie ihn Amir empfand) von ihm abzuwenden. Amir wünschte so sehr, es würde ihm eine Zigarette anbieten. Das wäre die ersehnteste Zigarette seines Lebens gewesen. Aber das geschah nicht. Amir stellte später fest, dass der Untersuchungsrichter erst dann dem Angeklagten eine Zigarette anbietet, wenn er Aussicht auf Erfolg spürt. Das ist dann der Fall, wenn der Widerstand des Angeklagten bricht und er beginnt, Informationen preiszugeben. Amirs Widerstand war längst gebrochen, aber er wusste nicht, wie er zur Klärung des Falls beitragen konnte. Der Mann, das Ungeheuer, rauchte seine Zigarette bis zur Hälfte, der Rest hätte Amirs Sehnsucht befriedigen können. Aber er warf sie auf den Boden, zerdrückte sie mit seinem großen Schuh und fragte noch einmal: »Wie heißt dein Kollege, ich will seinen Namen wissen.«

Amir antwortete: »Mansur Eslami«, und fragte unmittelbar danach: »Chammami, Nuraghdas Chammami ... das ist meine Frau. Warum ist sie festgenommen worden? Sagen Sie mir doch endlich, warum sie verhaftet worden ist!«

Das Ungeheuer antwortete nicht, schien aber auch nicht erzürnt über die Frage. Amir aber fühlte sich, nachdem er den Namen von Mansur Eslami preisgegeben hatte, dazu berechtigt, Auskunft über das Schicksal seiner Frau zu bekommen. Erst nachträglich fand Amir heraus, dass ein Angeklagter keine Fragen stellen darf, sondern nur antworten muss. Dass das Ungeheuer nicht zornig geworden war, lag wohl eher daran, dass er über das, was er gehört hatte, ausgiebig nachdenken musste. Welche Schlüsse würde wohl der Vorgesetzte, der das Verhörprotokoll auswertete, daraus ziehen? Amir sah, wie der Mann die Stirn runzelte und angestrengt nachdachte. Die Runzeln wurden tiefer und tiefer, die Augen verengten sich zu Schlitzen, bis die glasigen Pupillen kaum mehr zu sehen waren. Ganz offensichtlich kostete ihn das Denken große Anstrengung, und Amir konnte, trotz Fieber, Schwäche, Schmerzen und seiner tödlichen Erschöpfung, sich gut vorstellen, worüber der Mann in seinem steinigen Hirn grübelte, ohne eine Antwort finden zu können: Was bedeutete es, dass der Angeklagte, nachdem er sich bislang angeblich nie hatte erinnern können, nun plötzlich eine Auskunft gab? Ganz offensichtlich kapitulierte er vor diesem Problem, denn er nahm eine lange Zigarette aus einer goldenen Schachtel, drehte sich um und verschwand wortlos durch die Tür, die im tiefen Dunkel lag.

Wenn ich nicht gehört hätte, wie die Tür ins Schloss fällt, hätte ich vermutlich geglaubt, er habe sich in einer dunklen Ecke versteckt, um mich, der wie ein Krüppel auf dem Gitterbett lag, zu beobachten. Denn ich hatte die Orientierung verloren. Und weil ich dasselbe Geräusch nach einigen Minuten wieder vernahm, gewann ich die Sicherheit, dass dieser Raum kein Vakuum bildete, sondern durch eine Tür mit der Außenwelt verbunden war. Es ist der Wahnsinn, nichts als Wahnsinn, als stecke man unter einer Glocke von Wahn. Wie käme man sonst darauf, sich einen Raum ohne Tür vorzustellen?

Jetzt standen beide vor Amir, am Gitterbett im Lichtschein, Khazar Djavid und das Ungeheuer, das Amir so zugerichtet hatte. Nun stellte sich heraus, dass das Ungeheuer auch einen Namen hatte. Von ihrer Gestalt und ihrem Aussehen her unterschieden sich die beiden stark voneinander. Das Gesicht von Khazar Djavid war deutlicher erkennbar als das des ehemaligen Feldwebels Ramezani, dessen Gesicht weit über den Lampenschirm hinausragte. Amirs unstetem Blick schien es, als würden die beiden vor ihm hin und her schwingen, sich drehen und wenden. Er begriff jetzt, warum Ramezani hinausgegangen war und Khazar Djavid mitgebracht hatte. Er spürte auch, wie sehr Khazar Djavid über ihn wütend war, denn er nahm das blutige Messer vom Metalltisch, drückte ihm wie im Wahn die Spitze auf die Gurgel und sagte: »Ich bringe dich gleich hier um, du Hundesohn. Du gibst uns den Namen eines Toten, du unwürdiger Hurensohn!«

»Es war nicht meine Schuld, dass sie Mansur Eslami oder einen anderen mit diesem Namen vor elf Monaten getötet hatten. Ich hatte alles gesagt, was ich gewusst hatte.« Aber das konnte offenbar Khazar Djavid nicht zufriedenstellen, denn er schleuderte eine Reihe von Flüchen in den Raum und überließ Amir wieder Ramezani, dem Ungeheuer, damit der ihn zum Reden bringe. Er selbst verließ grimmig den Raum.

»Und ich hatte in meiner Naivität geglaubt, ich könnte für die Preisgabe des Namens von Mansur Eslami von ihnen etwas über die Verhaftung meiner Frau erfahren! Und noch einmal begann Ramezani die Arbeit, denn ich habe gesehen, wie er seine Hemdsärmel hochkrempelte. Er schwang, so flink, wie man es von so einem Riesenkerl nicht erwartet hätte, seine Riesenpranke und versetzte mir einen Schlag ins Gesicht, dass mir schwarz wurde vor Augen. Es schien, dass nun etwas Neues beginnen würde, denn er rief noch zwei Folterer herbei. Ich hörte ihre schnellen Schritte, deren Geräusch sich mit den Flüchen Ramezanis vermischte, und ich vernahm, wie Ramezani ihnen befahl, mich, diesen Hurensohn, im Apparat festzubinden.«

Amir blieb keine Gelegenheit mehr, um nachzudenken, welche weiteren Informationen er ihnen geben könnte, denn er wurde wie eine leblose

Puppe vom Gitterbett zu einem Apparat geschleppt, den er vom Hörensagen kannte, von Kameraden, die ihn selbst erlebt hatten. Nun merkte er, dass es sich um einen technisch perfekten, neu gebauten Apparat handelte, der dazu diente, konzentriert verschiedene Stellen des Körpers gleichzeitig unter so starken Druck zu setzen, dass der völlig eingezwängte Gefangene sich nicht mehr bewegen konnte.

»Bevor mir der Metallhut, der bis zum Kinn reichte, auf den Kopf gesetzt wurde, konnte ich noch einmal die Stimme des Ungeheuers hören, das wiederholt rief: Das Messer ... Dieses Messer ... Danach wurde alles still. Ich sah nur noch, wie seine Lippen sich bewegten, während er gleichzeitig mit einer Metallpeitsche gegen meine Fußsohlen schlug. Ich schrie und schrie ... Aber meine Stimme hallte wider, hundertfach verstärkt, nur in meinen eigenen Ohren. Noch schlimmer war, dass ich auf die Peitschenschläge nicht anders reagieren konnte als mit Schreien. Schreie, die das Trommelfell meiner Ohren zu zerreißen drohten. Meine Handgelenke waren an den Metallgriffen, die Fußgelenke an zwei Metallstangen des verdammten Apparats festgeschraubt. Jede auch nur leiseste Bewegung erhöhte den Druck auf die Gelenke. Auch Arme und Brust waren durch Lederriemen am hinteren Teil des Apparats festgebunden, sodass es völlig ausgeschlossen war, auf die Peitschenschläge mit einer Bewegung zu reagieren. Ich konnte nur schreien, bis mein Trommelfell fast platzte. Aber wie sollte ich ohne Schreie auskommen?«

»Das Messer, dieses blutige Messer!«

Das waren die Worte, die im tiefsten Graben von Amirs Gedächtnis widerhallten, er konnte keinen klaren Gedanken fassen, musste die gesamte Kraft seiner Gehirnnerven zur Abwehr gegen die Schläge einsetzen, die auf die Fußsohlen und bald auf sämtliche Teile des Körpers niedergingen. Er war durstig, sein Mund war trocken, er wusste nicht, wie spät es war, wie weit die Nacht oder der Tag fortgeschritten waren, wusste nicht, wo auf der Welt eine solche unglaubliche Einsamkeit, wie er sie spürte, möglich war. Und dieses Schwindelgefühl, diese Betäubung, als habe er gegen unaufhörliche Schmerzen Morphium eingenommen. Sein

Gehirn war wie gelähmt. Dann hörte er noch ein Geräusch, nicht das seiner eigenen Stimme, es war wie das Aufschlagen eines Stocks auf einen Sack, ein dumpfes Geräusch.

»Es war wie am Ende eines Gastmahls, einer Trauerfeier oder Hochzeit. Ich weiß es nicht. Hatte ich keine Armbanduhr? Doch, vielleicht, aber dann waren die Zeiger stehen geblieben. Ich konnte nur vermuten, dass es kurz vor Mitternacht war und ich sehr auf meinen neuen, dunkelblauen Anzug achtete. Ich glaube, ich trug ihn zum ersten Mal, vielleicht weil ich nach Teheran gekommen war, um meine Frau – damals vielleicht noch meine Verlobte – Nuraghdas zu besuchen. Sie studierte und hatte im Haus ihrer Tante ein Zimmer mit einer kleinen Küche gemietet. Wie so oft war ich auch an diesem Tag ziemlich desorientiert. Ich stand in einem alten Haus auf der obersten Stufe der Treppe, die mit einem billigen Läufer belegt war. Da sah ich Mansur Eslami, der den Hausflur betrat. Er hielt das blutige Messer in seiner Hand hoch, um es in meinen Nacken zu stoßen. Ich war überhaupt nicht erstaunt, dass einer von der untersten Stufe der Treppe aus mich, der vor Angst mit dem Rücken an die Wand gelehnt auf der obersten Stufe stand, mit dem Messer treffen konnte, und zwar genau im Nacken. Die Aufhebung der Entfernung kam mir ganz natürlich vor. Daher war ich auch nicht verwundert, als ich Mansur Eslami doppelt sah. Ich beobachtete, wie Mansur Eslami das Handgelenk von Mansur Eslami über den Schultern hielt und es so stark drückte, dass das blutige Messer ihm aus der Hand vor meine Füße fiel, genau auf die oberste Stufe der Treppe. Mir kam es vor, als sei Mansur Eslami betrunken. Lässig hatte er seine Jacke über die Schultern gehängt, so ging er an mir, der sicherlich kreidebleich war, vorbei. Und als der zweite Mansur Eslami, der genau hinter ihm herlief und anscheinend auf ihn aufpasste, an mir vorbeiging, sah er mich zustimmend an, zeigte auf den Mansur Eslami, der vor ihm lief und hinter einer alten spanischen Wand verschwand. Er sagte: Er hat den Schuft mitten ins Herz getroffen und seine Schwester zerstückelt. Ich fragte noch: Wessen Schwester? Worauf er im Weggehen sagte: Die Schwester des Polizeidirektors!«

Amir war stehen geblieben, bis Mansur Eslami hinter der alten

spanischen Wand verschwunden war. Danach raste er die Treppe hinunter, getrieben von der Angst, aus der Umgebung der Katastrophe zu verschwinden und das Haus von Nuraghdas zu erreichen. Er wusste, dass die Busse der Stadt nach elf Uhr abends nicht mehr fuhren, und so spät am Abend bekam er vielleicht auch kein Taxi mehr. Er kam aus der schmalen Gasse im Stadtteil Amirieh heraus, lief bis zum Ende des Bürgersteigs, überquerte die Wasserrinne und den Zebrastreifen und lief am Straßenrand in Richtung der Bushaltestelle.

Mit den Beinen schritt er vorwärts, und mit den Augen schaute er rückwärts, ob vielleicht doch noch ein Taxi kam. Das Auto, das Amir mit Handzeichen zum Anhalten aufforderte, war kein Taxi. Dies merkte er, als wenige Schritte von ihm entfernt ein demolierter Personenwagen mit einer merkwürdigen Farbe, einer Mischung aus Grün und Rostblau, die Amir noch nie in seinem Leben gesehen hatte, anhielt. Die hintere Wagentür öffnete sich, und gleichzeitig erhellte sich das Innere des Wagens, sodass Amir die Frau sehen konnte, die ausstieg. Sie ging in die Gasse, aus der er selbst vor wenigen Augenblicken gekommen war. Er konnte auch sehen, dass vier junge Männer zusammengedrängt im Wagen saßen und lachten. Amir wollte die Chance nicht verpassen und ging auf den stehenden Wagen zu. Doch als er zum Sprechen ansetzen wollte, schlug ihm das schallende Gelächter der übermütigen jungen Männer entgegen. Als wollten sie ihn verspotten, fuhr der Wagen ganz langsam an ihm vorbei. Unwillkürlich drehte sich Amir um und blickte der Frau nach, die soeben in die Gasse eingebogen war. Sie trug ein milchfarbiges Kopftuch und schien ein wenig beleibt zu sein. In der Hand hielt sie eine Tasche. Es schien, als laufe sie auf das Haus zu, aus dem Amir selbst soeben gekommen war.

»Jeder an meiner Stelle hätte sich vermutlich ausgemalt, dass die vier Männer die Frau in die Falle gelockt und sie jetzt in der Nähe ihrer Wohnung abgesetzt hatten. Doch mir kam ein solcher Gedanke, trotz des Gelächters der jungen Männer, das eine solche Vermutung bekräftigen könnte, nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde in den Sinn. Seid nicht verwundert, wenn ich sage: Bruchteil einer Sekunde ... Das Gehirn

kann im Bruchteil einer Sekunde an unterschiedlichste Dinge denken und unglaubliche Entfernungen zurücklegen. Wir haben unsere liebe Not damit, unsere Gedanken in den Griff zu bekommen und die Begriffe ordentlich abzulegen. Diese Kategorisierung, die wir als Ordnung bezeichnen, ist nichts anderes als Hilflosigkeit. Doch in Wirklichkeit können wir die Fülle unserer fortdauernden, ineinanderfließenden Gedanken und Einfälle nicht ordnen. Die unendlichen Vorstellungen und Einfälle, die uns gleichzeitig in den Sinn kommen, können wir weder überblicken noch beherrschen. Daher bitte ich Sie, mir zu glauben. Nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde war mir der Gedanke an Ausschweifungen der Frau gekommen. Und mitten in meinem Zustand von Unruhe und Misstrauen überlegte ich noch, wie man den Taxidienst organisieren könnte, damit jeder Passagier zu jeder Tageszeit ein Taxi bekam. Gleichzeitig beschäftigte mich, dass Nuraghdas sich gewiss Sorgen machte, weil ich mich verspätet hatte.«

Bis dahin war Amir nur ein einziges Mal, bei dem er mit einer Ermahnung davongekommen war, in die Fänge des Geheimdienstes geraten. Aber die Furcht vor ihm war allgegenwärtig. Vielleicht hatten die Berichte, die er von anderen gehört hatte, eine Wahnvorstellung in ihm erzeugt, die ihn nicht mehr losließ. Die menschenleeren Straßen in dieser Nacht, die Szene in dem Haus und auch jenes unerklärliche, blutige Messer – all das weckte in ihm wieder die Angst vor der Geheimpolizei. Er fühlte sich schuldig für ein Verbrechen, das er nicht begangen hatte.

Genau in diese Überlegungen hinein tauchte aus dem Dunkel ein Polizist auf dem Motorrad auf. Als er näher kam, forderte Amir ihn, um jeden Verdacht auszuräumen und seine Unschuld zu zeigen, durch Handzeichen zum Halten auf. Er fragte den Polizisten nach der nächsten Busstation, obwohl er wusste, dass sie in unmittelbarer Nähe war. Dann klagte er, dass die Taxifahrer in dieser Großstadt zu früh am Abend ihre Arbeit einstellten. Erst jetzt merkte er, dass es nur ein Verkehrspolizist war. Dennoch, Polizist ist Polizist, die Angst macht keinen Unterschied. Der junge und offensichtlich aus der Provinz stammende Polizist empfahl dem jungen und ebenfalls aus der Provinz stammenden Mann, der sich um

Mitternacht in Teheran fremd fühlte, sich zu beeilen, um den letzten Bus, der in Kürze vom Nationalpark abfuhr, noch zu erreichen. Amir merkte, dass er keinen Busfahrschein bei sich hatte. Der Polizist holte aus seiner Tasche ein Bündel Fahrscheine, und der junge Mann kaufte ihm acht oder neun davon ab, rannte los und sah schon von Weitem den Bus stehen, in den die letzten Fahrgäste gerade einstiegen. Er war sich sicher, dass der Bus in die Richtung fuhr, in die er wollte. Aber selbst wenn es nicht so war, musste er so rasch wie möglich aus dieser Gegend weg. Kurz bevor er den Türgriff fassen und einsteigen konnte, fuhr der Bus ab und ließ ihn stehen. Es war ihm, als habe er zum ersten Mal in seinem Leben empfunden, was Hoffnungslosigkeit, absolute Hoffnungslosigkeit, bedeutet.

Wie erstarrt blieb er stehen. Dann gewann er wieder seine Selbstbeherrschung, ging weiter und stieg unwillkürlich die Treppe zum Postamt hoch. Er lehnte sich an die Wand. Auf einmal strömte eine Unmenge von Menschen herbei, als seien sie aus der Erde herausgequollen. Bald merkte er, dass im Post- und Telegrafenamt eine Feier im Gange war.

»Es waren Menschen aus dem Volk. Einige kamen mir bekannt vor, und auch sie schienen mich zu kennen und grüßten mich. Sie waren so einfach gekleidet, dass mein Anzug ihnen sehr vornehm schien. Das war mir peinlich. Alle waren ähnlich gekleidet, was mich an die Vierzigerjahre erinnerte. Später habe ich im Fernsehen so gekleidete Menschen bei politischen Demonstrationen gesehen: vorn gerade geschnittene Jacken, weiße Hemdkragen über den Jackenkragen geschlagen, die Haare zur Seite gekämmt mit einem Scheitel auf der linken Seite und einem schmalen Schnurrbart.«

Er war erschöpft und durstig. Er wünschte, er könnte sich in eine Ecke verziehen. Aber es gab kein freies Plätzchen, und in dieser dichten Menschenmenge war jede Hoffnung auf ein Glas Tee oder Wasser völlig vergeblich. Auf einmal sah er einen Polizeiwagen, einen jener Wagen, die auf einer Seite offen sind, um Festgenommene schnell abführen zu können. Der Wagen hielt direkt neben dem Zebrastreifen. Eine Gruppe

von bewaffneten Uniformierten sprang aufgeregt heraus. Manche von ihnen hatten Walkie-Talkies in der Hand und tauschten Mitteilungen aus, die Amir nicht hören konnte.

»Meine Vermutung, dass sich da etwas vorbereitete, war nicht abwegig. Es dauerte nicht lange. Menschen, vornehm und dunkel gekleidet, mit glänzenden schwarzen Schuhen, glatt rasiert, die Haare ordentlich gekämmt, versammelten sich um das Polizeiauto. Es wurden mehr und mehr, und die Menschen begannen, zu dem Gebäude, das neben dem Postamt stand – es war das Senatsgebäude –, zu strömen.«

Amir ließ sich vom Strom treiben, musste Treppe für Treppe zurückweichen, er wurde von der Menschenmasse, die in das Gebäude hineinwollte, mitgezogen. Er streckte den Hals, um noch einmal Ausschau zu halten, und erblickte plötzlich den demolierten Wagen, den er bereits zuvor gesehen hatte, den Wagen mit der merkwürdigen Farbe, einer Mischung aus Grün und Rostblau. Er war am südlichen Zebrastreifen abgestellt worden. Anscheinend war er zuvor durch einen äußeren Druck umgekippt. Die linke Seite lag auf dem Zebrastreifen, die Türen rechts standen nach oben offen. Das Dach schien durch eine Bombe oder Handgranate gesprengt worden zu sein, und das Innere war völlig zertrümmert. Man sah kein Anzeichen der vier Männer, die zuvor dort drin gesessen hatten. Nur eine schmale Blutrinne floss, vermischt mit Motoröl, vom Rücksitz auf den Asphalt herab.

»Wasser … Wasser … Ein Schluck Wasser. Meine Zunge fühlt sich an wie ein Ziegelstein, mein Gaumen brennt. Ein Schluck Wasser, ein Tropfen.«

Ein Albtraum … Ein Rätsel … Begonnen hatte alles mit Mansur Eslamis blutigem Messer, enden sollte es im Zimmer von Nuraghdas, das im zweiten Stock des Hauses ihrer Tante lag. Ein tödliches Ereignis folgte auf das andere, willenlos wurde er vom einen zum nächsten getrieben.

Die Menge drängte ihn hinein in das Gebäude. Welch eine Pracht! Einheimische und fremde Baustile verschiedenster Epochen mischten sich wirr, als folgten sie der Laune verschiedenster Despoten. Das Dach ruhte auf stämmigen, fein verzierten Säulen im römischen, griechischen oder auch persischen Stil, die erhaben und feierlich wirkten, aber auch Gewalt

und Entschiedenheit ausdrückten. Amir erblickte hier dieselbe Pracht wie die jener Kirchen, die er einst in Isfahan und Rezaieh gesehen hatte, aber ihr Stil erweckte in ihm auch die Erinnerung an die Wakil-Moschee in Schiraz. Der Fußboden der Empfangshalle war mit roten Teppichen belegt, die offensichtlich nicht aus den Werkstätten einheimischer Künstler stammten, denn von den bekannten feinen Mustern der großen Künstler aus Kaschan, Tabriz oder Isfahan war nichts zu sehen. Aus welchem Land stammten wohl diese Teppiche? Am Ende der Halle zeichnete sich eine Art Altar ab, der mit den buddhistischen und zarathustrischen Altären, die er kannte, keine Ähnlichkeit hatte. Diese Halle war keinem Gebäude ähnlich, das Amir in Erinnerung hatte. Und doch schien es ihm in allen Einzelheiten vertraut – vielleicht weil es jene Macht ausstrahlte, die er von Moscheen, Kirchen, Synagogen, Tempeln und Regierungspalästen kannte. Eingeschüchtert durch die Gewalt und Größe, die überall spürbar waren, fühlte sich Amir völlig isoliert. Diese vornehme Gesellschaft war ihm fremd. Niedergeschlagen hielt er nach einem bekannten Gesicht Ausschau. Natürlich vergeblich. Ständig strömten dunkel gekleidete Menschen durch die vier Eingänge herein. Er lehnte sich an eine Säule, wollte aber unbedingt den Eindruck vermeiden, er wolle sich hinter ihr verstecken. Wie würde er hier wieder herauskommen? Standen nicht an jedem Eingang unsichtbare Aufpasser, kamen nicht ständig dunkel gekleidete Herrschaften in den Raum herein? Es sah so aus, als würden sie sich alle kennen, als seien sie zu dieser späten Stunde zu einer außerordentlichen Versammlung berufen worden. Hatte sie mit dem Mord am Polizeipräsidenten zu tun, der sich am selben Abend, kurz vor Mitternacht, ereignet hatte? Was für Ungeheuer, was für Monster waren diese Neuankömmlinge! Breit, fest und massiv wie die Säulen dieser Halle!

Amir löste sich von seiner Säule und begann einen Rundgang. Im östlichen Flügel der Halle führte eine Tür zu einem gemütlichen, kleinen Raum. Er dankte Gott dafür, dass er endlich eine stille Ecke gefunden hatte, und wollte den Raum betreten. Aber wie festgewurzelt blieb er an der Türschwelle stehen. Denn in dem Raum, der wie eine Teestube der Safi-Moschee aussah, saßen sechs, sieben Männer im mittleren Alter,

elegant gekleidet, auf braunen Stühlen und plauderten. Und mitten unter ihnen Khazar Djavid, der ihn verstohlen musterte. Amir konnte nicht mehr vor noch zurück. Wäre er zurückgegangen, hätten die Männer Verdacht geschöpft. Er grüßte, als wäre es das Natürlichste auf dieser Welt. Der Blick von Khazar Djavid lastete immer noch auf Amir, und Khazar saß da in der Pose, die Amir bei den Verhören beobachtet hatte. Die Erinnerung daran überfiel ihn, versetzte ihm einen Schlag ins Kreuz. Wenn Khazar doch endlich ein Zeichen geben würde, dass er ihn erkannt hatte! Denn dann war er sicher, dass wenigstens einer von diesen Männern wissen würde, wie er in Wirklichkeit war. Umso besser, wenn es einer war, der selbst dem Geheimdienst angehörte. In der Tat, er wollte in diesen verhexten Räumen jemandem schildern, wie es dazu gekommen war, dass er sich nun in dieser seltsamen Versammlung befand. Um keinen Preis einen falschen Eindruck machen! Doch Khazar Djavid ließ sich nichts anmerken. Amir war sich sicher, dass diese Männer dem Geheimdienst angehörten und in Bereitschaft waren, und dieses Wissen steigerte seine tödliche Angst. Er war in eine gefährliche, ausweglose Situation geraten. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er wollte die Männer um Erbarmen bitten und ihnen begreiflich machen, dass er an jenem Vorfall mit Masur Eslamis blutigem Messer nicht beteiligt war. Sein Blick wurde flehend. Wenn sie ihm doch nur, wie es ihre Berufspflicht war, ein paar Fragen stellten. Dann konnte er ihnen die Wahrheit schildern und sein Herz ausschütten. Sie aber schienen völlig gleichgültig zu sein. Da brach Amir in Tränen aus und begann zu weinen. Einer nach dem anderen hob den Kopf und musterte ihn mit Misstrauen, vermischt mit Spott.

Einer zeigte auf ihn und sagte zu den anderen: »Schaut den mal an!« Dann sagte er zu ihm: »Warum heulst du denn?«

Und Amir, der nun laut schluchzte, antwortete mit schwerer Zunge, voller Mitgefühl: »Weil ... weil ... der Herr General gestorben ist!«

Ein schallendes Gelächter brach unter den Männern aus, und Amir zerschmolz aus Scham. Sein Schluchzen wurde immer heftiger und steigerte sich schließlich zu einem lauten und zügellosen Heulen. Auf einmal pfiff eine Kugel durch die Luft. Unverzüglich griffen die Beamten

nach ihren Waffen, die sie am Gürtel unter ihren Jacken trugen, schoben Amir zur Seite und rannten hinaus. Auch er rannte zurück in die Halle. Dort blieb er stehen und schaute auf die Straße hinaus, wo ein Krawall zwischen zwei gegnerischen Gruppen im Gange war. Dieselben Menschenmassen, die sich zur Feier vor dem Postamt eingefunden hatten, füllten jetzt die Straße, und Amir konnte erkennen, wie die Jungs aus dem Bahnhofsviertel und Abbassiplatz der Fünfzigerjahre auf die vornehme, schwarz gekleidete Gesellschaft einprügelten. Die glanzvolle Feier in der Halle löste sich in Chaos auf. Jetzt konnte Amir sich aus seiner misslichen Lage retten. Er rannte los, auf der Suche nach einem Fluchtweg, als ginge es um sein Leben. Er sah einen breiten Treppengang vor sich, der in den Keller führte, und rannte hinunter. Aus dem geräumigen Gang hörte er das Geräusch von gegeneinanderschlagenden Säbeln und Dolchen. Hier war ein Durchkommen nicht möglich. Er zog den Kopf ein, lief kreuz und quer. Plötzlich stand er vor zwei Dolchen, die sich ihm, wie aufeinandergelegt, entgegenreckten. Dahinter zwei junge Männer, die aussahen wie Muslimbrüder. Sie hatten schwarze Hemden an, wie sie an den Trauermärschen zum Todestag des Propheten Ali getragen wurden, wenn sich die Gläubigen selbst mit Ketten schlagen. Auf dem Kopf trugen sie arabische Turbane. Sie glotzten Amir an, als hätten sie einen Verbrecher in die Falle gelockt.

»Na, wohin willst du flüchten?«

Amirs Zunge stockte, er wollte seine Unschuld beteuern und sagen, dass er keine Ahnung habe, worum es hier gehe. Aber er brachte keinen Ton heraus.

Aber die Jungs verlangten keine weitere Erklärung. Sie packten ihn und führten ihn die Treppe hinunter in die Tiefe, zu einem dunklen Raum mit einem kleinen Wasserbecken. Dort wurde er zwei fünfzehn-, sechzehnjährigen Jungs übergeben, die olivgrüne Anoraks trugen und deren Gesichter mit dem frisch gewachsenen Bart recht unschuldig aussahen. Sie führten ihn in einen halbdunklen Keller, um ihn ihrem Meister zu übergeben. Da sah Amir Khazar Djavid. Der schaute zu, wie ein Unteroffizier jemanden am Apparat festband. Mehrere andere Menschen

standen wie Schatten an der Kellerwand, kaum sichtbar, denn der Schein der Lampe war auf den Apparat und die schweißtriefende Stirn eines Gefangenen gerichtet. Die frischgebackenen jungen Männer zerrten Amir freudestrahlend hin zu dem Apparat, als hätten sie gerade ein schweres Rätsel gelöst. Einer von ihnen sagte: »Soso, ihr gebt euch in den dunklen Gassen durch Pfeifen Zeichen!« Er löste wie ein erfahrener Kenner den anderen Gefangenen vom Apparat und band statt dessen Amir, der nun völlig stumm geworden war, mit Riemen fest. Dann befestigte er die Spitzen von zwei Kabeln aus dem Apparat an Amirs Knie. Ein rasches, seltsames Beben durchschüttelte Amirs gesamten Körper, ein Beben, das immer wieder unterbrochen wurde. Bei aller Benommenheit merkte Amir, dass er seine Sinne noch beisammenhatte, denn er konnte sich an einiges erinnern, was er über Elektroschocks gehört hatte. Ja, so fühlte sich das also an. Nun spürte er unter diesem verdammten Apparat ein ungeheures Bedürfnis, reden und schreien zu können. Aber er konnte keinen Ton herausbringen. Seine Brust, Kehle und Zunge schienen völlig gelähmt. Nur ein flehendes Röcheln, ein Mäusepiepsen, konnte er aus der Kehle stoßen. Khazar Djavid und die anderen reagierten nicht. Vielleicht hörten sie seine verwandelte Stimme gar nicht. Jedes Mal, wenn Amir die Augen öffnete, erblickte er im Schatten eine Hand, die ihm das blutige Messer vor Augen hielt. Er fürchtete, auch taub geworden zu sein, denn er konnte keine Stimme, nicht einmal seine eigene, hören. Die Katastrophe erreichte ihren Gipfel, als seine Folterer dachten, er leiste Widerstand und sei zum Reden nicht bereit. Es kam ihnen nicht in den Sinn, dass er stumm geworden sein könnte.

Der Mann vor ihm, jener furchterregende Riese, fuchtelte mit dem Messer vor seinen Augen herum und schrie: »Dieses Messer … Was sagst du zu diesem blutigen Messer? Wem gehören die Fingerabdrücke auf dem Griff? Willst du immer noch nicht reden?«

Und er konnte nicht sagen, dass er stumm geworden war. Er konnte nicht einmal sagen, dass er durstig war. »Ich war nicht fähig, das Wort ›Wasser‹ auszusprechen.«

Khazar Djavid stand über Amir neben der Pritsche und hielt ihm

spöttisch ein Glas Wasser über den Kopf. Während seiner Albträume hatte Amir so ulkige Zuckungen gemacht, dass Khazar Djavid immer wieder hereinschaute und mit einem Lächeln auf den Lippen wieder ging. Amirs Schädel schmerzte. Sein Gaumen fühlte sich an wie gebrannter Ziegelstein. Ein Glas Wasser – das war das Leben, das ihm wiedergeschenkt war. Er reckte sich, nahm das Glas aus Khazar Djavids Hand, trank es in einem Zug aus, dann wurde sein Blick wieder leer. Die Albträume und Zuckungen hatten ihn völlig ausgelaugt. Zugleich war er mit einer erstaunlichen Neugierde bemüht, seinen Albträumen, wenn er daraus wieder aufgetaucht war, nachzusinnen und sie sich zu vergegenwärtigen, als habe er sie lieb gewonnen. Denn allmählich waren diese Träume zur Hauptbeschäftigung seines Denkens geworden. So verharrte er lange, bis er schließlich der Anwesenheit Khazar Djavids im dämmrigen Keller gewahr wurde. Amir hob den Kopf.

Khazar saß auf einem Schemel, den Blick auf Amir gerichtet. Noch immer fiel an ihm seine große Nase sofort auf. Offenbar hatte er die Idee einer Schönheitsoperation nicht weiter verfolgt. Er sah nicht gesünder aus als bei der letzten Begegnung, war sogar ein wenig magerer geworden. Aber aus der Tiefe seiner Augen war ein neues Selbstbewusstsein sichtbar. Er schien nicht mehr so redselig zu sein und auf seine Worte zu achten. Umso mehr staunte Amir, als Khazar unvermittelt nach dem ersten Zug seiner Zigarette sagte: »Ich war im Gefängnis!«

»Im Gefängnis?«

Er lachte. »Erstaunt dich das?«

Amir wagte keine Erwiderung, denn in Khazars Worten schwang eine furchterregende Siegesgewissheit. Amir erinnerte sich an jene Abende – manchmal war es sogar mitten in der Nacht –, an denen Khazar betrunken und überschwänglich den Zellengang betreten hatte. Wenn die Insassen seine Schritte und den Riegel der großen Eisentür hörten, gingen sie, auch jene, die gerade aufgewacht waren, in die Hocke, gespannt darauf, welche Zelle Khazar öffnen werde. Und je nachdem was an diesem Abend seine Absichten waren und welchem Gefangenen er indirekt etwas mitzuteilen gedachte, öffnete er eine Zelle und trat ein. Er stemmte die Hände gegen die Hüften oder lehnte sich gegen den Türrahmen, blieb einen Augenblick lang so stehen und sagte dann in jeweils angemessener Tonlage, was er mitzuteilen hatte. Dann warf er zwei Zigaretten vor die Füße des Gefangenen, ging wieder auf den Gang zurück, warf durch den Spion in jede Zelle ein paar Zigaretten und rief dann mit seiner näselnden Stimme ganz laut: »Zar ... Zar ... Nur ein Esel raucht Zar!« Am Ende hörte man, wie er die leere Packung in seiner Faust zerknüllte und auf die Eisentür zuging. Bis er wieder draußen war, schimpfte und fluchte er wie ein Besoffener und beleidigte die Gefangenen. Wenn von ihm nichts mehr zu hören war, begann das allgemeine Klopfen der Finger an die Zellentüren. Die Gefangenen verlangten Streichhölzer. Jetzt war es der für die Zellen verantwortliche Wächter, der schlaftrunken und schlecht gelaunt zu schimpfen begann. »Maul halten ... Maul halten«, rief er. Jede Zelle bat um Feuer. Der Wächter musste vor jeder Tür stehen bleiben und die Zigarette,

die durch das Guckloch gesteckt wurde, anzünden. Niemand fragte sich, warum Khazar Djavid gerade zu dieser nächtlichen Stunde den Gefangenen einen Besuch abstattete und ihnen Zigaretten schenkte. War das eine Demonstration seiner Macht? Oder steckte Angst vor der Zukunft dahinter? Überfiel ihn ein Gefühl der Reue und Schuld? War es denkbar, dass in ihm zu nächtlicher Stunde das Bedürfnis erwachte, die Gefangenen, die Opfer, die er durch Folter und Qual bis an die Grenze des Todes gebracht hatte, zu trösten, und sei es mit einer Zigarette oder einem Besuch ohne Schläge? Nein, für solche Gedanken hatte niemand die Muße, die Ruhe.

»Ihr habt mich zu Unrecht gefoltert. Ich hatte weder direkt noch indirekt mit der Angelegenheit zu tun.«

Khazar Djavid warf Amir einen schnellen Blick zu, führte das Glas, das er für sich selbst gefüllt hatte, zu den Lippen und trank es aus. Dann hielt er Amir sein Zigarettenetui hin. Amir wagte nicht, abzulehnen, und nahm eine Zigarette. Khazar gab ihm Feuer.

Amir blies den Rauch aus und sagte: »Nuraghdas, Nuraghdas Chammami. Ich möchte wissen, was aus ihr geworden ist.« Er sagte es ohne Furcht, wie unbeteiligt.

Khazar überging seine Frage mit einem Lächeln, schaute nach unten, und Amir merkte, dass er den Boden seines Glases betrachtete und vermutlich nach Worten suchte, um das Thema zu wechseln. Eine Weile hielt er in dieser Haltung inne, dann schaute er, wie es seine Art war, Amir so direkt in die Augen, sodass Amir sich genötigt sah, an seiner Zigarette zu ziehen, um Khazars Blick auszuweichen. Er merkte, dass Khazar sich nicht über solche Themen auslassen würde, dass er mit der Zukunft beschäftigt war und keine Lust hatte, in der Vergangenheit zu wühlen, obwohl er, wie Amir zu spüren glaubte, seine Vergangenheit keineswegs bereute.

Sogar damals, als Khazar ihn das letzte Mal im Keller aufgesucht hatte, zeigte er, obwohl noch Verletzte auf den Straßen lagen, ein Selbstvertrauen, mit dem er sich gegen jeden Zweifel abschottete und sich nur dafür interessierte, wie er sich an die neue Situation anpassen konnte.

Und als Amir seinen Worten entnahm, dass er die Demonstration der Geheimdienstler vor dem Sitz der Revolutionsregierung mitorganisiert hatte, war er noch mehr schockiert – und er wurde das Gefühl nicht los, dass Khazar Djavid durchaus auch reale Gründe hatte, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen. So hatte er nicht mehr gewagt, ihm direkt Fragen zu stellen, nicht einmal sich nach dem Schicksal seiner eigenen Frau zu erkundigen, es sei denn ganz nebenbei und andeutend zwischen den Worten. Auch bei jenem letzten Besuch holte er wie immer die Schnapsflasche, stellte sie neben Khazar, besorgte ein paar Oliven, leerte den Aschenbecher im Mülleimer und stellte ihn neben das Tablett, das auf einem Hocker neben dem Bett stand. Khazar Djavid füllte wie immer sein Glas, und bevor er den Schnaps austrank, fasste er in die Tasche, holte ein Flugblatt heraus, überreichte es Amir und sagte herablassend: »Das haben wir deinen Freunden zu verdanken! Veröffentlicht die Liste der Geheimdienstler, haben sie gefordert!« Und ironisch fuhr er fort: »Wir haben sie veröffentlicht, mehr als neuntausend Namen!«

Amir senkte den Kopf, diese Demütigung überstieg das Maß des Erträglichen. Khazar Djavid zeigte seine Macht, und sein beißender Spott traf nicht nur Amir, sondern ein ganzes Volk. In diesen Augenblicken spürte Amir, dass er ins Verderben geraten war.

An so viele unauslöschliche Szenen erinnerte sich Amir, in denen Khazar Djavid, der Mann mit der großen Nase und den Erbsenaugen, eine Rolle gespielt hatte. Er dachte an den Mann, der mit der Stimme eines kastrierten Hahns einen Dichter imitierte und draußen vor dem Gefängnis auf einen Schemel gestiegen war, um Revolutionslieder zu plärren. An den Fischer, der morgens auf nüchternen Magen Oschnu-Zigaretten rauchte, an das Schimmern in den Augen des vierzigjährigen Parteiführers, der junge Menschen zum Schlachthof des Todes führte oder in die Verzweiflung stürzte, und schließlich … schaute er in sich hinein, auf den Schatten seiner selbst und den seiner Mitmenschen. Er versuchte nun, alle Gefühle und Aufregungen aus seinem Gedächtnis zu tilgen und sich nur noch an die großen, feierlichen Augenblicke zu erinnern … Als die Tore des Gefängnisses geöffnet wurden … In welcher Ecke und in welcher Pose

war Khazar Djavid dort gestanden? Es fiel ihm wieder ein, dass Khazar während des ganzen Aufruhrs immer wieder verschwunden war, aber sobald es angebracht schien, tauchte er wieder auf, aber immer in einer anderen Pose, er passte sich der Situation an. Auch jetzt wieder ...

»Willst du nicht zum Friedhof gehen? Deine Schwester wird doch gerade begraben ...«

»Ich bin müde und möchte ein paar Stunden schlafen ...«

»Willst du wirklich nicht zum Friedhof? Ich empfehle dir, hinzugehen! Man hat doch nicht so viele Geschwister!«

Nein, dieser Mann, der sich in seinem abgetragenen Regenmantel verhüllt hat, dieser hagere Mann mit den langen, nassen Haaren, der auf dem dunklen Friedhof zwischen den Gräbern herumläuft, kann nicht unser Amir sein. Er hat sich doch in seine Bettdecke eingewickelt und versteckt! So schnell kann er das Haus nicht verlassen haben. Nein, dieser Mann, der mitten in der Nacht im Regen von Grab zu Grab geht und etwas sucht, was er nicht finden kann, ist nicht Amir. Oder doch? Nein, das ist nicht unser Amir. Aber merkwürdig, dass er aussieht wie Amir! Das ist sicher sein Albtraum, der hier erschienen ist. Vielleicht kann ich den Albtraum meines Kindes sehen. Vielleicht ... Ich spinne. Nein, das kann eigentlich nicht sein, denn was ich sehe, ist real, mit Wahnsinn hat das nichts zu tun. Sonst würde ich ja auch nicht erkennen, dass ich Wahnvorstellungen habe ... Trotz allem, der Mann, der im Regen zwischen den Gräbern herumläuft, sieht aus wie Amir. Das muss Amir sein, Amir!

An einem regnerischen Abend, in der Dämmerung ... Farzaneh kam ihren Bruder Amir besuchen. Sie brachte ihm Knete und Gips und anderes Material zum Modellieren. Der Colonel stand am Fenster seines Zimmers, rauchte und betrachtete den Regen. Er konnte wieder einmal einiges von dem, was die beiden miteinander sprachen, hören.

Ich glaube auch nicht, dass Amir sie um Arbeitsmaterial gebeten hat, dachte der Colonel. Für seine Arbeit an der Statue benutzt er nicht das Material, mit dem gewöhnliche Bildhauer arbeiten. Es muss ein Einfall von

Farzaneh gewesen sein, und diese Fürsorge ist vielleicht ein Vorwand, um mit dem Bruder, der ihr am nächsten steht, ins Gespräch zu kommen …

Dieses Mal benahm sich Farzaneh ganz vernünftig. Sie weinte nicht, und ihre Kinder hatte sie auch nicht mitgebracht. Und Amir sprach mit ihr so, dass bei ihr keine Schwermut aufkommen konnte.

»Du bist ins Unglück geraten, Schwester. Aber ich … ich bin verloren. Gerade jene Menschen, die ihre Bestimmung suchen, trifft es seit ewigen Zeiten am härtesten. Unser Vater hat, um seine Maßstäbe wahren zu können, so lange das eingerahmte Bild des alten Colonels betrachtet, bis seine Haare erbleichten. Und wenn ich an dieser Statue arbeite, so nur deshalb, um mich mit etwas zu beschäftigen, das Bestand hat. Meine Lage, liebe Schwester, ist schlimm. Ich bin fremd im eigenen Haus. Die gesamte Geschichte unseres Landes ist im Grunde nichts anderes: die Katastrophe, im eigenen Haus fremd zu sein. Das Erstaunliche ist nur, dass wir uns an diese Katastrophe nie gewöhnen konnten. Wehe uns, wenn wir uns damit abfinden könnten! Wenn du in diesem Land als Einheimischer angesehen werden und erst recht, wenn du in die Position eines Herrschers aufsteigen willst, musst du in erster Linie ein Fremder sein, einer, der nicht aus diesem Land stammt. Wenn du aber im Gegenteil diesem Land angehören und dir selbst, deinem Land und deinem Volk treu bleiben willst, ist Fremdheit die mildeste Strafe, die du dafür erhältst. Nur wenn du als Sprachrohr der Fremden dienst, wenn du selbst ein Fremder bist, wird man dich als Einheimischen akzeptieren, dich verehren und anerkennen. Ich aber, meine Schwester, wollte eine Stimme meines Landes sein. Ich liebe dieses Land von ganzem Herzen, aber ich bin meiner Partei fremd geworden. Ich bin zerstört. Das ist die ganze katastrophale Geschichte unseres Landes. Wir hatten begonnen, uns selbst zu finden. Dafür müssen wir schwer büßen und ihre Rache ertragen. Sie wollen uns immer noch einreden, dass sich die Schlange in unseren eigenen Ärmeln befindet. Tötet sie, sagen sie, tötet die Schlangen, das sind eure Kinder, Brüder, Nachbarn, Freunde. Tötet sie. Tötet eure Nachkommen, tötet das Leben, tötet den Widerstand. Erkennt ihr nicht die Gefahr?

Ich werde ihre Rache ertragen, aber bis zum letzten Atemzug werde ich

meine ganze Kraft darauf richten, nicht zu weinen. Ich weiß, dass meine Schwester untergehen wird, ich weiß, dass sie die Leiche meines Bruders vor meine Füße legen werden, dass mein Vater schließlich in den Wahnsinn fallen wird. Und du wirst zwischen den gelben, übel riechenden Zähnen von Hadjadj, Sohn des Yussef, zermalmt werden. Und ich weiß, dass ich mich töten werde, denn ich habe das Buch des Verderbens Zeile für Zeile gelesen. Aber weinen werde ich nicht. Und den Clown werde ich auch nicht länger spielen, der mit höhnischer Fröhlichkeit über den Untergang witzelt. Schweigen, ich werde nur schweigen. Nur im Schweigen kann ich der ganzen Welt, die das Verderben eines Volkes teilnahmslos hinnimmt, Widerstand leisten. Was für ein Preis, welch eine schreckliche Rache, Schwester!«

Der Colonel konnte die Antwort von Farzaneh nicht hören. Oder war sie angesichts dieser Worte stumm und starr geworden? Was hätte sie entgegnen können? Nichts – sie hätte mit Tränen antworten können

Vielleicht eine Stunde verging, bis er Farzanehs Schritte auf der Kellertreppe hörte. Als sie aus dem Keller kam, stand der Colonel immer noch am Fenster und sah, wie sie im Hof zum Wasserbecken ging und sich mit Wasser die Tränen abwusch. Der Colonel trat vom Fenster zurück, ging im Zimmer auf und ab. In Erwartung seiner Tochter schaltete er das Licht ein, setzte sich auf den Stuhl am Schreibtisch und zündete noch eine Zigarette an. Er wusste, dass Farzaneh, trotz der verstörenden Äußerungen Amirs, das Haus nicht verlassen würde, ohne bei ihm vorbeizukommen. Und er wusste, dass jeder Besuch im Haus des Vaters die Beschimpfungen, Beleidigungen und Denunzierungen von Ghorbani Hadjadj nach sich ziehen würde und dass Farzaneh das in Kauf genommen hatte. Und er wusste, dass sie ihm wohl wieder Beruhigungstabletten mitbringen würde. Natürlich warf der Colonel die Tabletten in die Rinne des Wasserbeckens. Aber heimlich, denn warum sollte er seine Tochter enttäuschen und ihr das Herz brechen!

Nein, dieser Mann, der in seinem abgetragenen Regenmantel verhüllt ist, dieser hagere Mann mit den langen, nassen Haaren, der im Regen auf dem

Friedhof herumläuft, kann nicht unser Amir sein ... Aber ich sollte diese Wahnvorstellungen abschütteln. Ich muss meine Aufgabe erledigen, und die Zeit läuft ab. Alles andere ist jetzt unwichtig. Das Leichenhaus, ja ...

Das Leichenhaus lag in der Richtung, in die der Colonel ging, vielleicht ein wenig weiter nach rechts. Früher war dem Colonel das Leichenhaus ganz schrecklich vorgekommen, schlimmer als der Friedhof. Die Vorstellung, es mitten in der Nacht zu betreten, hätte ihm die Haare zu Berge stehen lassen. Nicht selten hatte man gehört, dass Menschen, die in der Nacht ins Leichenhaus geraten waren, vor Schreck einen Herzinfarkt bekommen hatten.

Aber wie kommt es, dass ich in diesen Stunden keine Spur von Angst empfunden habe?, dachte er. Die beiden jungen Männer im Leichenhaus hatten gewiss schreckliche Stunden ausgestanden, aus lauter Angst vor den Toten. Vielleicht liegt es an meinem Alter? Bin ich wieder zum Kind geworden? Alte und Kinder – sie haben keine Angst vor Toten. Und die professionellen Leichenwäscher auch nicht. Diese jungen Männer, die sich doch so leicht an den Tod, an Blut, Leichen und Morden gewöhnen, schaffen es nicht, den Toten so ruhig wie die Leichenwäscher zu begegnen.

Jetzt hörte er ihre Schritte, und als er sich ihnen näherte, konnte er sehen, wie sie auf und ab gingen. Er blieb unter den Zweigen eines kahlen Baums stehen und lehnte sich an den nassen Stamm, um Atem zu holen. Er ließ die Schatten der beiden jungen Männer, die Schulter an Schulter unruhig und ungeduldig umhergingen, nicht aus den Augen. Sie schienen nicht einmal miteinander zu sprechen, sie schritten hin und her, als wollten sie die Zeit töten.

Ob sie wohl Angst haben vor der zerstörten Leiche meiner Tochter, vor der Seele eines Kindes, das auf jeden Fall unschuldig war? Ärgern sie sich über mich, weil ich so lange weg war? Ich kann es ja verstehen, das ist keine Arbeit für sie. Statt eine verantwortungsvolle Aufgabe zu verrichten, müssen sie in dieser Regennacht die Leiche meiner Tochter bewachen. Und wenn sie dann noch über ihre eigene Lage nachdenken – welch eine Qual!

Aber ihre unruhigen und ungeduldigen Schritte deuteten darauf, dass sie nicht gewillt waren, die Zeit zum Nachdenken über sich selbst zu verwenden. Offensichtlich waren sie Nichtraucher, sonst hätten sie sich schon längst unter das Vordach des Leichenhauses gestellt und eine Zigarette angezündet.

Was gäbe ich jetzt für eine Zigarette! Wenn nur dieser erbarmungslose Regen es zulassen würde, dachte er. Nein, er musste gehen und die Aufgabe dieser Nacht erledigen. Erst danach würde er eine Zigarette rauchen, so wie nach dem Begräbnis von Mohammad Taghi. Als er damals nach Hause zurückgekehrt war, schmeckte ihm die Zigarette, die er nach einer Tasse Kaffee geraucht hatte, ganz wunderbar. Als hätte er bis dahin noch nie mit den Lippen eine Zigarette berührt. An jenem Tag, so schien ihm, war ihm der starre, schielende Blick von Amir, der unentwegt auf einen Punkt starrte, zum ersten Mal richtig aufgefallen. Und es war auch an jenem Tag, dass ein merkwürdiger Gedanke ihn wie ein Blitz durchzuckte: Wie schön wäre es, wenn ich diese Kinder nie gehabt hätte! ...

Ich muss los und die unreifen jungen Männer von ihrer Angst und Unruhe befreien.

Der alte Colonel stand, etwas abseits, auf einem Grabstein. Seine Gestalt ragte in den Nachthimmel. Seine Stiefel schimmerten unwirklich, als könnten ihnen Dreck und Schlamm nichts anhaben. Nein, so durften die jungen Männer ihn nicht sehen, sie würden ihn für eine Spukgestalt halten. Gott sei Dank, dass sie ihn noch nicht gesehen hatten, sonst hätten sie wohl einen tödlichen Schrecken bekommen ...

Der Colonel ging auf sie zu, lehnte Schaufel und Hacke an die Mauer des Leichenhauses, wischte sich den Schweiß, der mit Regen vermischt war, von der Stirn und entschuldigte sich nach einem kurzen Gruß für seine Verspätung.

»Ich bedaure, meine Herren, ich musste mich mit großen Problemen herumschlagen!«

Jetzt galt es, sich mit Foruz zu versöhnen. Die Frau des Colonels stand neben dem Leichenhaus und wartete auf ihn, als hätte sie erfahren, dass

Ghorbani Farzaneh nicht erlaubt hatte, ihre Schwester zu waschen. Jetzt wäre es ungerecht, wenn der Colonel sie vor den Kopf stoßen und daran hindern würde, ihre Tochter zu waschen. Sie hätte damit schon begonnen, aber sie wollte sicher sein, dass der Colonel nichts dagegen einzuwenden hatte. Nein, diesen Liebesdienst durfte er nicht abweisen, es wäre grausam, sie daran zu hindern. Vor allem spürte er, dass eine solche Hartnäckigkeit, und dies in Anwesenheit des alten Colonels, dreist erscheinen würde. »Ich möchte unter keinen Umständen den Colonel durch meine Dreistigkeit kränken.« So führte er Foruz – als sei zwischen ihnen nichts vorgefallen – ins Leichenhaus.

Das Gesicht der Frau des Colonels leuchtete wie der Mond, die Haare waren weiß und ihre Lippen so blass wie ihr Leichenhemd. Nur ihre Augen schimmerten rötlich im Schein der Petroleumlampe, die an einer Säule des Leichenhauses hing, wie zwei kleine Schüsseln voll Blut. Sie sprach kein Wort, schaute nicht um sich. Sie hatte wie in den ersten Zeiten ihres Zusammenseins den Kopf gesenkt und schritt, ihrem Mann beistehend, langsam zur Estrade. Wie selten waren diese ruhigen, unschuldigen Augenblicke in unserem Leben, dachte der Colonel. Will sie etwas gutmachen, will sie meine Gefühle für sie reinigen? Oder ist das eine Rache des Schicksals?

»Ich werde sie töten. Bevor ich den schmutzigen Dienst antrete, werde ich sie töten!«

Der Colonel hatte sich erhoben, und Amir hatte ihn angestarrt. Er wollte es wohl nicht glauben, es schien ihm undenkbar, dass sein Vater seine Mutter töten würde und dies auch noch laut ankündigte.

Vielleicht wollte er mir irgendwie helfen? Aber wie denn … Nein, er konnte meinen Entschluss nicht ändern. Er konnte nur beiseitestehen und zusehen, wie sein Vater sein Problem selbst bewältigte. Ein Weinkrampf schüttelte mich wieder, ich brach zusammen. Vielleicht weckte das in ihm nochmals eine letzte Hoffnung, ich würde meine Absicht aufgeben?

Aber der Colonel erhob sich, stand auf, warf seine Militärmütze fort,

ging mit entblößtem Haupt aus dem Zimmer, lief durch den Hof und zum Tor hinaus und wartete im Regen auf seine Frau.

»Sie verstehen, meine Herren, so viele Probleme. Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten.«

Er hatte das Bündel, zu dem er das Leichentuch gewickelt hatte, Foruz übergeben, und jetzt holte er Schaufel und Hacke. Dabei fing er an zu klagen: »Was für ein komisches Leichenhaus, es gibt hier nicht einmal Strom, und dies in einer Stadt mit so vielen Vertriebenen, Flüchtlingen, Kriegsopfern, und dazu noch die häufigen Hinrichtungen … Der Bedarf steigt ständig.«

Regen, Schlaflosigkeit und das lange Warten hatten die Laune der jungen Beamten völlig verdorben, trotzdem warfen sie sich für ihre Stadtverwaltung ins Zeug. Der Bau eines modernen Leichenhauses, das den Bedarf der gesamten Einwohnerschaft decken würde, sei bereits von den Herren Stadtverordneten beschlossen, sagte einer. Auch die Ausschreibung sei längst vorbei, und man habe schon mit den ersten Vorbereitungen begonnen. Der andere ergänzte brummend: »Die verdammten Hundesöhne, die Clique der Teufel um den Schah, haben nie daran gedacht, außerhalb der Hauptstadt ein ordentliches Leichenhaus zu bauen!« Der Colonel merkte, dass sich die Flügel seines Mantels beim Laufen um seine Fußgelenke wickelten, als habe sich der Mantel ausgeweitet – er fühlte sich darin ganz verloren. Vielleicht war er selbst, ohne es zu merken, geschrumpft. Oder hatte die Erschöpfung seine Knie und seinen Rücken gekrümmt? Aber er ließ sich nichts anmerken, denn er wollte unter keinen Umständen Schwäche zeigen, nicht einmal sich selbst gegenüber. Haltung bewahren, diese alte Gewohnheit aus der Zeit des Soldatenlebens war in ihm lebendig geblieben. Seltsam, aber so war es. Daher stieß er, als man ihm den Platz gezeigt hatte, der für das Grab vorgesehen war, wie ein erfahrener Bauer die Schaufel in die Erde, rieb sich die Hände, griff den Stiel, und während er zu arbeiten begann, sagte er, ohne die Männer anzuschauen: »Ihr staunt wohl über den alten Mann! In meiner Jugend habe ich oft genug Schützengräben ausgehoben.«

Ali Seyf lächelte, aber der andere – Abdollah – schien bald Mitleid mit dem schweißüberströmten alten Mann zu bekommen und wollte ihm helfen. Er gab Ali Seyf seine Waffe, nahm dem Colonel die Schaufel aus der Hand und begann zu arbeiten. Der Colonel stand am unteren Ende der Vertiefung. Er wischte mit dem linken Ärmel über die Stirn und suchte mit der rechten Hand in der ausgebeulten Manteltasche das kupferne Zigarettenetui. Dann schlug er den Mantelkragen hoch, zog seine Mütze herunter. Hastig zündete er die Zigarette an, bevor sie nass wurde, und versank in Gedanken.

Mache ich mir etwas vor? Ich weiß doch, dass in jeder Epoche Verbrechen stattfinden, Verbrechen, die sich gegen die Menschheit richten, Verbrechen durch Menschenhand. Wie kann ich erwarten, dass die Menschen sich bessern ... Alles und jedes um uns herum scheint zu beweisen, dass alle Werte, die uns unsere Vorfahren als Erbe hinterlassen haben, keine Gültigkeit mehr haben. Stattdessen werden Misstrauen, Ungläubigkeit und Resignation gesät, eine Saat, die mit erstaunlicher Geschwindigkeit Früchte trägt. Mit eigenen Händen müssen wir unsere Kinder begraben, das ist der Befehl, aber weit erschreckender ist, dass aus diesen Verbrechen eine Zukunft wächst, in der kein Zeichen mehr von Wahrheit und Menschlichkeit lebt. Denn niemand mehr wird wagen, die Wahrheit auszusprechen. Meine Kinder ... Wir begraben euch, aber ihr sollt wissen, dass wir auch das Grab unserer Zukunft schaufeln. Könnt ihr mich hören? ...

Abdollah hatte die gelockerte Erde herausgeschaufelt. Der Colonel griff wieder zur Hacke. »Denken Sie nicht, meine Herren, dass man den ganzen Vorgang beschleunigen würde, wenn solche Gräber schon vorbereitet wären?«

Abdollah, der anscheinend Mitgefühl mit dem Colonel hatte, aber gleichzeitig über dessen Langsamkeit ungeduldig geworden war, griff seinen Arm und zog ihn höflich aus dem Grab heraus. Der Colonel war ihm dankbar, denn tatsächlich war er völlig erschöpft und zermürbt. Wenn er allein hackte und schaufelte, wäre er am helllichten Tag noch nicht fertig.

Da trat der Glanz der Stiefel des alten Colonels vor seine Augen, das

Schimmern brachte ihn ganz durcheinander und zog ihn in Bann. So sehr, dass er das Gefühl hatte, nun gar nicht mehr für das Grab seiner Tochter verantwortlich zu sein.

»Sie sehen, Colonel, welche Probleme es gibt. Aber warum haben Sie sich bei diesem Regen und mitten in der Nacht die Mühe gemacht, hierherzukommen? Ich dachte, Sie seien längst zurückgegangen. Selbstverständlich wollte ich Ihnen meine Ehrerbietung erweisen. Aber meine Frau stand neben mir vor dem Leichenhaus, und ich wollte sie nicht Ihnen gegenüber in Verlegenheit bringen. Ich hatte gedacht, Sie wollten nur kurz vorbeischauen, dass Sie aber geblieben sind … Verehrter Colonel … Das Blut fließt ja immer noch aus Ihrer Kehle! … Sie beschämen mich. Wären Sie doch zu Hause geblieben. Ich hätte alles allein erledigt und Ihnen darüber berichtet. Es ist eine traurige und ekelerregende Arbeit. Aber sie ist bald zu Ende. Ich denke, nun wird es um mich ruhiger werden, denn von meinen Kindern ist bald keines mehr übrig. Das jüngste soll auch bald von der Front zurückgebracht und begraben werden. Das wird sicherlich weniger Mühe kosten, denn die meiste Arbeit wird von den Verantwortlichen erledigt werden. Bei der Begräbniszeremonie von Mohammad Taghi waren Sie ja selbst anwesend, Colonel … Heute Nacht wird Parwaneh begraben. Dann bleiben nur noch ich, Amir und Farzaneh, die ohnehin im Haus von Ghorbani wie in einem Grab lebt. Und Amir wird, wie Sie wissen, in den nächsten Tagen sterben. Er stirbt zehnmal am Tag, kehrt immer wieder ins Leben zurück, um erneut zu sterben. Aber das hält er nicht mehr lange aus. In ein, zwei Tagen ist es wohl so weit. Sie sehen, wie schlimm diese Arbeit ist, vor allem bei diesem Regen, in Schlamm und Dreck. Möchten Sie, dass wir kurz ins Leichenhaus, ins Trockene gehen? Ist allerdings auch kein gemütlicher Ort. Unsere Parwaneh hätte dieses Jahr ihr vierzehntes Lebensjahr vollendet. Das Blut aus Ihrer Kehle, Colonel, das Blut … Ich weiß Ihr Opfer zu schätzen!«

Mit weißen Haaren und roten Augen stand Foruz neben dem Zementsockel des Leichenhauses, gebeugt über Parwaneh, und der Colonel sah ihre Hände, die bis zu den Ellbogen mit Blut beschmiert waren. Als hätte die Mutter den zerbrechlichen Körper Parwanehs mit

dem Blut ihrer Augen gewaschen. Der Colonel sah den blutverschmierten Körper seiner Tochter und wie das Blut auf allen Seiten des Sockels herabgeflossen war. Er sah am Fuß des Sockels eine Rinne aus Blut, die jetzt an der Spitze der schwarz glänzenden Stiefel des alten Colonels vorbeifloss. Er trat neben seine Frau, um Parwanehs Gesicht aus der Nähe betrachten zu können. Und er sah, wie Foruz' schmale Hände über Parwanehs jungen Körper glitten. Er beugte sich zum Gesicht seiner Tochter und musterte es genauer als je zuvor. Ihre Augen öffneten sich, sie schaute ihn an mit einem lustigen Lächeln. Dann schlossen sich die Augen langsam wieder. Er konnte es nicht glauben, stützte seine Hände auf den Sockel, beugte sich nochmals, um noch einmal ihren Blick zu sehen, aber es war zu spät ... Denn die schmalen, knochigen Hände seiner Frau legten sich auf Parwanehs Stirn und glitten müde, als wollten sie das Ende der Arbeit ankündigen, zum zarten Kinn der Tochter herab. Als sich die Hände entfernten, lagen die Wimpern aufeinander, die Lippen waren geschlossen. Die Arbeit war beendet.

Der Colonel wankte. Um ihn herum ein dröhnendes Stampfen, dessen Widerhall vom Dach des Leichenhauses zurückschlug, im Takt seines eigenen Herzschlags. Es war der Schritt der schwarzen, glänzenden Stiefel des alten Colonels, die auf den Boden schlugen, wie wenn sie aus Stein wären. Der Colonel stand nach wie vor starr neben dem Zementsockel. Schließlich kamen die Stiefel neben dem Sockel zur Ruhe, und er sagte unwillkürlich: »Um sehen zu können, reicht das Herz allein nicht aus, Colonel, bedauerlich, dass Sie Ihren Kopf nicht mitgebracht haben!« Seine Stimme hallte unter dem Dach des Leichenhauses wider und kehrte zu seinen eigenen Ohren zurück. Sie hörte sich an, als gehöre sie einem anderen. Doch dann war alles wieder wie zuvor. Die Frau des Colonels hatte ihre Arbeit fortgesetzt. Sie ergriff jetzt Parwanehs Hände und zog sie vorsichtig vom Sockel herab. Ganz behutsam, als hätte sie einen Spiegel in der Hand, einen langen Spiegel. Parwaneh setzte vorsichtig ihre zierlichen Füße auf den kalten Boden des Leichenhauses. Es sah aus, als sei ihr Kleid geschmückt mit Tautropfen von Blut. Hand in Hand mit der Mutter, die wie eine weiße Wolke schwebte, schritten beide langsam davon. Der

Colonel betrachtete die Blutspur, die ihre Schritte auf dem kalten und nassen Boden des Leichenhauses hinterließen, und vergaß ganz, dass er seine Frau und Tochter ja begleiten müsste.

Vor der Tür des Leichenhauses drehte sich Foruz um und warf dem Colonel mit ihren blutigen Augen einen Blick zu, als würde sie ihn rufen. Der Colonel kam wieder zu sich, eilte herbei und blieb neben ihr stehen.

Foruz wandte sich ihm zu und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich hätte erwartet, dass du mich zu Parwanehs Hochzeit einlädst. Du hättest mich abholen müssen!«

Der Colonel fühlte sich wie festgenagelt. Vor Staunen blieb ihm der Mund offen. Wovon sprach seine Frau, worum ging es überhaupt? Mit den Fingern ihrer linken Hand schob sie eine Strähne ihrer weißen Haare, die über ihrem Auge und neben ihrem Nasenbein hing, zur Seite. Mit den Fingerspitzen hielt sie vorsichtig ihr Leichenhemd hoch und ging aus dem Leichenhaus hinaus. Ihre immer höher werdende Gestalt, eine lange, weiße Wolke, verschwand in der Ferne, Hand in Hand mit Parwaneh, die leuchtete wie eine rote Tulpe. Der Colonel blieb an der Schwelle des Leichenhauses stehen, sah den beiden nach und flüsterte: »Haben Sie es auch gehört, Colonel? Sie sprach von Parwanehs Hochzeit, Parwanehs Hochzeit, Colonel!« Aber er konnte die Anwesenheit des alten Colonels nicht mehr spüren. Die schwarz glänzenden Stiefel, die wie aus Stahl gebaut schienen, hatten mit zornigen Schritten das Leichenhaus verlassen.

Ein gebrochener, alter Mann, allein zurückgeblieben im Leichenhaus, ohne jede Regung. Ein merkwürdiges Geräusch wuchs in seinem Schädel, drohte zum Geheul anzuschwellen. Er wusste nur, dass er sich rasch auf den Weg zum Grab machen musste, sonst wäre alles vergeblich gewesen.

»Ich fühlte den Regen, der unentwegt herabfiel, ich stand betrunken und erfüllt von Hass mit unbedecktem Haupt und offenem Kragen mitten auf der Gasse und schaute auf meinen nackten Dolch, der in wenigen Augenblicken das Herz meiner Frau zerreißen sollte.«

An jenem Abend hatte sich der Colonel zum ersten und letzten Mal in

seinem Leben bis an den Rand des Todes betrunken. Während Amir an seinem kleinen Schreibtisch neben dem Fenster saß und in seinen Schulbüchern blätterte, war der Colonel am Bettrand gehockt und hatte ein Schnapsglas nach dem anderen geleert. Er merkte selbst nicht mehr, was er tat, oder richtiger: »Ich tat so, als würde ich es nicht merken.«

Der Dolch glänzt im dumpfen Schein der Laterne. Niemand ist auf der Gasse zu sehen, außer dem Colonel und einem verwahrlosten Hund, der patschnass seinen Schwanz zwischen den Beinen hält. Kein Geräusch außer dem Aufheulen der Autos, die kurz die Öffnung der Gasse verdecken und wieder verschwinden. Gleich wird ein Auto vor der Gasse anhalten. Dann wird Foruz aussteigen, ihren kleinen Schirm öffnen, ihn über den Kopf halten und in die Gasse schreiten. Das Auto wird davonbrausen.

Ich habe nie an den Mann gedacht, der am Steuer saß, und habe nie versucht, mir sein Gesicht und sein Aussehen vorzustellen. Denn ich war mir immer sicher, dass der, der sie nach Hause fährt, ein gewöhnlicher Fahrer sein musste. Aber ich habe immer genau beobachtet, wie sie beim Aussteigen zunächst den linken Fuß aufsetzte, wie sie dann den Weg entlang der Mauer bis zu unserem Haus zurücklegte, über die Kreuzung ging und unsere Sackgasse erreichte. Sie ging immer mit gesenktem Kopf, schaute weder rechts noch links und hatte, selbst wenn sie betrunken war, jede Bewegung unter Kontrolle. So oft habe ich darüber nachgedacht, was ihr auf diesem Weg durch den Kopf ging. Ich habe vermutet, dass sie, bis sie das Haus erreichte, tausendmal gestorben sein müsste. Aber wer weiß ... Ich habe keine andere Wahl. Ich lasse sie, so in Gedanken versunken, herankommen. Ich werde sie nicht durch harte und sinnlose Worte provozieren. Ich ziele mit der scharfen Spitze meines Dolches auf ihre linke Brust und stoße sie tief in ihr Herz hinein. Mindestens tausendmal habe ich in Gedanken diese Tat begangen. Deshalb werden weder mein Gehirn noch meine Hand einen Fehler machen. Der Dolch durchbohrt gezielt das Herz meiner Frau. Um ganz sicher zu sein, drehe ich ihn nach dem Stoß einmal im Kreis, und während sie hinfällt, wiederhole ich den Stoß noch einmal und noch einmal.

»Mehr als du anderen Schaden zufügen konntest, hast du deine eigene Zukunft verbaut, Colonel!«

»Ich war mir dessen bewusst, Herr Gerichtsvorsitzender!«

Er spürte den Regen und merkte, dass er noch nicht zu spät war. Seine Frau stand im Grab. Nur ihre Schultern und die weißen Haare waren zu sehen. Parwaneh stand unbeholfen neben dem Grab und wartete. Foruz streckte ihre schwachen Hände der Tochter entgegen. Der Colonel stellte sich neben Parwaneh, um ihr gegebenenfalls zu helfen. Doch seine Hilfe wurde nicht gebraucht. Denn sie wurde von den gestreckten Händen der Mutter umfasst und behutsam in die Tiefe des Grabes getragen. Danach legte die Mutter sie mit derselben Behutsamkeit auf den Boden, legte sich selbst neben sie, umschlang mit ihren Armen die kleinen Schultern der Tochter und legte deren Kopf auf ihre Brust. Tochter und Mutter blieben beisammen. Ruhig die herabfallende Erde abwartend, schloss sie langsam die Lider.

Während der Colonel am Grab stand, beendete Abdollah den letzten Dienst und schaufelte das Grab mit Erde zu. Als die Grube sich schloss, hörte der Colonel den Ruf des Vorbeters zum Morgengebet. Er hätte sich also einen Teil seiner Eile und Aufregung sparen können, dachte er. Abdollah glättete mit der Schaufel die Erde, und Ali Seyf rückte den Riemen um seine Schulter zurecht und sagte: »Bis später, Colonel. Sie wissen ja, dass Sie auf den Grabstein nichts schreiben dürfen.«

»Ja, ich weiß es.«

Sie gingen, und der Colonel spürte ihre Abwesenheit erst, als er allein zurückgeblieben war. Was für eine schreckliche Einsamkeit. Vermutlich sollte er jetzt nach Hause gehen. Oder sollte er den Mann suchen, der auf dem Friedhof zwischen den Gräbern umherlief? Ihm war schwindlig. Er hatte das Gefühl, dass er im nächsten Augenblick in Ohnmacht fallen würde. In der Morgendämmerung, im grauen Schleier dieses Regens, war ihm die ganze Umgebung unvertraut. Würde er den Heimweg überhaupt finden?

Ich muss nur den Weg finden, auf dem ich hierhergekommen bin …

»Da gehts lang, Colonel, du siehst aus wie eine nasse Maus!«

»Nein, Colonel, dort gehts lang!«

»Sagt mir doch endlich, wo es langgeht, meine Kinder«, rief der Colonel. Aber er bekam keine Antwort. Er hörte nur, aus jedem Fenster und jeder Tür der Stadt, dass es bald zum großen Prozess kommen würde. Zum großen Prozess gegen die Vergangenheit. Der ist schon lange angekündigt. Da staunt man. Die ganze Geschichte auf der Anklagebank. Es könnte also sein, dass der Trauerzug für die Toten, darunter auch der kleine Masud, dessen Leichnam, wie von Ghorbani versprochen, bald gebracht werden soll, von diesem öffentlichen Prozess gegen die Geschichte überschattet wird. Es könnte aber auch sein, dass beide Ereignisse gleichzeitig stattfinden, um die Wirkung zu verstärken. Auf jeden Fall überstieg dies alles schon bei Weitem das Vorstellungsvermögen des Colonels. Er wunderte sich schon längst nicht mehr, denn man wundert sich nur, wenn die Ereignisse aus dem Rahmen des natürlichen und gewöhnlichen Lebens herausfallen. Aber wenn solche ungewöhnlichen Ereignisse zur Lebensgrundlage werden, dann gibt es nichts mehr, worüber man sich wundern kann. Wer nicht den Verstand verlieren will, sollte nur noch eins tun: zuschauen. So hielt es der Colonel, und selbstverständlich war er der Ansicht, sein Verstand funktioniere immer noch bestens: trotz allem, was die Leute tuscheln!

Er ging nicht zu Ghorbanis Haus. Erstens, weil Ghorbani sicher als ein Verantwortlicher mit den Vorbereitungen der kommenden Ereignisse schwer beschäftigt war und der Besuch seines Schwiegervaters jetzt noch unwillkommener war als sonst. Zweitens wurden Hacke und Schaufel im Haus des Colonels – war seine Familie nicht seit Generationen mit Grabschaufeln beschäftigt? – mehr gebraucht als im Haus von Ghorbani. Also musste der Colonel direkt nach Hause gehen und sich von Kopf bis Fuß trocknen, denn er spürte die Feuchtigkeit bis ins Knochenmark.

Im Hof erblickte er die aufgerissenen Augen Amirs hinter dem Fenster des Wohnzimmers. Sie starrten ihn an wie Augen einer kranken Eule. Die Kleider hingen so schwer am Colonel, als hätten sie die Last des Regens in sich aufgesogen. Er fror am ganzen Körper, und es kam ihm vor, als sei er mauseklein geworden. Welch ein Geschenk es wäre, wenn das Öl nicht

aufgebraucht und der Ofen noch warm wäre. Dann überlegte er, ob Amir einen Augenblick lang aus seinen Wahnvorstellungen erwachen könnte, nur in diesem Augenblick – dann könnte er einen Vergleich ziehen mit jener Nacht, in der es auch so regnete, als Amir am selben Fenster stand und in den Hof starrte. Als der Colonel mit dem nackten Dolch, von dem das warme Blut seiner Mutter herabtropfte, den Hof betrat, so selbstsicher, als sei er gerade aus einer großen Schlacht als Sieger hervorgegangen. Ja, er ging erhobenen Hauptes. Sein Dolch schimmerte im fahlen Licht der Laterne, und er dachte, dieser Dolch, den er bei den Paraden der Streitkräfte trug, habe endlich Sinn und Bedeutung erhalten. Während er den Dolch auf den Sims über dem Kamin vor das Bild des alten Colonels legte, sagte er stolz, ohne seine Worte an eine bestimmte Person zu richten: »Ich bin Soldat, Soldat. Diese Wahrheit soll die ganze Welt erfahren!«

Aber als er jetzt die Treppe hinaufstieg, glich er einem Angeklagten, der zum Tode verurteilt war. Und als er das Zimmer betrat, brachte er es nicht übers Herz, seinem Sohn in die Augen zu schauen. Auch Amir schaute ihn nicht an. Wie ein geschlagener Hund kroch der Colonel hinter den Ofen, der noch einen Rest von Wärme gespeichert hatte, und begann die Knöpfe seines Anzugs, der mit Schlamm beschmiert war und nach Tod roch, zu öffnen. Dabei klebte eine Frage fest wie eine Fliege an seinem Gedächtnis und ließ ihm keine Ruhe: Er wollte Amir fragen, ob er sich über seinen eigenen Tod Gedanken gemacht hatte.

Denn Amir war aus dem Keller herausgekommen, also hatte sich in ihm irgendetwas verändert. An eine Besserung glaubte der Colonel nicht, also meinte er, es könne nur zu Amirs Tod führen ... Hatten die unaufhörlichen Albträume ihn dazu bewogen, nach oben zu kommen? Er erinnerte sich daran, dass Amir einst Architekt werden wollte und fasziniert war von historischen Fragen. »Die Jugend ist wie ein Schreibheft, das jeden Tag durch Erfahrungen und Fehler geschwärzt wird. Was aber junge Menschen davon abhält, zu resignieren, sind Ideale, weit entfernte, süße Ideale. Natürlich erkennen manche von ihnen, dass ihre Ideale nicht realisierbar sind, aber sie lassen sich von dieser bitteren Erkenntnis nicht

entmutigen. Wenn ein junger Mann in dieser Zeit sich vornimmt, Mediziner zu werden, will er bestimmt jene schlimme Krankheit im Süden des Landes, bei der Würmer die Haut zerfressen, an der Wurzel ausrotten. Oder wenn einer sich für den Beruf des Bauingenieurs entscheidet, will er einen umfassenden Plan für den Ausbau der Infrastruktur verwirklichen. Einzig Realisten denken vom ersten Tag weg an eine lukrative Arztpraxis oder an eine Baufirma. Aber niemand hat das Recht, so große Pläne infrage zu stellen. Man darf nicht Trübsal blasen, nur weil man schlechte Erfahrungen gemacht hat. Man schweigt, oder man nickt, alles Weitere überlässt man ihnen selbst und dem Schicksal. So habe ich es auch mit meinen Kindern und deren Wünschen gehalten. Doch als ich im Gefängnis Amir begegnete, merkte ich, dass sich seine Lebenshaltung völlig verändert hatte. Er war verbittert und hoffnungsfroh zugleich. Verbittert aufgrund seiner Erlebnisse in der Haft und hoffnungsfroh im Hinblick auf die Zukunft des Landes. Daher war ich nach seiner Freilassung über seinen naiven Optimismus, der mir unerwartet und voreilig vorkam, sehr erstaunt. Hatten ihn vielleicht die Wogen der Unruhen, die überraschend entstanden waren, mitgerissen? Natürlich, so war es. Als er sich wieder auf sich besinnen konnte, stellte er fest, dass die Universitäten geschlossen waren und er an einem Gymnasium Geschichte und Kunst lehren musste. Ich erinnere mich, dass er auf die Schließung der Universitäten keine Reaktion zeigte. Ich habe sogar mit eigenen Ohren gehört, wie er sagte, dies sei die einzige Möglichkeit, um die politischen Grüppchen aus dem Weg zu räumen. Über Amirs Berufsarbeit ist mir nichts im Gedächtnis geblieben. Aber an den Tag seiner Entlassung erinnere ich mich ganz genau, dieser Tag ist in mir eingraviert.«

Es regnete, es war genau neun Uhr siebzehn. Der Colonel saß in dem kleinen Café, hinter einem mit Dampf beschlagenen Fenster und starrte auf den schlammigen Gehweg, als er Amir, der von der Schule zurückkam, erblickte. Er hatte den Kragen seines Regenmantels hochgeschlagen und hielt seinen alten Regenschirm über den Kopf. Als er sich dem Café näherte, verlangsamte er seine Schritte, blieb sogar davor stehen. Der

Colonel konnte ihn sehen, aber Amir konnte durch die beschlagenen Fensterscheiben die Gäste, auch seinen Vater, nicht recht erkennen.

Vielleicht hat er Lust, hereinzukommen, einen Tee zu bestellen und eine Zigarette zu rauchen?, dachte der Colonel.

Aber nein, er ging weiter. Der Colonel dachte, vielleicht wolle er dem Vater nicht begegnen. Denn Amir wusste, dass dies das Stammcafé seines Vaters war, er kannte sogar andere Stammgäste, unter anderem einen der hartnäckigsten, den Karbalai Ramezan Kolahmal, der fast am Erblinden war. Er saß zumeist an der warmen Wand neben dem Teekocher und schaute durch seine dicken Brillengläser, die wie der Boden eines Teeglases aussahen, ins Leere. Aber Amir wollte in seinem misstrauischen und fassungslosen Zustand niemandem begegnen.

Der Colonel war erstaunt, dass Amir im Gegensatz zu anderen, die aus ihrer einstigen Verfolgung Kapital schlugen, die damit prahlten und zumindest eine Zeit lang ihr Ego pflegten, sich entmutigt in den Keller verkroch. Er wurde lustlos, ein Gefühl, das er nicht versteckte, aber auch nicht darauf beharrte, es offen zu zeigen. Die meisten, so auch seine Schwester Farzaneh, beurteilten Amirs Schwermut nach gängigen Maßstäben. Ganz anders der Colonel: »Ich sah, dass Amir zu einer neuen Überzeugung gelangt war. Er hatte gemerkt, dass er und seinesgleichen massenhaft aus der Gesellschaft ausgegrenzt wurden.« Denn der Colonel konnte nicht glauben, dass die Entlassung solch eine zermürbende Wirkung auf Amir haben konnte. Er kannte seinen Sohn. Die Entlassung aus der Lehrtätigkeit, nachdem ihm schon die Fortsetzung des Studiums verwehrt worden war, ging weit über gewöhnliche Misserfolge bei der Arbeit oder im Alltag hinaus. »Ich schloss aus der Reaktion meines Sohnes, dass er sich zutiefst erniedrigt fühlte. Ich will versuchen, dafür die richtigen Worte zu finden. Ja, mein Sohn fühlte sich verstoßen und fremd. Es war eine Situation, die er sich zuvor nie hätte vorstellen können, zumindest was ihn selbst betraf. Vielleicht hatte er gerade deshalb aktiv mitgewirkt an der Ausgrenzung von anderen.« Von diesem Tag an zog Amir seine Uhr nicht mehr auf, las keine Zeitung und hörte kein Radio

mehr. Der Colonel sah auch nicht mehr, dass er sich ein Buch gekauft oder ein neues zu lesen begonnen hätte. Er ging nicht mehr aus dem Haus.

Inzwischen hatte sich der Colonel nackt ausgezogen und versuchte, seine Knochen mit einem zerrissenen Betttuch zu bedecken. Er stellte sich vor, wenn er jetzt vor einem Spiegel sitzen würde, würde er sich darin als friedliches, kleines Gespenst sehen. Als seine Gedanken sich einen Moment lang von Amir und allem, was ihn betraf, abwendeten, fiel ihm plötzlich ein, dass seine Kleider noch nicht trocken waren. Doch er brauchte sie heute, an diesem Tag, der den gestrigen fortsetzte und ohne Unterbrechung in den nächsten überging. Er musste in diesem Anzug und bei dem verdammten Regen zum Begräbnis seines kleinen Sohnes Masud gehen. Es war zum Verzweifeln – nur dass er keinerlei Selbstmitleid empfand und auch nicht weinen konnte. Der Colonel spürte nur noch den Schmutz, er sah das Unglück und die Verzweiflung, doch andere menschliche Gefühle ließen ihn unberührt. Was er in diesen Augenblicken wünschte, war, sich vom Schmutz, vom Unglück reinigen zu können. Es war der Wunsch, seinen Körper, sein Wesen abzuschaben und sich von der Niedertracht, die ihn umgab, zu befreien. Doch er besaß nicht die Kraft, sich die tödliche Wahrheit einzugestehen, dass sein ganzes Dasein in dieser Niedertracht gefangen war. Wie konnte er nun, bei allem, was er über Amirs Zustand wusste, von ihm verlangen, ihn zum Begräbnis seines kleinen Bruders zu begleiten? Andererseits, wenn er es ihm nicht sagte, würde er vielleicht später bereuen, dass er ihm den Tod seines Bruders verschwiegen hatte.

Er zitterte. Der Rest der Wärme, die der Ofen noch spendete, und das zerrissene Betttuch konnten die Kälte, die er bis ins Knochenmark spürte, nicht vertreiben. Die Teekanne und der Wasserkessel standen immer noch auf dem Ofen und die Teegläser, in denen die Reste des Vorabends eingetrocknet waren, auf dem Tisch. Der Colonel musste die Zuckerdose vom Sims über dem Kamin holen. Er warf einen Blick auf Amirs Armbanduhr, die auf dem Sims lag und seit einem Jahr nicht mehr aufgezogen worden war, denn er wusste, dass ihre Zeiger genau dort

stehen geblieben waren, wo sie einen bleiernen Augenblick anzeigen sollten. Es blieb ihm keine andere Wahl, als den lauwarmen Tee zu trinken und zu überlegen, wie er den Ofen stärker heizen könnte. Ihm kam es vor, als hätten sich sämtliche Tage zu einem Tag und alle Jahreszeiten zu einer Jahreszeit zusammengezogen, zu einer kalten, bleiernen Jahreszeit.

Spontan stellte er Amir die Frage: »Erinnerst du dich an Frühling, Herbst, Sommer und Winter?« Amir antwortete nicht, und der Colonel erwartete keine Antwort, schon gar nicht auf eine Frage, die so unvermittelt gestellt worden war. Amir würde nicht darüber reden, was ihn beschäftigte. Seit Langem schon war dem Colonel aufgefallen, dass er seine Vergangenheit verloren hatte. Er hatte ihn sogar einmal sagen hören: »Ich fühle, dass alle Linien, alle Umrisse meiner Vergangenheit ausradiert worden sind.«

Wie kann ein Mensch ohne eigene Vergangenheit leben und ohne Vergangenheit eine Zukunft haben? Amir hatte begriffen, dass er sich selbst verloren hatte. »Vielleicht leidet er auch darunter, dass er am Mord an seiner Schwester und seinen Brüdern eine gewisse Mitschuld trägt.«

»Ich existiere nicht, ich bin niemandem Sohn, ich gehöre keinem Land an. Ich existiere nur, um meine Nichtexistenz zu verkünden. Meine letzte Kunst besteht darin, meinen Tod selbst zu bestimmen, um den anderen die Hoffnung, mich töten zu können, zu nehmen. Nur so kann ich mich rächen gegen das Grauen, das uns widerfahren ist. Es ist auch die Rache gegen mich selbst. Denn ich habe bei der Glorifizierung der Bewegung mitgewirkt, habe mit meinen schmutzigen Händen und meiner Zunge an zahlreichen Verbrechen teilgenommen. Nur am Verbrechen mit dem blutigen Messer war ich nicht beteiligt …«

Der Colonel schrieb Amirs Worte zunächst seiner psychischen Belastung zu. Doch erstaunlicherweise begriff er allmählich ihre Bedeutung. Er hätte nie geglaubt, eines Tages als Vater das Urteil seines Sohnes ohne Wenn und Aber akzeptieren zu können. Rache …

»Vater, was für eine Katastrophe! Ich habe gehört, dass Gott Menschen, die er liebt, tötet. Und unser Land tötet die eigenen Kinder, die es besonders stark lieben. Ist dieses Land dem Selbstmord verfallen? … sie

schleichen sich unter deine Haut, sprechen mit deiner Zunge und töten dich in deinem eigenen Namen. Sie rufen: Rettung und Gesundung!, und treiben dich ins Verderben. Ihre Diener, solche, wie auch du einer warst, vernichten dich. Zunächst wirst du durch ihre Blicke denunziert, dann brechen sie dir mit ihren Zungen die Persönlichkeit, und schließlich zerreißen sie dich mit ihren Zähnen. Und plötzlich vernimmst du aus der Herde der Mitläufer schreckliche Stimmen, eingetrichterte Worte, die dich beben lassen: Tötet sie, zerreißt sie in Stücke! Euer Erzfeind ist der Bruder, der von derselben Brust gestillt worden ist! Die Schlangen stecken in eurem eigenen Ärmel, zertrümmert ihre Schädel! Die Schlangen, das sind eure Kinder, eure Schwestern, eure Mütter, die Verwandten, das sind die, die eurer Generation angehören, das sind eure Freunde! Wenn einer lacht, zertrümmert ihm die Zähne! Lachen ist Verrat, Trauer und Weinen wird gepriesen. Dir wird gestattet, über deine Unschuld, deine Dummheit und Niedertracht zu weinen und in das allgemeine Geheule mit einzustimmen. Dieses Schauspiel gefällt den Rachsüchtigen, da können sie sich über ihre Opfer auch noch amüsieren. Übrig bleiben zerstörte Wesen, die kapituliert haben, die die tödlichsten Krankheiten akzeptieren. Wenn unsere Nachfahren über uns urteilen, werden sie sagen: Unsere Vorfahren waren Menschen, die sich selbst belogen, an ihre eigenen Lügen geglaubt haben und diesen zum Opfer gefallen sind. Als sie dann an ihrem Glauben zu zweifeln begannen, gehörten sie längst selbst zu den Opfern, auf deren Schultern keine Köpfe mehr waren!«

Der Colonel hörte Amirs Selbstgespräch und schwieg. Amir war bemüht, sich in Anwesenheit des Colonels konzentriert auszudrücken und Wutausbrüche zu vermeiden. Auch der Colonel versuchte, obwohl Amir ihn nicht anschaute, zu zeigen, dass er seinem Sohn sehr aufmerksam zuhörte. Äußerlich betrachtet lieferte ihm die Situation keinen Grund, um auf seinen Sohn stolz zu sein, aber innerlich empfand er ein Gefühl der Zufriedenheit, weil er sah, dass dieser über seine Heimat und dessen Bewohner gründlich nachdachte. Denn was er heute sagte, klang anders als seine bisherigen Ansichten. Solche Äußerungen klangen ja auch sehr vernünftig. Doch dabei blieb es nicht. Bald verlor sich Amir wieder in Hass

und Resignation und zog sich ganz in seine Einsamkeit zurück. Statt zu sprechen, wählte er das Schweigen, statt zu denken, verlor er sich in seinen Albträumen.

»Seine ohnehin großen Hände waren noch größer geworden, größer als alle anderen Körperteile, die Finger waren sogar noch größer als die Handflächen. Wenn er seine Hand öffnete und die Handfläche zeigte, verschwanden sein Kopf und sein Rumpf hinter den Fingern. Sein Gesicht sah aus wie eine mit dem Hammer zerstampfte Münze, hinter den Fingern waren nur seine hasserfüllten Augen zu sehen. Mit eben diesen langen Fingern drang er in den Körper meiner Mutter hinein, ließ die Hand und den Unterarm kreisen und holte auf einmal die ganze Gebärmutter heraus. Wir, Parwaneh und ich, Masud und Mohammad Taghi zappelten wie frühgeborene Küken zwischen seinen Fingern, die wie Krallen eines Aasgeiers aussahen. Keiner von uns wusste, wie lange wir noch am Leben sein würden. Wir schrien, aber unsere Stimmen waren nicht zu hören, wir schlugen mit den Flügeln, aber unsere unreifen Flügel wurden zwischen seinen knochigen und brutalen Fingern zermalmt. Unsere Hilfeschreie konnten niemanden erreichen. Er holte uns mit seinen Krallen herab und warf uns zu Boden ... Dann merkte ich nichts mehr, bis ich spürte, wie das Blut, das aus seiner Harnröhre herausfloss, meine Kehle füllte und wärmte. Dann hörte ich, wie er mit einem spitzen, alten Grabstein auf meinen Hals, meine Wangen, Schultern, Arme und meine Zunge schlug. Der Schmerz lähmte mich vollständig, ich war zerstampft wie Hackfleisch, meine Zunge wie zerkaut. Er schlug unentwegt mit dem Stein auf seinen Penis, auf mich, auf uns. Er legte seinen Penis auf einen schwarzen Stein, schlug mit einer Steinkugel darauf und urinierte Blut, das durch meinen Hals floss und die Gasse und Passanten bespritzte. Als er unter dem Vestibül seine epileptischen Anfälle bekam, schien die Mittagssonne, es war August. Sie war unerträglich. Ich steckte zwischen seinen Beinen, stank, häutete mich, die Fliegen setzten sich auf mich. Allmählich verwandelten sich meine Wunden in Geschwülste, die immer größer und größer wurden und sich auf ihn übertrugen, zunächst auf seine Hoden, dann auf Schenkel, Bauch, Brust, Schultern, Arme, Lippen, Mund und

Zunge, bis wir gemeinsam verfaulten. Dann eilte eine Truppe des Punkt-Vier-Programms herbei, um die Fäulnis zu entsorgen und die Gegend zu desinfizieren. Die Fäulnis hatte jedoch das übliche Maß weit überschritten. Man holte eine Schere, ein Küchenmesser und eine Säge, um das verdorbene Fleisch von den Knochen abzukratzen. Da aber die Fäulnis bis zum Knochenmark vorgedrungen war, genügte das Schneiden und Abkratzen nicht. Es wurde beschlossen, die Knochen mit der Säge zu zerstückeln. Danach sollte, wie zuvor geplant, die Aktion beendet werden. Ich lag wieder auf dem Zementsockel des Leichenhauses, hörte nur noch das Geräusch der Säge, die meine Fußgelenke abschnitt, und das des Bulldozers, der draußen ein Grab schaufelte, um die verfaulten Körperteile einzugraben. Ich hörte auch, wie einige Gräber geöffnet wurden, und stellte mir vor, wie sie die Leichen herausholten, sie vornehm kleideten und ihnen Krücken in die Hand gaben, die mit Edelsteinen bestückt waren. Die Leichen, denen voran eine Musikgruppe marschierte, sollten geehrt werden. Wie man erzählt, sollte bald ein trauriger Film über die neuen Toten, wie heutzutage üblich, auf großer Leinwand gezeigt werden. Die Vorführung sollte mit der Ehrung unserer Schädel, unserer verunstalteten Gesichter und einem Siegeslächeln auf unseren Lippen voller Geschwülste beginnen.

Ich lag immer noch auf dem Zementsockel des Leichenhauses und spürte, wie meine Knochen einzeln zersägt wurden, und hörte, dass sie hinter dem Leichenhaus verbrannt werden sollten. Die Vorstellung vom Geruch von verbranntem Fleisch und Knochen und von der Feuchtigkeit des Leichenhauses widerte mich an, mir kam die Kotze hoch, aber ich war nicht einmal mehr zum Kotzen fähig.«

»Amir, Amir, mein lieber Sohn, hab wenigstens Erbarmen mit deinem Vater!«

Aber Amir war nicht da. Die Stimme des Colonels ging ins Leere. Soeben war Amir noch am Fenster gesessen. Wie war er hinausgegangen, ohne dass der Colonel es bemerkt hatte? Hatte Amir gar nie dort gesessen, hatte sich der Colonel seine Anwesenheit nur eingebildet? Aber er saß doch dort, in derselben Haltung wie an dem Abend, als seine Mutter ermordet

wurde! Und seine Stimme? Der Colonel hörte immer noch die Stimme, die Stimme Amirs: »Hass, Hass! Wie lange kann ich mit diesem Hass leben?!«

»Wo bist du, Amir, mein Sohn? Rede mit mir, zeig dich. Du und ich haben wie normale Menschen zusammengelebt, haben miteinander Gespräche geführt. Ich bin dein Vater!«

»Ich kenne niemanden, niemanden. Ich begreife nichts. Ich erinnere mich nicht an die Vergangenheit. Ich habe Angst, Angst.«

Wo ist er? Nein, ich habe doch keine Wahnvorstellungen! Hier ist der Wasserkessel, hier die Kanne, das ist der Tisch, das sind die Stühle, dort auf dem Sims steht das Bild des alten Colonels, und ich selbst bin hier. Ich habe mich in ein Betttuch gewickelt und zittere vor Kälte. Auch das Geräusch des Regens und der herabfallenden Tropfen auf dem Blechdach ist wie immer ... Mein Gott, wie spät ist es, wie spät? Warum trocknen meine Kleider nicht? Muss ich nicht zum Begräbnis gehen? Und der Kanarienvogel, wo bleibt seine Stimme?

Die Stimme des Kanarienvogels war nicht zu hören. Der Colonel fühlte sich nicht imstande, bei der Kälte, die seinen ganzen Körper zum Zittern brachte, auf die Terrasse zu gehen und nach dem Vogel zu schauen. Nein, nicht etwa weil er ihn »Parwaneh« genannt hatte und nun, nachdem er sie begraben hatte, nicht an die Tochter erinnert werden wollte. Nein, es war nur die Kälte. Aber die Tatsache, dass die Stimme des Kanarienvogels nicht zu hören war, ließ darauf schließen, dass die Zeit fortgeschritten war. Denn gewöhnlich begann der Vogel in der Morgendämmerung zu singen und sang so lang, bis die Sonne sich hinaufzukrabbeln begann. Danach schwieg er etwa eine Stunde lang. Gegen neun Uhr begann er von Neuem. Wenn also der Kanarienvogel jetzt schwieg, musste es vor neun Uhr sein.

»Amir ... Was machst du? Kommst du mit mir zum Begräbnis deines Bruders?«

»Ich habe keinen Bruder, um seinem Begräbnis beizuwohnen.«

Es war nicht nötig, dass Amir sich im Zimmer aufhielt, damit der Colonel diese Frage stellen und diese Antwort erhalten konnte. Nein, es war absolut nicht nötig. Auch wenn Amir im Zimmer gewesen wäre, wäre

die Antwort gleich ausgefallen. Das wusste der Colonel. Zwischen ihnen brauchte es solche Fragen und Antworten nicht mehr. Jener Tag, an dem Amir den Leichnam von Mohammad Taghi begleitet hatte, konnte sich nicht wiederholen, weder jener Tag noch die damalige Stimmung, dachte der Colonel. Damals konnte man leicht errungene Siege feiern, und man machte der vermeintlichen Freiheit großzügig das wertvollste Geschenk: junges Blut. Das Blut der Menschenmassen floss so wuchtig, dass es unerschöpflich schien. Auch das Spenden von Blut wurde zu einem beglückenden Akt der Befriedigung.

Selbst ich, der den Mut längst verloren hatte, den Gewehrkugeln Widerstand zu leisten, ging, um an dem allgemeinen Glückserlebnis teilzuhaben, zum Krankenhaus, krempelte die Ärmel hoch und forderte die Krankenschwester auf, mir Blut abzunehmen, so viel, wie sie für nötig hielt! Wenn man an dieser allgemeinen Spendenfreudigkeit nicht beteiligt gewesen wäre, hätte man nachts voller Schuldgefühle den Kopf auf das Kissen legen müssen. So kam es auch, dass der Märtyrertod eines Kindes aus unserer Familie, obwohl er unbeschreiblich traurig war, uns keinen akzeptablen Grund zur Klage bot. Es finde eine Revolution statt, wurde argumentiert, unser Land befinde sich an der Schwelle einer historischen Umwälzung. Das neue Leben könne nur mit dem Blut der Massen erkauft werden. Wie hätten wir uns da über den Verlust eines unserer Söhne beklagen können? In dieser revolutionären Ausnahmesituation gerät die Familie, die Opfer erbracht hat, in die Zwickmühle widersprüchlicher Gefühle. Auf der einen Seite sind innere, persönliche Gefühle einer tiefen Zuneigung, die in den einsamen Nächten, in einer stillen Ecke im eigenen Heim hochkommen. Und auf der anderen Seite Gefühle, die nach außen gerichtet sind, Gefühle, bei denen man nach Gründen sucht, um sie zu legitimieren und als vernünftig zu akzeptieren. Sie kommen nur draußen und in Anwesenheit anderer Menschen zum Zug. Deshalb werden Menschen, die ein Leid zu tragen haben, ständig zwischen zwei entgegengesetzten Polen hin- und hergerissen.

Solange du dich in deiner Einsamkeit der Last des Unglücks beugst, gleichst du einem Vogel, dem die Flügel gebrochen sind. Aber sobald du

dich in einer Menschenmasse befindest, unter Menschen, die mit Freude und Glück erfüllt sind, wirst du plötzlich ein anderer und fühlst dich wie ein Held. Aber in Wirklichkeit wirst du dabei qualvoll zerrieben. Dieses unbarmherzige Zwitterdasein wird manchmal so schwer, so unerträglich, dass es dich zur Erschöpfung und Verzweiflung bringt und krank macht. So ging es mir. Aber in jenen Tagen fand ich keine Möglichkeit, mit mir allein zu sein, für eine Weile innezuhalten und den Geschmack der reinen Trauer zu spüren ...

Die Fieberstimmung hatte alle ergriffen. Als sie die Leiche Mohammad Taghis im Hof unseres Hauses absetzten, schien es, als habe man einen Kornhaufen angezündet. Denn mit seinem Tod wurden nicht nur unsere Familie und die Nachbarschaft, sondern die ganze Stadt von einem Feuer ergriffen, das auch Amir in Mitleidenschaft zog. Er kniete neben dem Leichnam seines Bruders, beugte sich über ihn, küsste sein blutiges Hemd, und als er sich wieder erhob, sah ich, wie Flammen aus den Augen meines Sohnes loderten, seine Wangen glühten. Ich ließ mir keine Zeit, um an Khazar Djavid zu denken und meinen Sohn zu schelten, denn ich sah, wie das Feuer die Herzen jedes meiner Kinder ergriffen hatte ...

Farzaneh brannte und loderte, ihre Klagerufe verwandelten die Herzen in Glut. Parwaneh war außer sich, wie von Wahn ergriffen sprang sie um den Bruder herum. Masud hielt seine Fäuste wie zwei Fackeln über dem Kopf und schrie: »Ich werde den umbringen, der meinen Bruder getötet hat.« Und sein Gebrüll wurde zum Gebrüll der versammelten Menschenmasse: »Ich werde den umbringen, der meinen Bruder getötet hat«, rief die Menge. Von diesem Augenblick an gehörte Mohammad Taghis Leichnam nicht mehr uns.

Was für eine Menge von Menschen! Als quöllen sie aus der Erde heraus. Sie kreisten um den Sarg Mohammad Taghis, trugen ihn auf Händen, die Kreise gingen ineinander über, öffneten und schlossen sich. Man sah Wellen von erhobenen Fäusten, die den Sarg nicht erreichten, denn dieser wurde höher als die gestreckten Hände fortgetragen. Der Colonel merkte nicht, wann und wie der Sarg mit Blumen überhäuft worden war und wie er selbst in der Menge eintauchte.

Ich kann ganz offen sagen, dass ich mir äußerst winzig und unwürdig vorkam, winzig meinem Sohn und den erhobenen Händen gegenüber, die den Sarg berühren wollten, ihn aber nicht erreichen konnten. Ich spürte es klar und deutlich. Bald fühlte ich mich völlig fremd, fremd gegenüber den Händen, die meinen Sohn zum Friedhof trugen. Denn die Leute hatten mir den Sohn weggenommen, sie brachten ihn fort, so wie sie es wünschten, dorthin, wo sie es wollten. Sie wiederholten rhythmisch im Chor einen Spruch, den meine Ohren nicht mehr richtig wahrnehmen konnten. Ich schaute nur zu. Es war, als habe der Leichnam, der fortgetragen wurde, mit mir nichts zu tun, als würde ich ihn nicht kennen!

Die Zeit war ins Stocken geraten. Es war, als sei es gestern Abend gewesen, als der fremde Mann zum ersten Mal unser Haus betrat. Der Colonel stand, eine Zigarette rauchend, vor dem zersprungenen Fenster, lauschte dem Geräusch der großen Regentropfen, die auf das Wasser des Beckens im Hof prasselten. Da hörte er das Klopfen am Tor. Er wartete, um zu sehen, welches seiner Kinder öffnen würde. Wer klopfte wohl zu dieser späten Stunde? Als es zum zweiten Mal klopfte, sah er, dass Mohammad Taghi mit übergeworfenem Anorak von der Terrasse hinunterlief und einen Torflügel öffnete. Kurz schrak er vor dem Anblick des Neuankömmlings zurück, ging dann zur Seite und ließ den Gast herein. Es sah aus, als würde dieser auch ohne seine Erlaubnis eintreten.

Der Mann, der das Haus betrat, war klein von Gestalt. Er trug einen europäischen Hut, einen Mantel und eine Tasche in der einen Hand, in der anderen hielt er einen Spazierstock. Das Gesicht des Mannes mit Brille war für den Colonel nicht leicht erkennbar. Der Mann hielt einen Augenblick inne, es schien, als habe er Mohammad Taghi um eine Auskunft gebeten. Er zeigte dem Gast den Weg in den Keller. Der Mann, dem der Weg nicht ganz unbekannt zu sein schien, lief hinunter. Mohammad Taghi nahm an, er sei ein Parteigenosse Amirs. Er blieb an der Treppe stehen und rief hinunter: »Der Herr möchte zu dir, Bruder!« Dann lief er wieder zur

Terrasse hoch, ohne darauf zu achten, dass sein Vater am Fenster stand und den Wandel seines Gemütszustands genau beobachtete.

Der Schlaf zu einer ungewöhnlichen Tageszeit, der Schlaf nach den anstrengenden, tagelangen Auseinandersetzungen, nach dem Tumult, den Gesprächen und Aktivitäten in den endlosen, bewegten, aufregenden Tagen und Nächten – der Nachmittagsschlaf, den er vielleicht, wäre er durch das Klopfen an der Tür nicht aufgeschreckt worden, bis zum nächsten Morgen fortgesetzt hätte, ließ Amirs Gesicht noch verdrießlicher erscheinen. Er fühlte sich zerschlagen und dachte, wenn es bloß nicht geklopft und Mohammad Taghi ihn nicht gerufen hätte. Aber es war zu spät. Er musste aufstehen, das Kellerlicht einschalten und auf den Gast warten.

»Bruder, der Herr will zu dir!«

Amir starrte auf die Treppe, auf die glänzenden, spitzen Schuhe, die bis zur Hälfte mit Schlamm beschmiert waren, und auf die gebügelten Hosenbeine. »Kommen Sie herunter!« Amir wartete, bis er die Flügel von Khazar Djavids dunklem Mantel erkannte. Sein Herz begann zu klopfen. Khazar kam gemächlich herunter, und je weiter er nach unten kam, desto weiter wanderte Amirs Blick nach oben, über die Knöpfe, die Brust und die Schultern, bis er das Gesicht, die Glasbrille und den Hut, der für ihn neu war, erreichte.

Amir stand ruckartig vom Bettrand auf, aber nicht aus Höflichkeit. In Wirklichkeit war es eine unbekannte Kraft, in die sich auch Furcht mischte. Höflich begrüßte er Khazar Djavid. Der nahm seine Brille ab, rieb sich mit dem Handrücken die Augen, lächelte und lehnte seinen Stock an die Wand, als sei er ihm lästig. Amir stellte gleich fest, dass sowohl die Brille als auch der Stock geliehen waren, denn bei den Verhören hatte er Khazar nie mit Stock und Brille, auch nie mit Hut gesehen.

Khazar lächelte ihn so direkt an, dass Amir sich genötigt sah, ihm die Hand zu geben. Danach musste er ihm einen Platz anbieten. Der vornehmste Platz war der Bettrand. Khazar Djavid öffnete, bevor er sich setzte, die Knöpfe seines Mantels und nahm seinen Hut ab. Amir rückte

den Schemel, den er zum Modellieren benutzte, näher und setzte sich darauf.

Amir dachte, vielleicht sollte er Khazar Djavid den Hut, den er noch in der Hand hielt, abnehmen. Während er den Hut an den Haken hängte, stand Khazar auf, zog seinen schönen, dunkelbraunen Mantel aus. Auch diesen hängte Amir an einen Kleiderbügel.

Jetzt sah Khazar Djavid, abgesehen von seinem langen Schnurrbart, genauso aus, wie ihm Amir zum ersten Mal begegnet war. Khazar legte seine Handtasche neben das Bett, fasste in die Jackentasche, holte eine Packung Zigaretten heraus, bot Amir auch eine Zigarette an, zündete mit seinem goldenen Feuerzeug zuerst Amirs, dann seine eigene an, und während er noch auf die Flamme blickte, fragte er: »Benutzt du diesen Raum als Atelier?«

Amir antwortete, er habe noch nicht richtig begonnen, er habe vor, an einer Statue zu arbeiten. Im selben Augenblick erinnerte er sich an die mitternächtlichen Besuche von Khazar im Gefängnis und daran, wie er Zigaretten durch den Spion in die Zellen hineinwarf und rief: »Nur Esel rauchen Zar-Zigaretten!«

Als Khazar sagte: »Bildhauerei ist ein guter Einfall«, antwortete Amir: »Ja, wenn ich es schaffen könnte.«

»Ich habe gehört, dass du sensationelle Reden gehalten hast.«

»Vermutlich haben sie Sie amüsiert.«

»Nein, warum?«

Amir schwieg. Er hatte vergessen, wer Khazar Djavid war und welche Tätigkeit er ausübte. Er hatte einfach mit ihm, wie mit einem Freund, zu sprechen begonnen, und dies auch noch in einem Ton, der aus einem Verlangen entspringt, das Urteil des anderen über sich selbst zu hören, einem Verlangen nach Anerkennung. Hätte Amir dieses Verlangen nicht selbst unterdrückt, hätte Khazar ohnehin ihm keine Gelegenheit gelassen, es auszukosten. Er wechselte mit der Kraft und Fähigkeit, die ihm sein Beruf verlieh, leicht und geschwind das Thema und fragte: »Habt ihr hier kein Telefon?«

Der Satz war vieldeutig. Dennoch glaubte Amir im ersten Moment,

Khazar wolle telefonieren. Doch als Amir verneinte, fragte er etwas spöttisch: »Auch kein drahtloses? Heutzutage kann man bei den Leuten alles Mögliche finden!«

Amir sagte: »Nein«, und lachte. Er war sicher, dass Khazar vor dem Betreten des Hauses alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen hatte. Die Fragen, die er jetzt stellte, dienten nur einer letzten Gewissheit. Nun stand Mohammad Taghi mit einem Tablett mit Tee vor der Tür. Amir konnte nur einen schmalen Teil seiner Gestalt durch den Türspalt sehen. Er stand auf, nahm ihm das Tablett ab. Als Mohammad Taghi gegangen war, bot er Khazar ein Glas an.

Khazar nahm das Glas und fragte: »Hat er gelauscht?«

Amir sagte, das sei nicht Mohammad Taghis Art. Trotzdem stand er auf und schloss die Tür. Khazar verfolgte jede seiner Bewegungen mit forschendem Blick und sagte unbekümmert: »Ich hatte gehört, Mohammad Taghi sei in Teheran. Ich hätte es lieber gehabt, wenn nicht er mir die Tür geöffnet hätte. Bei euch ist er der Einzige, vor dem ich mich in Acht nehme.«

Amir blieb still. Vermutlich dachte er unwillkürlich über den Unterschied zwischen seiner eigenen Lage und der seines Bruders nach. Während er ein Stück Würfelzucker in den Tee eintauchte, hörte er, wie Khazar sagte: »Er ist zwar noch nicht festgenommen worden, aber ich habe die Berichte über ihn gelesen. Ich weiß Bescheid. Nur seinetwegen hatte ich Zweifel, hierherzukommen. Er darf auf keinen Fall wissen, wer ich bin, obwohl ich sicher bin, dass er es, wenn er will, von seinen Freunden erfahren kann. Aber er darf es nicht wissen, auch die anderen nicht. Hast du verstanden?«

Amir hielt den Kopf gesenkt. Khazar Djavid war intelligent genug, seine Regungen nachvollziehen zu können. Sicher hatte er sich schon vor dem Besuch auf alle denkbaren Gefühlsschwankungen vorbereitet. Er wusste ganz genau, in welche Zwickmühle er Amir brachte. Demnach erwartete er auch nicht, dass Amir wie eine Nachtigall zu singen begann. Denn jetzt war Amir in einer ganz anderen Position als damals in der Untersuchungshaft.

Khazar begann, seinen Tee zu trinken, und Amir, der immer noch den Kopf gesenkt hielt, spürte Khazars bohrende Blicke auf seinem Gesicht. Sein nachdenkliches Schweigen gefiel Khazar sicher nicht. Auch Amir selbst wollte nicht ins Grübeln kommen. Er hätte die Selbstbeherrschung verlieren und gegen den Besuch dieses Geheimdienstbeamten in seinem Haus protestieren können, der ja durchaus Folgen haben könnte. Die Menschen waren in ihrer Wut immer noch bereit, Hunderte von Leuten wie Khazar Djavid die Gurgel durchzuschneiden.

Als wolle Khazar Amirs Gedanken in eine andere Richtung lenken, brach er das Schweigen und sagte: »Eure Adresse hatte ich noch im Gedächtnis. Ich kannte sie aus deiner Akte.«

Amir nickte bloß. Khazar fuhr fort: »So konnte ich direkt zu euch kommen. Ich dachte, du würdest über meinen Besuch erstaunt sein, aber du hast dir nichts anmerken lassen. Warum?«

Amir, der immer noch den Kopf gesenkt hielt, sagte wie im Selbstgespräch: »Nach meiner Freilassung habe ich immer gedacht, dass wir uns wieder begegnen, und zwar in derselben Situation wie jetzt. Diese Vorstellung ging mir nie aus dem Kopf. Ist das nicht seltsam?«

»Es ist nicht erstaunlich. Aber auch ich habe mich ja entschieden, gerade hierher, in dein Haus zu kommen. Warum eigentlich? Ich habe doch genug Freunde und Bekannte. Außerdem kenne ich über tausend Verurteilte, von denen einige bereit waren, mit uns zusammenzuarbeiten. Aber du … dir haben wir nicht einmal vorgeschlagen, mit uns zu kooperieren. Warum habe ich dich aufgesucht, warum habe ich mich für dich entschieden?«

»Vielleicht wegen meiner Schwäche und meines Zweifels, wegen meiner ständigen Unentschlossenheit …«

»Nein. Ich bin gezwungen, bei meinen Feinden Zuflucht zu suchen. Wie du siehst, hat eine Revolution stattgefunden. Bisher wurden sieben meiner Kollegen in eurer Stadt an einen Baum gehängt. Ich habe Glück, dass man mich hier nicht kennt. Das ist doch ein guter Grund, zu dir zu kommen.«

Amir sagte nur: »Ja.« Vielleicht wollte er damit das Gespräch verkürzen.

Er schaffte es immer noch nicht, Khazar in die Augen zu schauen.

Khazar fuhr in einem versöhnlichen Ton, den er auch aufgrund seiner beruflichen Erfahrung gut beherrschte, fort: »Aber unsere Kollegen, diese Schurken … Vor allem die Höhergestellten dachten nur an sich. Jeder versuchte, die eigene Haut zu retten, einige waren schon vorher abgehauen. Ich habe später erfahren, dass manche bereits ein halbes Jahr bevor die Gefängnisse geöffnet wurden, ihre Familien ins Ausland geschickt hatten. Sie folgten ihnen und ließen uns, die bekannt waren, allein. Wir sollten für alles den Kopf hinhalten. Sie lieferten uns einem Volk aus, das dem Wahnsinn verfallen war. Ganz offensichtlich sahen die Ranghöchsten bereits seit einem Jahr, vielleicht auch länger, die Katastrophe kommen!«

Jetzt konnte Amir Khazar anschauen. Er fragte: »Haben Sie Ihren Dienst gekündigt?«

Es schien nur natürlich, dass Khazar auf diese Frage schwieg, was Amir dazu ermunterte, nachzuhaken: »Warum nicht? Bist du der Meinung, dass du immer noch irgendetwas verteidigen musst?«

Ohne Amir anzuschauen, erwiderte Khazar: »Ich weiß es nicht … Vielleicht weil ich keinen anderen Ausweg kenne und keinen anderen Beruf beherrsche. Vielleicht auch, weil ich mein ganzes Leben lang nichts anderes getan habe. Es kann auch sein, dass es ein gewisser Fanatismus ist. Oder Selbstverteidigung!« Er hob den Kopf, blickte Amir in die Augen und fragte bohrend: »Bist du sicher, dass uns niemand zuhört?«

Amir nickte, obwohl er sich dessen nicht sicher war.

Khazar fragte: »Außer Mohammad Taghi leben hier im Haus der Colonel, Masud und Parwaneh, ist das richtig?«

»Ja.«

»Und Farzaneh lebt mit ihrem Mann, Ghorbani, zusammen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ghorbani kenne ich gut. Er hatte ab und zu Umgang mit einigen Kollegen von uns. Aber ich habe kein Vertrauen zu ihm. Ich bin sicher, dass er erst einmal abwartet, um die Windrichtung festzustellen. Ein

aufgeblasener Dummkopf. In der ersten Zeit hat er dir sicher sehr geschmeichelt, oder? Er glaubte, die Macht werde in eure Hände fallen. Als gäbe es uns nicht mehr, als wären wir mausetot!«

»Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, Khazar. Das habe ich bereits als Ihr Häftling festgestellt. Und wenn Sie es nicht als Schmeichelei auffassen, möchte ich hinzufügen, dass Sie auch sehr mutig sind. Ich kann nur nicht begreifen, wie man solche Eigenschaften in den Dienst eines teuflischen Systems stellen kann! Warum, welchen Grund gibt es dafür?«

Khazar trank den Rest seines Tees aus, hielt einen Augenblick inne. Dann sagte er: »Wegen meiner riesigen Nase!«

»Meine Frage war ernst gemeint.«

»Meine Antwort auch. Meine Nase war sehr groß, was dazu führte, dass ich den Schah anbetete, meine Nase zwang mich in den Dienst des Schahs! Was das ›teuflische System‹ betrifft, möchte ich nur bemerken, dass ihr Intellektuellen zu Übertreibung neigt. Deshalb benutzt ihr überspannte Begriffe. Teuflisches System! Nein, meiner Meinung nach war der alte Staat nur ein Übergang, die Hölle steht uns noch bevor.«

Es gab nichts mehr zu sagen. Beide fielen in Schweigen. Khazar legte ein Kissen unter seinen Ellbogen und zündete eine Zigarette an, und damit Amir den Ausdruck seiner Augen nicht wahrnehmen konnte, schloss er wie im Halbschlaf die Lider. Amir kam es vor, als sei die Luft im Raum plötzlich schwer geworden, er konnte die Sackgasse, in die das Gespräch geraten war, kaum ertragen. Er wollte etwas sagen wie: Du bist ein Beamter des Geheimdienstes, dazu noch mein Folterer, und du betrittst mein Haus zu einer Zeit, in der aufgrund von herumschwirrenden Gerüchten, Vorurteilen und Missverständnissen ganze Familien vernichtet werden. Du weißt doch, dass die Situation für mich unhaltbar ist!

Aber bevor Amir seine Gedanken zurechtgelegt hatte, sagte Khazar, ohne die Lider zu öffnen: »In unseren Tagen gelingt es nicht allen Revolutionen, sich zu etablieren. Die Großmächte spielen beim Schicksal kleiner Länder eine entscheidende Rolle, mein Freund. Also habe ich die Hoffnung längst nicht aufgegeben. Du wirst dich an die berühmten Tage

zwischen dem 15. und 18. August 1953 wohl nicht erinnern. Ich schon. Damals gehörte ich zu den Jugendlichen, die stündlich auf den Befehl zum Aufstand warteten. Doch plötzlich wendete sich das Blatt, und wir sahen mit eigenen Augen, wie Schaban der Gehirnlose sich auf den Platz von Mossadegh und Ruzbeh setzte!« Und mit immer noch geschlossenen Augen fuhr er fort: »Sag, sie sollen uns etwas zum Essen bringen, egal was. Und versuch, meine Anwesenheit irgendwie deiner Familie zu erklären, ohne dass sie merken, um wen es sich tatsächlich handelt.«

»Wollen Sie hier übernachten?«

Khazar schaute ihn nur durchdringend an. Amir senkte den Kopf, so wie damals beim Verhör, als er Khazar etwas gefragt hatte und der ihn anfuhr: »Ich bin es, der hier Fragen stellt!« Um sich aus den Fängen von Khazars Blick zu befreien, stand Amir auf, streckte den Kopf ins Treppenhaus und rief, jemand solle etwas zu essen machen und es nach unten bringen. Er hoffte, dass Mohammad Taghi ihm antworten würde. Denn Parwaneh war wohl noch nicht nach Hause gekommen, und auch Masud kam immer spät aus der Moschee zurück, denn gewöhnlich blieb er nach dem Gebet und den Trauerreden über die heiligen Märtyrer noch eine Weile, um die Gebetsstube zu kehren und die Teestube aufzuräumen. Hin und wieder übernachtete er sogar in der Moschee. So kam es, dass, obwohl Khazar es nicht wünschte, niemand außer Mohammad Taghi sie bedienen konnte.

Obwohl sich Amirs Aufwühlung über Khazars Besuch noch längst nicht gelegt hatte, wuchs in ihm der Drang, mit ihm über seine Frau zu reden. Denn er war sicher, dass er die Akte von Nuraghdas Chammami genau kannte, über ihre Verhöre informiert war und über ihr Schicksal Bescheid wusste. Es war doch ganz natürlich, dass er ihn jetzt, wo er bei ihm Zuflucht gesucht hatte, über seine spurlos verschwundene Frau ausfragte. Aber irgendetwas hinderte ihn daran, mit dem Thema zu beginnen. Was es war, konnte er nicht sagen. Irgendein Instinkt hielt ihn zurück. Vielleicht war es eine orientalische Eigenschaft, die ihn dazu bewog, auf Informationen, die seine männliche Ehre verletzen könnten, zu verzichten und die Angelegenheit lieber im Verborgenen zu lassen. Denn all die schrecklichen Vorstellungen über das Schicksal von Nuraghdas

hatten ihn so erschüttert, dass er alles, was mit ihr zu tun hatte, verdrängte, als gehe ihn das alles nichts an. Aber natürlich trieb es ihn dennoch, weiter zu forschen. Denn wenn der Geheimdienst sie erschossen hätte, hätte man ihm zumindest den Ort, an dem sie begraben wurde, bekannt gegeben. Aber es gab nicht die geringste Spur von ihr.

Warum also jetzt nicht Khazar fragen? Schließlich ist er jetzt ein Verurteilter, der sich in meinem Haus versteckt! Warum habe ich ihn nicht gefragt? Aus Feigheit? Das war es, ich hatte nicht den Mut, den Geheimdienstbeamten zu fragen, der für das Schicksal meiner Frau verantwortlich war. Ich war unsicher, eine Unsicherheit, die eher von meiner Scham herrührte. Das war keine neue Gewohnheit. Schon immer schämte ich mich für Menschen, die sich dreist und hässlich verhielten, ich errötete an ihrer Stelle. Also blieb ich auf dem Hocker sitzen, starrte auf den Fußboden und verlor mich in Erinnerungen an Nuraghdas. Als ich sie zum letzten Mal sah, saß sie mit verbundenen Augen, geschwollenen und bandagierten Füßen auf der alten, demolierten, blutbeschmierten Couch in einem der verkommenen Folterräume des Gefängnisses. Sie hatte den Rücken zurückgelehnt. Zu gern hätte ich noch einmal ihre Augen gesehen, die mit einer schwarzen Binde verbunden waren und vermutlich ihren Glanz verloren hatten. Und ich wünschte, ich könnte eine Gelegenheit finden, um durch die halb offene Tür des Raumes hinauszuschauen, um zu wissen, welche Tageszeit es war. Plötzlich, ich weiß nicht, wie es kam, löste sich meine Zunge, und ich fragte Khazar Djavid: »Wie spät ist es?«, um nicht zu fragen: Was ist aus Nuraghdas geworden, Khazar, aus Nuraghdas Chammami?

»Das Essen, Bruder, das Essen!«

Khazar reagierte auf die Stimme Mohammad Taghis mit einem Blinzeln, fast war es ein Aufschrecken, doch rasch gewann er seine Selbstbeherrschung zurück und setzte sich auf den Bettrand. Amir lief geschwind die Treppe hoch, nahm dem Bruder das Tablett ab, drehte sich um, und während er hinunterlief, sagte Mohammad Taghi mit einer Stimme, die ihm schrecklich laut vorkam: »Vater möchte dich sprechen!«

Amirs Knie wurden weich. Aber er ließ es sich nicht anmerken, stellte

das Tablett auf die Bastmatte, richtete für Khazar neben dem Bett einen Platz ein, damit er bequem sitzen und essen konnte. Er wartete auf eine Reaktion von Khazar, denn gewiss hatte auch er Mohammad Taghis Stimme gehört. Aber er ließ sich nichts anmerken und begann langsam zu kauen. Amir überlegte, wie und mit welchem Vorwand er Khazar hier im Keller allein lassen könnte.

»Hast du etwas Alkoholisches zu trinken?«

Amir stellte den Vier-Liter-Behälter mit einem Teller Oliven vor Khazar. Und als sei Khazars Trinken ein legitimer Anlass, sich zu entfernen, zog er seine Pantoffeln an und ging hoch ins Gästezimmer, wo Mohammad Taghi auf einem Stuhl unter einer Deckenlampe saß und mit der Reinigung seiner Pistole beschäftigt war. Sein Vater saß neben dem Ofen, unter dem Bild des alten Colonels auf dem klapprigen Stuhl. Er las in Shahnameh, dem Königsbuch, vermutlich die Geschichte von Manutschehr.

Amir stand vor ihm, doch er schaute nicht einmal auf, um ihn eines Blickes zu würdigen. Amir wartete, um zu erfahren, was der Vater ihm zu sagen hatte. Doch der Colonel las weiter und machte nicht den Eindruck, als habe er die Absicht, ihm etwas mitzuteilen, obwohl er gehört hatte, wie Mohammad Taghi ihn hochgerufen hatte. Auch dessen erregte Reaktion war ihm nicht verborgen geblieben. Amir war unruhig. Er dachte, er hätte Khazar nicht allein lassen sollen. Das Schweigen seines Vaters und Bruders irritierte ihn. Schließlich fragte er seinen Vater: »Wollten Sie mir etwas sagen?«

Der Colonel blickte Amir über den Rand seiner Brille an und schüttelte den Kopf. Dann vertiefte er sich wieder in das Buch und überließ Amir praktisch seinem Bruder.

Aber Mohammad Taghi ließ Amir keine Zeit zum Fragen, und während er die letzten Teile seiner Pistole zusammensetzte, sagte er in einem herausfordernden Ton, den Amir bei ihm nicht kannte: »Wer ist das, Bruder?«

Amir gab keine Antwort und versuchte ihn mithilfe seiner Autorität als älterer Bruder zum Schweigen zu bringen. Er drehte sich um und ging zur Tür. Doch bevor er die Terrasse erreicht hatte, brachte Mohammad Taghi

ihn mit energischem Ruf zum Stehen. Mohammad Taghi hielt jetzt seine Waffe mit beiden Händen, es wirkte, als wolle er ihn bedrohen.

Amir ging einen Schritt auf ihn zu und sagte: »Warum willst du wissen, wer er ist?«

»Ich weiß, was er treibt! Er ist ein Bulle!«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich bin ihm begegnet, ich kenne ihn.«

»Wo?«

»Im Gefängnis, in der Zeit, als Brüder und Schwestern die Häftlinge noch besuchen durften.«

Es war nicht nötig, dass Mohammad Taghi sagte, dass er Khazar Djavid begegnet war, als er Amir im Gefängnis besucht hatte. Denn dessen Knie begannen zu zittern, er fühlte sich so, als halte man ihn für einen Komplizen von Khazar. Ratlos blieb er vor seinem Bruder stehen. Seine Zunge war schwer wie ein Ziegelstein, und er fühlte, dass er seinen Speichel nicht hinunterschlucken konnte. Und dann schaute auch noch der Colonel von seinem Buch auf und blickte ihn über den Rand seiner Brille verwundert an. Es war nichts zu machen, er musste kapitulieren, um dem Irrtum nicht noch mehr Nahrung zu geben. Also ging er auf Mohammad Taghi zu, legte die Hand auf den Tisch, beugte sich zu ihm und sagte: »Er ist ein Gast. Nur für einen Abend. Er hat mich während der Verhöre nicht allzu schlecht behandelt. Außerdem will ich versuchen, Informationen über meine Frau aus ihm herauszulocken. Ich bitte dich, mach keine Dummheit. Du verstehst doch, was ich meine. Ich bitte dich darum!«

Der Colonel senkte wieder seinen Blick auf das Buch. Mohammad Taghi erhob sich und ging in das Innere des Zimmers zum Holzbett, das an der Wand stand. Amir sah ihm wortlos nach, er wollte nicht durch eine zusätzliche Bemerkung die Wirkung seiner Worte mildern. Er lief hinunter zum Keller und hoffte, er könne Khazar Djavid davon überzeugen, dass nichts vorgefallen war, was mit ihm zu tun haben könnte.

Aber Khazar Djavid war nicht naiv, und Amir wusste, dass er selbst

seinem eigenen Schatten gegenüber misstrauisch war. Er hob sein Glas, führte es zu den Lippen und musterte Amir, bis das Glas halb leer getrunken war. Der Blick war so durchdringend, dass Amirs Herz zu pochen begann. Er wurde starr wie damals vor jenem Tisch, an dem Khazar ihn verhörte. Ihm gegenüber hing an der Wand ein Stück Pappe mit der Aufschrift: »Die Rettung liegt in der Wahrheit«.

»Setz dich!«

Er setzte sich. Ich tue, was man von mir verlangt, schoss es ihm durch den Kopf.

Sich hinsetzen ... Die natürlichste aller Bewegungen ... Aber in jenem Augenblick merkte Amir, dass es so viele Arten des Sichsetzens gibt wie Menschen auf dieser Erde in all ihren verschiedenen Lebenslagen. Von außen gesehen, saß er nur artig da, aber darunter verbargen sich grenzenlose Ergebung und Abgründe von Angst. Und mit einem Mal schien es ihm auch wichtig, Khazar davon zu überzeugen, dass er seinen Befehl mit absolutem Gehorsam befolgt hatte. Seine Haltung, seine Miene, alles an ihm musste jetzt Khazar Djavid, der, um ihn zu erniedrigen, seinen Blick im Zimmer herumwandern ließ, begreiflich machen, dass er sich unterworfen und gefügt hatte. Dessen Wohlwollen war ihm unendlich wichtig geworden ...

Niemand hatte Amir beigebracht, wie er sich beim Verhör verhalten sollte. Aber die Umstände und seine eigene Lage befahlen ihm, nur geradeaus zu schauen, selbst wenn in seiner unmittelbaren Nähe die Schreie von Nuraghdas unter den Schlägen eines Kollegen von Khazar Djavid den Raum zu sprengen drohten. Vielleicht hätte ein anderer den Mut aufgebracht und den Blick etwas gehoben, zum Porträt an der Wand mit seiner ordenübersäten Brust. Aber selbst das wäre als Überschreitung der ungeschriebenen Gesetze betrachtet worden, Gesetze, die vom Augenblick deiner Verhaftung an wie Partikel in der Luft in dein Innerstes eindringen. Und wenn du in der Wache deine Kleider abgibst und dafür die zerknitterte graue Jacke und Hose der Häftlinge eintauschst und wie eine Vogelscheuche aussiehst, dann spürst du, dass diese ungeschriebenen Gesetze für den Rest deines Lebens in deine Seele eingraviert sind.

»Leg ihm das Papier vor!«

Es war ein Haftbefehl.

»Hier unterschreiben!«

Dem Gesetz nach muss spätestens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung dem Gefangenen der Gegenstand seiner Anklage mitgeteilt werden. Vor Ablauf dieser Zeit muss er den Haftbefehl des Staatsanwalts, in dem der Grund der Haft genannt wird, unterzeichnet haben. Sollte der Staatsanwalt innerhalb von vierundzwanzig Stunden nicht imstande sein, triftige Gründe für die Festnahme nachzuweisen, muss der Gefangene freigelassen werden. Amir erfuhr dies erst später, aber er maß diesen Bestimmungen ohnehin nicht die geringste Bedeutung bei. Hat ein Iraner irgendeinen plausiblen Grund, über Recht und Gesetz nachzudenken oder gar sein Verhalten danach zu richten? Es war doch immer so, dass das Gesetz wie ein Hund vor dem Knüppel herrannte. Amir wollte ganz einfach wissen, mit welcher Begründung er verhaftet worden sei. Das hatte er bisher nicht herausfinden können. Gespannt schaute er Khazar Djavid an.

Er stand neben seinem Schreibtisch. Mit dem Griff seiner Metallpeitsche drückte er Amirs Kopf nach links und machte ihn auf die beiden Frauen aufmerksam, die mit verbundenen Augen auf der alten Couch lagen. Kaum konnte sich Amir die Gestalt und den Ausdruck der Lippen jener Frau, die, wie er glaubte, Nuraghdas war, einprägen, drehte Khazar Amirs Gesicht wieder in die ursprüngliche Stellung zurück. Er spürte, wie die Spitzen von Khazars glänzenden Schuhen gegen die wunden und bandagierten Beine der ersten Frau traten, die auf der blutbeschmierten, alten Couch lag. Sie stieß einen heftigen Schrei aus, dann wurde sie still. Khazar Djavid stand wieder neben dem Tisch in Amirs Nähe. Er zeigte mit seiner Peitsche auf fünf andere Gefangene und befahl, sie in ihre Zellen zu bringen. Beim sechsten hielt er inne und sagte: »Der Bärtige kommt in den Verwaltungsraum!« Dann wendete er seinen Blick wieder zur Couch und sagte: »Du altes Weib, du Bettnässerin, überlege es dir gut. Entweder erzählst du morgen alles, oder ich werde

dich ersticken und zu deinen beiden Söhnen auf den Friedhof Beheschte Zahra schicken! Bring sie jetzt in die Zelle, Soldat!«

Amir spürte, dass die Frau leicht wie Stroh auf den Händen des Soldaten lag, und als sie hinausgetragen wurde, blieben ihre schwachen Klagerufe im Raum hängen. Khazar setzte sich an seinen Schreibtisch, ohne Amir anzuschauen oder ein Wort an ihn zu richten. Er zündete sich eine Zigarette an und begann zu rauchen. Wie viel Zeit war wohl vergangen, wie spät in der Nacht war es, als das lange, schreckliche Schweigen durch das Geräusch schlürfender Schritte gebrochen wurde? Khazar stand wieder auf, drehte Amirs Kopf nach hinten: Dort saß seine Frau auf der alten, blutbeschmierten Couch bei der Tür. Ihre Augen waren mit einer schwarzen Binde verbunden. Und erneut drehte Khazar Djavid Amirs Kopf wieder zurück, stand dann auf und ging nach hinten in den Raum. Dann hörte Amir ein Schreien und Klagen, es kam ihm vor, als komme es von Abertausenden von Frauen dieser Welt. Schreie, die aus dem Hof des Gefängnisses wie durch einen Schornstein wirbelten, in seine Ohren drangen und in seinem Schädel herumrasten. Dann, als sei ihm das Rückgrat gebrochen, fiel er in Ohnmacht. Er spürte nichts mehr, bis er auf dem Gitterbett die Augen öffnete und auf dem grauen Metalltisch, unter dem Schein der elektrischen Lampe, das blutige Messer liegen sah.

»Zigarette? Nimm eine von diesen!«

Khazars Augen waren gerötet. Amir konnte diese Augen nicht im schwachen Schein der Lampe sehen, die im Kellerraum an der Decke hing, er sah sie in seiner Erinnerung an die unendlichen Nächte des Verhörs. Selbst Khazars Gähnen war ihm aus jenen Nächten vertraut. Wenn er gegen Ende des Verhörs erschöpft war, wenn sein Rausch allmählich nachließ, las er die Antwort auf die letzte Frage nochmals durch, und Amir sah ihn gähnen und hörte das Geräusch seiner Gurgel. Khazar – das war nicht der, der jetzt vor Amir auf dem Holzbett saß und ab und zu einen Olivenkern aus dem Mund nahm und an den Rand des Tellers legte. Denn er hatte sich schon längst unauslöschlich in Amirs Gedächtnis und Seele eingeprägt. Amir kannte all seine Gewohnheiten und Launen. Er wusste, wann er zu schlafen wünschte, wusste aber auch, dass sein Schlaf nach

dem Rausch nicht länger als eine Stunde dauern würde. Denn es war oft vorgekommen, dass er ihm eine Frage stellte, sich danach auf das Klappbett neben der demolierten Wand legte und ein Nickerchen machte, bis Amir seine Antwort aufgeschrieben hatte. Dann richtete er sich flink auf, setzte sich an den Bettrand, ohne es nötig zu haben, sich durch eine Handvoll kaltes Wasser den Schlaf aus dem Gesicht zu vertreiben. Amir war sich also sicher, dass Khazar sich auf sein Bett legen und kurz schlafen würde. Vermutlich hatte er auch sein Gespräch mit Mohammad Taghi mitgehört und war misstrauisch geworden. Als Amir in den Keller zurückgekehrt war, hatte er dieses Misstrauen in den kleinen Augen Khazars blitzen sehen, und dieser nackte und erbarmungslose, schneidende Blick hatte Amir erstarren lassen, denn in diesem Moment kam das Bedrückende seines Wesens, das in Amirs Gedächtnis haften geblieben war, zum Vorschein. Er war hinter seiner freundlichen Maske ganz der Alte geblieben.

Khazar stellte sein Glas zur Seite, öffnete die Schnürsenkel und zog seine Schuhe aus. Amir nahm sie ihm ab und stellte sie an die Wand. Er dachte: Er will also über Nacht hier bleiben. Plötzlich packte ihn die Angst. Die Waffe seines Bruders Mohammad Taghi fiel ihm ein. Amir kannte die Launen seines Bruders und wusste, dass er die Revolution als einen Prozess auffasste, der unweigerlich mit Gewalt verbunden war. Er fürchtete, dass die Hass- und Rachegefühle, die Mohammad Taghi einem Feind gegenüber empfand, der in seinen Augen Generationen ins Unglück gestürzt hatte und dessen Niedertracht offensichtlich war, zum Ausbruch kommen könnten. In diesen Tagen war jeder bereit, Vergeltung zu üben, ob aus persönlichen Gründen oder weil es zur Gewohnheit geworden war. So schien es in den Augen eines enthusiastischen, rachsüchtigen Jugendlichen wie Mohammad Taghi, der zahlreiche Freunde als Opfer zu beklagen hatte, nach einem halben Jahrhundert der Unterdrückung, ganz natürlich, dass ein bekannter Folterer aus dem Haus gezerrt und dem Wahn der Revolution geopfert würde.

Aber, wie habe ich mich in dieser Situation zu verhalten?, dachte er. In unserem Land sind die Sitten einer Stammesgesellschaft immer noch

lebendig. Dazu gehören auch die Verpflichtungen, die man einem Gast gegenüber – und sei es ein Blutfeind – zu beachten hat. Natürlich wird diese Tradition in den Städten nicht mehr wie früher gepflegt, aber sie ist noch längst nicht aus der Psyche der Menschen verschwunden. Ich fühle mich verantwortlich für die Sicherheit Khazar Djavids, als hätte ich kein Recht, ihn zu verstoßen, obwohl selbst jedes Haar von mir sich gegen seine Anwesenheit in unserem Haus sträubt. Oder ist die Gastfreundschaft nichts anderes als ein Vorwand, um meine Angst zu kaschieren? Hätte ich Khazar auf der Straße gesehen, wäre ich ihm sicherlich aus dem Weg gegangen. Aber jetzt liegt die Sache anders. Ich sitze in der Falle …

»Was beschäftigt dich, Genosse?«

Das Wort Genosse benutzte Khazar offensichtlich aus Spott. Er saß, halb auf die Kissen gelehnt und gestützt auf den rechten Arm, auf dem Bett. Seine Augen waren auf das volle Glas gerichtet, das er in der Hand hielt. Er bewegte es leicht im Kreis, als wolle er mit dem Schnaps spielen.

Amir sagte stotternd, er denke an nichts Besonderes.

»Ich werde hier übernachten!« Dies sagte Khazar in einem Befehlston, vermischt mit leisem Protest, als wollte er damit Stolz und Selbstbewusstsein demonstrieren.

Amir sagte mit einem gekünstelten Lächeln, das Bett stehe bereit, und er werde es frisch beziehen.

Khazar stellte das Glas zur Seite, erhob sich, um seine Jacke auszuziehen, und als er die Hand ausstreckte, um die Jacke an den Haken zu hängen, erblickte Amir wieder den Riemen. Genau wie während der Verhöre hing er an seiner linken Schulter, die Waffe steckte ein wenig schräg, sodass er die rechte Hand auf den Griff stützen und den Revolver leicht herausnehmen konnte.

Khazar setzte sich, nahm wieder sein Glas in die Hand und sagte, bevor er es zu seinen Lippen führte, spöttisch: »Glaubst du mir, dass ich selbst jetzt, wo die Revolution ihren Höhepunkt erreicht hat, ohne Bedenken durchs Stadtzentrum gegangen bin? Kannst du das glauben?«

Amir merkte, dass der Alkohol auf Khazars Gehirn gewirkt hatte, ohne ihn betrunken gemacht zu haben. An manchen Abenden in der

Untersuchungshaft, wenn es ruhig war und Khazar in seinem Büro ein Glas Schnaps getrunken hatte, kam er ins Reden und prahlte mit seinen mutigen Taten. Stolz verkündete er, dass er in den Sumpfgebieten an der Grenze zum Irak gefährliche Aufträge erfolgreich durchgeführt habe. Seine steile Karriere beim Geheimdienst sprach tatsächlich dafür, dass er einiges riskiert hatte.

»Es war genau zehn Tage nach dem Sieg der Revolution. Ich traf drei von euren Genossen, zwei von ihnen waren meine eigenen Häftlinge gewesen, den dritten kannte ich auch. Weißt du, was geschah? Ihre Gesichter wurden weiß wie Joghurt. Denn sie wussten genau, wenn sie einen Ton gesagt hätten, hätte ich keinen von ihnen am Leben gelassen. Also lief alles friedlich ab, absolut friedlich. Aber was glaubst du, was am nächsten Morgen auf der Frontseite eurer Zeitung stand? Was ist das für eine Revolution, wenn die Mörder unbehelligt auf den Straßen herumlaufen! Veröffentlicht die Namen der Geheimdienstler! Die Genossen waren dem Löwen auf der Spur, aber die Leiter eures Politbüros hatten andere Pläne ... Nun ja! ... warum trinkst du nichts?«

Amir war klar, dass Khazar mit dieser Geschichte andeuten wollte, dass er keine Furcht vor Mohammad Taghis möglichen Aktionen habe. Vermutlich hatte er auch nur darum beschlossen, bei ihm zu übernachten, um nicht den Eindruck zu erwecken, er wolle aufgrund des Misstrauens von Mohammad Taghi klein beigeben.

Allerdings gab es dafür noch ganz andere Gründe, was Amir erst später bewusst wurde ...

»Du willst also nichts trinken, sagst du, warum eigentlich nicht?«

Amir sagte, er könne keinen Alkohol vertragen, Alkohol habe eine schlechte Wirkung auf seine Nerven. Khazar trank das Glas leer und forderte Amir auf, die Flasche fest zu schließen und für den nächsten Abend aufzubewahren. Dann legte er sich, ohne auf die Bügelfalten seiner Hose zu achten, auf das Bett und schlief ein.

Amir wusste, dass Khazar beim Schlafen immer ein Auge offen hielt, aber immerhin, er lag jetzt im Bett, der Abend war also zu Ende, und auch Amir konnte ans Schlafen denken. Er hätte nach oben gehen können, um

für sich eine Matratze und eine Decke zu holen, aber er tat es nicht, weil er einerseits nicht abermals Mohammad Taghi begegnen und andererseits Khazars Misstrauen nicht verstärken wollte. Also begnügte er sich mit dem Platz auf der Bastmatte, ohne die Hoffnung, schlafen zu können. Er stand einmal auf, um das Geschirr auf das Tablett zu stellen, das er aber nicht nach oben bringen wollte, und zweimal, um das Licht aus- und wieder anzumachen. Lange dachte er darüber nach, ob er die Tür schließen oder halb offen lassen sollte. Was war Khazar wohl lieber? Jedes Mal, wenn er aufstand, beobachtete er, dass Khazars rechtes Auge halb offen war. Er stellte auch fest, dass Khazar – anders als er – verkehrt auf dem Bett lag, sodass er in den Raum blicken konnte. Schließlich ließ Amir das Licht an und die Tür halb offen, zündete sich eine Zigarette an und legte sich hin. Er legte seinen Unterarm auf die Stirn und starrte auf den Rauch, der von der Zigarette zwischen seinen Fingern aufstieg und in der Luft Kreise zog. Von Schlaf konnte keine Rede sein. Verzweifelt sann er darüber nach, was es bedeutete, dass »der Feind in seinem Haus« war, wie Mohammad Taghi sagen würde. Hoffentlich kam der nicht auf dumme Gedanken. Noch mehr hoffte er, dass Masud diese Nacht in der Moschee oder im Bezirkskomitee bleiben würde. Auch Parwaneh sollte von diesem Besuch nichts erfahren. Denn es war durchaus möglich, dass gerade durch sie, von der man am wenigsten zu befürchten hatte, die Nachricht nach außen drang und schlimme Folgen verursachte. Jedes seiner Geschwister war eine Bedrohung, denn jedes war auf seine Weise, aber mit gleicher Leidenschaft, für die Revolution engagiert.

»Ich will meine Nase operieren lassen!«

In dieser gespannten Situation klang eine solche Äußerung, die aus dem Rausch und Halbschlaf erfolgte, wie Hohn. Um Aufmerksamkeit zu zeigen, richtete sich Amir halb auf. Er wollte ihn anschauen und vielleicht auch etwas sagen.

Aber plötzlich erblickte er durch den Türspalt seinen Bruder Mohammad Taghi, der eine Matratze und eine Decke in den Armen hielt und sagte: »Ich dachte, der Boden ist feucht, Bruder. Ich nehme auch das Tablett mit nach oben.«

Amir sprang auf, wusste aber nicht, ob er dem Bruder zuerst die Decke und Matratze abnehmen oder ihm das Tablett geben sollte.

»Bruder!« Die trockene Stimme Mohammad Taghis löste Amir aus seinem Bann, und er merkte, dass Mohammad Taghi das Bettzeug auf die Matte gelegt hatte und nun mit ausgestreckten Armen dastand, um das Tablett entgegenzunehmen. Amir bückte sich, nahm das Tablett und legte es wie ein Schlafwandler auf Mohammad Taghis Hände. Und er hörte, wie sein Bruder sagte: »Ich werde euch noch Wasser bringen!«

»Khazar Djavid, möchten Sie, dass ich Ihnen Zitronensaft bringe?«

»Seid verdammt, ihr Versager! Konntet ihr ihn nicht wie Rauch in den Himmel schicken, ihn in Pulver verwandeln? Hattet ihr nicht einmal eine Kalaschnikow oder einen RPG 7 zur Hand? Hatte keiner von euch Hoden zwischen den Beinen? Nein, nein! Ihr blöden Schöngeister habt mit Seidentüchern gewinkt, als er kam, damit er euch Feuer im Arsch macht. Seither muss ich mir einen Busch von Barthaaren ins Gesicht kleben, das ich seit dreißig Jahren jeden Morgen glatt und sauber rasiert habe. Und ich muss statt des wunderbaren Johnnie Walkers diesen selbst gebrannten Sprit trinken und jeden Abend befürchten, dass ich am nächsten Morgen erblindet aufwache … Konntet ihr ihn nicht in Rauch verwandeln? Seid alle verdammt! Jetzt wollt ihr bei den Turkmenen eine Revolution anzetteln! Puh, ihr werdet was erleben … Ich selbst werde euch alle umlegen, ihr Hurensöhne! Und ich werde meine Nase operieren lassen. Ja, das werde ich. Wenn ich das nächste Mal hierherkomme, ist dieser hässliche Knollen in meinem Gesicht verschwunden!«

»Soll ich Ihnen eine Zigarette anzünden?«

Amir bekam keine Antwort, stattdessen hörte er Khazar schnarchen. Das beruhigte ihn ein wenig. Aber tief konnte der Schlaf nicht sein, schon im Gefängnis wurde Khazar »Hund« genannt, weil Hunde schlafen und gleichzeitig wach sein können. In der Ferne war das Geräusch von Schüssen zu hören, es erinnerte Amir an die Gefahr, der er sich durch Khazars Aufnahme in seinem Haus ausgesetzt hatte. Vielleicht wurden gerade jetzt Leute mit einer Vergangenheit wie Khazar erschossen. Erstaunlich, dass Khazar von allem, was sich draußen abspielte, unberührt

blieb. Oder täuschte er Gleichgültigkeit vor? Keine Wendung der Ereignisse schien ihn zu überraschen. Hinter dieser Härte und Kälte musste irgendeine Sicherheit, eine innere Zuversicht stecken. Es war für seinen Ehrgeiz, seine Karrieresucht, auch für seine Minderwertigkeitskomplexe bezeichnend, dass er einmal gesagt hatte: »Weißt du, dass ich unter den Beamten der Untersuchungsanstalt der einzige war, der keinen Decknamen hatte?« Amir hegte die Vermutung, neben seiner Kühnheit müsse es noch eine andere Gewissheit geben, worauf er sich stützen konnte. Hatte er nicht selbst erzählt, dass er die Demonstration der Geheimdienstler vor dem Sitz des Ministerpräsidenten der Revolutionsregierung mitorganisiert hatte? Amir war während der Haft zu der Überzeugung gelangt, dass die SAVAK, der Geheimdienst, die straffste und funktionsfähigste Organisation der politischen Polizei war. Aber hatten diese Männer überhaupt eine Überzeugung? Man durfte wohl annehmen, dass die revolutionäre Erhebung des Volkes selbst auf Menschen wie Khazar eine Wirkung hatte und sie wenigstens für eine kurze Zeit an ihrem vergangenen Leben zweifeln ließ. Natürlich hatte auch Khazar Angst vor der Revolution, er wollte es nur nicht zugeben. Nicht umsonst stieß er im Rausch, bewusst oder unbewusst, Satzfetzen hervor, die alle um die Revolution kreisten.

»Wart ihr dazu nicht fähig, oder war es euch nicht gestattet, ohne Erlaubnis zu handeln? Es war doch möglich, ich weiß, dass es möglich war, denn auch wir hätten es schaffen können. Aber uns hat man es nicht erlaubt. Und wie war es bei euch? Auch euch hat man es untersagt. Ja, ich weiß ... Wenn man euch Terroranschläge verbietet, dann führt ihr die Anschläge durch, wenn ihr keine Demokraten sein dürft, werdet ihr zu Demokraten! Gleichgültig, wie ihr euch verhaltet, ihr seid in jedem Fall Verräter!«

Amir schaute zur gewölbten Decke und hatte sogar ein Lächeln auf den Lippen. Interessant! Was wir auch tun oder lassen, auf jeden Fall sind wir schuldig und Verräter! Diese Herren hatten alles in der Hand, das Erdöl, die Polizei, die Raketen, das Militär, und wir hätten pusten sollen, damit sich der Führer der Revolution in Rauch verwandelt! Es ist schon

bemerkenswert, dass alles, was wir tun oder nicht tun, zum selben Ergebnis führt: Schuld und Verrat!

»Ihr seid doch diejenigen, die behaupten, die Bannerträger der Geschichte zu sein! Die Avantgarde! Nicht ich, nicht wir!«

»Aber selbst wenn wir dazu in der Lage gewesen wären, hätten wir ihn nicht ausschalten dürfen. Denn dann hätten wir einen Helden, den Retter aus ihm gemacht …«

Khazar setzte sich auf und schaute Amir zerstreut an. Der erwartete, dass Khazar seine Angriffe verstärkte. Stattdessen nahm er die Schnapsflasche, füllte sein Glas bis zur Hälfte, trank es aus, legte sich auf die beiden Kissen zurück und schwieg.

Vielleicht war es dieses Schweigen, das Amir dazu bewog, neugierig zu fragen: »Was hätte es euch gebracht, wenn die Revolution einen anderen Verlauf genommen hätte?«

Ohne die Augen zu öffnen, erwiderte Khazar: »Dann hätte ich für euch gearbeitet, ich hätte meinen Whisky weiter trinken und meine Verhöre fortsetzen können, und ich wäre nicht gezwungen, meine Nase operieren zu lassen. Ich hätte mir auch keine Barthaare ins Gesicht kleben müssen, um mit diesen Herren zusammenarbeiten zu können!«

»Woher wollen Sie wissen, dass wir Leute wie Sie beschäftigt hätten. Wieso glauben Sie, dass wir euch nicht beseitigt hätten?«

Khazar lächelte, zog an seiner Zigarette, die er zuvor angezündet hatte, und sagte mit einer erstaunlichen Zuversicht: »Mein lieber Junge. Die politische Polizei ist wie die Religion. Hast du jemals erlebt, dass die Religion ausgerottet wurde? Es ist schon möglich, dass eine neue Gruppe nach oben kommt, aber sie wird die Wurzeln ihrer Vorgänger nie beseitigen können. Natürlich hätten einige Dickköpfe unter deinen Genossen ein paar von uns erkannt und an den Bäumen aufgehängt. Aber das ist doch nicht das Ende vom Lied! Es geht um das Fundament, Herr Ingenieur, um das Fundament!«

Die Asche seiner Zigarette drohte dem liegenden Khazar ins Gesicht zu fallen. Daher holte Amir einen Aschenbecher, hielt ihn unter die schlaffe und schwankende Hand Khazars. Seine Worte klangen, als gäbe es für ihn

keinen Zuhörer, als führe er ein Selbstgespräch und sei dabei, seine Erinnerungen und Gedanken Revue passieren zu lassen.

»Ich sagte, ich sei gekommen, um dem Schah und meinem Volk zu dienen. Mir kam es vor, als starre der Oberst unentwegt auf meine Nase. Ich senkte den Kopf, damit er meine Nase nicht sieht, und bat ihn, sich für mich einzusetzen. Vom Freitagstreffen, bei dem ich mich mit sechs Lehrern aus dem Bezirk zur gemeinsamen Lektüre von Büchern traf, hatte ich die Nase voll. Ich hatte genug von den Lehrern, die mit ihrer Teilnahme an einem Lesezirkel nur der Gefahr der Opiumsucht entgehen wollten. Ich hatte genug von meinem Fahrrad, das jeden Freitagabend, auf dem holprigen Weg zum Treffen, eine Reifenpanne hatte. Ich musste es auf den Schultern tragen, zu Fuß laufen, den Reifen reparieren lassen, um am nächsten Morgen ins Dorf zurückfahren zu können, wo schmuddlige, kahlköpfige Kinder mit ungewaschenen Händen, mit Läusen in den Haaren und Nasen voller Rotz auf mich warteten, damit ich ihnen etwas über die Feldzüge des Xerxes erzähle. Du warst doch auch Geschichtslehrer, oder?«

»Ja.«

»Und dann die Hitze. Ständig tropfte der Schweiß von allen Gliedern herab. Nichts als Staub, Hitze, Erschöpfung, Verzweiflung! Ich sagte dem Oberst, dass ich das Leben eines Lehrers satthatte und meinem Vaterland anders dienen wolle. Der Oberst erwiderte, es sei zu begrüßen, wenn junge Männer an das Wohl ihres Vaterlands und an ihren eigenen Aufstieg denken. Es sei allzu verständlich, dass junge Männer Karriere machen und für sich eine ehrbare Zukunft planen möchten. Und er halte mich für einen fähigen jungen Mann. Ja, ich war fähig, und dies war das erste Mal, dass jemand mit mir über meine Fähigkeiten sprach. Ich war fast erstickt, weil man mich immer übersah. Wenn ich auffiel, dann nur weil ich zu klein geraten war und eine große Nase hatte. Aber ich war doch kein Zwerg mit einer Riesennase! Ich wusste genau, welche Fähigkeiten ich hatte. Davon hatten die Lehrer, die ich freitags traf, keine Ahnung. Sie machten sich über mich lustig, weil ich die Gedichte von Nima Jushidj nicht verstand. Schon nach den ersten sechs Monaten hatte ich dem

Oberst bewiesen, dass er mich richtig eingeschätzt hatte. Bist du noch wach?«

»Ja, ich höre Ihnen zu.«

»Ich konnte die Scharen von Fliegen, die sich summend auf die Köpfe der schmuddligen Dorfkinder setzten, das Klassenzimmer, das nach unterschiedlich stinkenden Fürzen roch, nicht mehr aushalten! Und der Oberst sagte, ich solle ihm zeigen, was ich kann. Ich sagte: Herr Oberst, geben Sie mir achtundvierzig Stunden Zeit. Am Samstag legte ich ihm sechs Berichte über die sechs Lehrer, die die Gedichte von Nima Jushidj und die Schriften von George Pulitzer interpretierten, auf den Tisch. Jetzt wusste er, was ich kann. Sechs Monate später landeten alle sechs Lehrer hinter Gittern. Ich ging sie besuchen. Ich wollte ihnen damit begreiflich machen, dass man einen Menschen nicht nach seiner Körpergröße und seiner Nase beurteilen soll. Das haben sie wohl verstanden. Später habe ich mir ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen gekauft und beschlossen, meine Nase operieren zu lassen. Aber meine Vorgesetzten hielten mich davon ab und meinten, das würde meiner Autorität schaden. Da merkte ich, wie jedes Ding erst dann seinen richtigen Wert erhält, wenn es am richtigen Platz ist. Auf einmal hatte ich das Gefühl, die interessanteste Nase zu besitzen. Aber jetzt ... Jetzt hat eure Revolution mich wieder dazu bewogen, über meine Nase nachzudenken. Ich werde sie wohl dem Messer des Chirurgen ausliefern müssen. Also, wenn mir noch ein Rest von Leben bleibt, wirst du bei meinem nächsten Besuch sehen, dass von meinem besten Stück die Hälfte verschwunden ist.«

»Ihr Zigarettenstummel, Khazar Djavid, Ihr Zigarettenstummel.«

»Jetzt hab ich dir alles erzählt. Da staunst du! Nimm ihn und mach ihn aus.«

»Ich habe schon in der Untersuchungshaft festgestellt, dass Sie sehr offen sind. Aber warum haben Sie Ihren ganzen Mut gegen die Menschen angewendet? Haben Sie wirklich keine Angst?«

Khazar sagte nur: »Dummkopf!« Und da Amir nicht darauf reagierte, fuhr er fort: »Ich habe viele Menschen getötet.«

Er hielt einen Augenblick lang inne, schaute Amir schräg an und

wartete, bis seine Worte wie Gift in Amirs Adern flossen, dann fuhr er fort: »Ängstliche Menschen sind in normalen Zeiten nicht imstande, andere zu töten. Der Ängstliche redet über Menschlichkeit und Moral und verbirgt dahinter seine Angst. So sind Feiglinge. Aber ich ... ich habe in meinem Leben bisher nur ein einziges Mal Angst verspürt. Das war, als ich befürchtete, die Angst der Lehrer in unserem Zirkel könnte auch für mich schlimme Folgen haben. Daher habe ich den Oberst aufgesucht. Ich habe also die Angst vor der Geheimpolizei überwunden, indem ich selbst Geheimdienstler wurde. Bevor mich die Angst umwerfen konnte, habe ich vor ihr kapituliert und sie vernichtet. Danach habe ich nie mehr Angst verspürt, nur Unruhe. Als ich beim Oberst an die Tür seines Hauses klopfte, war mir bewusst, was mein neuer Beruf sein würde: Foltern und Töten. Das geht nicht ohne Mut. Du fragst, warum ich auch jetzt entschlossen bin, weiterzumachen? Ich antworte dir: Du bist naiv und hast keine Ahnung! Ich frage dich: Soll ich mich ergeben? Soll ich ein Reuegelöbnis ablegen? Wo, bei wem? Soll ich aus lauter Feigheit meinen eigenen Tod beschleunigen? Hätte ich Angst, würde ich doch hundertmal sterben, bevor man mich tötet! Ich kenne unter meinen Kollegen nicht wenige, die in die Hosen machten, als sie die Fanfaren der Revolution vernahmen. Diese Schlappschwänze! Ich muss mutig sein, denn ich will weiterleben. Ich habe keine Lust, Opfer dieses blutigen Spiels zu werden. Nein, wärst du an meiner Stelle, du hättest auch keine Lust, getötet zu werden. Ja, ich weiß, du wolltest niemals an meiner Stelle sein ... Hörst du die Stimmen draußen?«

Ja, er hörte sie. War Masud nach Hause gekommen? Oder hatte Mohammad Taghi die Nerven verloren und war auf die Straße gegangen? Würde er gleich in den Keller stürmen und Khazar niederschießen?

Er schaute unwillkürlich auf die Waffe, die jetzt an der linken Seite von Khazars Bauch herunterhing. Im selben Moment öffnete und schloss sich Khazars rechtes Augenlid, wie bei einem Puppengesicht, und seine Hand legte sich um den Griff seiner Waffe.

»Wenn ich die Aufnahmeprüfung an der Militärakademie bestanden hätte, wäre mein Schicksal vermutlich anders verlaufen. Aber ich fiel

durch. Denn man musste eine Körpergröße von mindestens einem Meter fünfundsechzig haben. Es vergingen vierzehn Jahre, bis ich mich dem Offizier, der uns Kandidaten gemustert hatte, zeigen konnte. Er war inzwischen General geworden. An jenem Tag ging ich zum Militärhauptquartier, um einen jungen Leutnant, der dem General unterstand, persönlich zu verhaften. Ich packte und drehte seinen kleinen Finger und schleppte ihn in diesem erbärmlichen Zustand zum General, warf ihn zu Boden, schaute den General an, schlug mit dem Stiefel gegen die Beine des Leutnants, der einen Meter zweiundachtzig groß war, und sagte: Steh auf, du langbeiniger Taugenichts!«

Da klopfte es an die Kellertür. Khazar und Amir sprangen gleichzeitig auf. Amir sah Khazars Finger zitternd am Griff seiner Waffe. Er war sicher, das musste Mohammad Taghi sein. Sein Herz pochte. Er warf einen Blick auf Khazars Gesicht, es war kreidebleich. Er glaubte, in eine Falle geraten zu sein. Mit aller Kraft versuchte er, sich zu beherrschen.

»Bruder!«

Amir schlüpfte in seine Schuhe. Mohammad Taghi stand auf der Treppe. Von der Gasse her hörte man das Geräusch von Schüssen. Amir meinte, den Colonel hinter der Fensterscheibe zu sehen.

»Hörst du es?«, fragte Mohammad Taghi erregt.

»Ja, ich habe es gehört.« Amir nahm den Bruder am Arm und führte ihn über die Treppe in Parwanehs Zimmer, die nach Hause gekommen und jetzt damit beschäftigt war, Leintücher in Streifen zu reißen, um damit Verletzte verbinden zu können. Sie war so in ihre Arbeit vertieft, dass sie Amirs Anwesenheit nicht registrierte. Neben ihrem Bett sah Amir einen Karton mit Medikamenten. Er setzte Mohammad Taghi auf einen Stuhl neben dem Bett. Auf Mohammad Taghis Stirn war eine pulsierende Ader zu sehen. Seine Augen waren vor Aufregung blutunterlaufen. Amir lief ein paar Schritte hin und her, dann blieb er vor Mohammad Taghi stehen und sagte: »Ich bitte dich, Bruder ...«

Aber Mohammad Taghi fiel ihm ins Wort: »Masud befindet sich auf der Straße. Es wird gekämpft, und die Kollegen deines Gastes legen die Leute um. Kannst du es nicht hören?«

»Doch, ich höre es, und ich verstehe, was du meinst.«

»Mich brauchst du nicht zu verstehen, versteh die Menschen auf der Straße.«

Amir schwieg. Er wusste, das war die einzige List, mit der er seinen Bruder beruhigen konnte. Sie wirkte.

»Bitte entschuldige, Bruder, dass ich dich angeschrien habe. Ich bin sehr wütend.«

»Du hast völlig recht, aber du musst auch meine Situation begreifen. Versuch es auszuhalten, nur diese Nacht!«

Aber Mohammad Taghi war schon hinausgeeilt, weil es ans Tor geklopft hatte. Parwaneh kam mit den Stoffstreifen in der Hand. Amir rannte auf die Terrasse, um nachzusehen, ob sein kleiner Bruder Masud nach Hause gekommen war. Es war aber nicht Masud, der in den Hof sprang. Es war Abdollah, der Sohn von Meister Habib Kolahmal.

Mohammad Taghi schloss das Tor hinter ihm und fragte Abdollah nach Masud: »Der Kleine, der Kleine ... Hast du eine Nachricht von ihm?«

»Die sind in den Wald abgehauen, der Kleine und die anderen verfolgen sie. Ich bin ein wenig ...«

»Bist du verletzt?«

Ja, er war verletzt. Mohammad Taghi schleppte ihn, vorbei an dem Becken zu der Treppe, die zur Terrasse führte. Amir ging hinunter in den Keller, aber den Blick des Colonels hinter der Fensterscheibe hatte er gesehen: Meine Kinder ... Meine Kinder ...

Khazar Djavid saß am Bettrand und rauchte. Er hatte wieder ein wenig Farbe im Gesicht. Er war also doch nicht so mutig, wie er tat. Leute wie er sind mutig, wenn sie das ganze System hinter sich haben, dachte Amir. Khazar war schlau genug, um zu wissen, was draußen vorging, aber er wollte es sich nicht anmerken lassen. Während er seine Zigarette ausmachte, begnügte er sich damit, zu sagen: »Ich habe dich in Schwierigkeiten gebracht, nicht wahr?«

»Nein!« Amir hörte die eiligen Schritte von Mohammad Taghi und Abdollah, die über den Hof gingen. Die Schritte hörten sich dumpf an. Er dachte, die Jungs haben sicherlich Turnschuhe an. Er hielt es nicht aus,

lief die Treppen hoch und sah, wie sie Parwaneh den Karton mit den Medikamenten und Binden abnahmen und hinaus auf die Gasse gingen. Parwaneh blickte eine Weile durch den Torspalt den beiden nach, dann ging sie wieder auf ihr Zimmer. Amir verschwand, bevor sie in seine Nähe kam, in den Keller.

Khazar lag wieder mit geschlossenen Augen auf dem Bett. Spöttisch fragte er: »Die Jungs sind gegangen, um die Bewegung voranzubringen, oder?« Und wie zu sich selbst fuhr er fort: »Morgen muss ich mit ihnen Frieden schließen!«

Das Geräusch von zwei Schüssen jagte Amir einen Schrecken ein, sodass er vergaß, was er Khazar erwidern wollte. Auch Khazar hakte nicht nach, und als habe er seine Ruhe wiedergefunden, begann er zu schnarchen. Da eines seiner Augenlider halb offen stand, nahm Amir an, dass er eingeschlafen war.

Amir fühlte sich wie im Fieber, besorgt über seine Brüder und über die Anwesenheit von Khazar. Seine Augen waren trocken und brannten. Eine Zigarette nach der anderen …

Zur Zeit des Morgengebets hörte er draußen das Geräusch des Tors, er stand auf, während Khazar Djavid ihm durch das halb geöffnete Augenlid nachblickte. Im Hof sah er Mohammad Taghi, am Becken hockend wusch er sich Hände und Gesicht, um die Müdigkeit der schlaflosen Nacht zu vertreiben. Wo hatte der Bruder die langen Stunden verbracht, was hatte er während der Nacht unternommen?

»Und der Kleine? Hat er in der Moschee übernachtet? Warum ist er noch nicht da?«

»Er lebt, und es geht ihm gut.«

»Ich war besorgt um ihn.«

»Es ist noch einmal gut gegangen.«

Mohammad Taghi sagte nichts mehr und ging zur Terrasse hinauf. Amir dachte, er könne jetzt nichts tun, außer sich auch Hände und Gesicht zu waschen. Er hockte sich an den Rand des Beckens und versuchte, die Müdigkeit und das Unwohlsein der Nacht, wie eine Schicht von Schmutz, die sein Gesicht bedeckte, abzuwaschen. Aber er war immer noch in Sorge.

Ein sicheres Gefühl sagte ihm, dass sein Bruder nicht zu Hause bleiben würde. Wenige Augenblicke später kehrte der Bruder mit einer Tasche, deren Trageriemen über seine Schulter hing, auf die Terrasse zurück und ging auf das Tor zu. Amir fürchtete, dass er in seinem Trotz, ohne ein Wort zu sagen, und wenn es nur ein Wort des Abschieds wäre, das Haus verlassen würde.

Mohammad Taghi schien eine ganze Weile mit sich zu kämpfen. Sein Zeigefinger strich über den dünnen, goldenen Schnurrbart. Dann sagte er: »Ich will dich nicht kränken, Bruder. Aber solange sich in diesem Haus ein Geheimdienstler aufhält, werde ich es nicht mehr betreten. Parwaneh schläft. Sag auch dem Vater und dem Kleinen Auf Wiedersehen!«

Amir konnte nichts erwidern. Und Mohammad Taghi erwartete keine Antwort. Bevor er das Haus verließ, stemmte er seinen Fuß gegen die Wand und zog die Schnürsenkel des Turnschuhs fest. Amir wartete, bis sein Bruder draußen war, dann drehte er sich um, und sein Blick fiel auf den Colonel, der am Fenster stand und mit den Augen Mohammad Taghis Spur verfolgte.

Mein Kind, mein Kind ... Meine Kinder! ...

Amir hielt den Blick seines Vaters nicht aus und ging die Treppe hinunter. Noch bevor er den Raum betrat, öffnete Khazar Djavid die Tür. Erstaunt sah er, dass Khazar am Gehen war.

»Was ist mit dem Frühstück?«

Khazar gab ihm keine Antwort und bückte sich, um die Schuhe zu binden. Selbstverständlich konnte Amir ihn nicht fragen, wohin er so früh am Morgen gehen wolle. Er folgte ihm wie eine kleine Ziege in den Hof. Als er ihm das Tor öffnete, merkte er, dass Khazar seinen Stock hatte liegen lassen.

»Ihr Stock, mein Herr«, sagte er.

Khazar gab keine Antwort. Amir kam es dennoch vor, als habe er gesagt: »Ich komme zurück.« Er schloss hinter ihm die Tür, aber erst einige Augenblicke später drang das Geräusch der Tür, die er selbst geschlossen hatte, zu ihm durch. Plötzlich schlug ein Beben durch seinen Körper, ein Zischen jagte durch sein Hirn, sodass ihm schwarz vor Augen

wurde. Er spürte einen fremdartigen Schmerz in seinem Schädel, so heftig wie später nie mehr, nicht einmal während seiner Albträume.

Warum ist er gleich nach Mohammad Taghi gegangen? Eine schreckliche Unruhe überfiel ihn.

Meine Kinder ... Meine Kinder! ...

Er wusste selbst nicht, wie lange er hinter dem Tor, im Regen stehen geblieben war und nachgedacht hatte. Mehr als tausendmal wiederholte er die Worte, die Khazar zuletzt geäußert hatte: »Ich bin gezwungen, mich morgen mit ihnen zu versöhnen!« Das Wort »versöhnen« schlug unaufhörlich im Gleichtakt wie Hammerschläge gegen seinen Kopf, und er war nicht fähig – oder er hatte nicht den Mut dazu –, die Unheil verkündende Bedeutung dieser Worte zu begreifen. Erst jetzt begann er zu spüren, wie sehr er sich selbst und Khazar von Grund auf hasste. Ein erbärmlicher, tödlicher Zustand, vor sich das ekelerregende, brutale Gesicht von Khazar während der schrecklichsten Augenblicke bei den mitternächtlichen Verhören. Verhöre, immer wieder Verhöre, und das blutige unheilvolle Messer ...

Und Scham erfüllte ihn beim Anblick des Colonels, der immer noch am Fenster des Wohnzimmers stand. Es war dasselbe Gefühl wie damals, als er am Fenster stand und beobachtete, wie der Colonel, nachdem er die Mutter getötet hatte, den Hof betrat und mit dem blutigen Dolch in der Hand im Regen stand und sagte: Ich habe sie getötet, getötet!

Er wagte nicht den Kopf zu heben, fürchtete den Blick des Colonels. Parwanehs Kanarienvogel schien außer Rand und Band. Sein Zwitschern und Singen hatte sich so heftig gesteigert, dass es wie ein Schreien war. Er wollte nicht mehr zur Ruhe kommen. Tausend Albträume wirbelten in Amirs Schädel. Sie sagten ihm alle nur eins: dass Mohammad Taghi nie mehr lebendig nach Hause zurückkehren würde.

Ja, er kehrte nicht mehr zurück.

»Amir ... Amir ... Was machst du? Begleite mich zum Begräbnis deines Bruders ...«

»Nein, nein! Ich bin niemandem Bruder, bin niemandem Sohn, ich bin ein Niemand, ich kenne niemanden, nein, niemanden!«

Vielleicht hat er recht. Wie schafft man es bloß, einen einfachen, leichten Tod zu sterben? Jetzt, nach mehr als sechzig Jahren merke ich, dass ein Tod ohne Tragödie ein Segen ist, für den der Mensch dankbar sein sollte. Die bohrenden Fragen um den Tod sind ermüdend, und diese Ermüdung klebt wie eine Dreckschicht am Körper, sodass man sie körperlich spürt. Selbst die Trauer wird beim Erzählen überschattet durch diese klebrige, verzweifelte Mattigkeit. Ich weiß ja, dass jeder Bericht über den Tod, über das Sterben, wie kränkliche Niedergeschlagenheit auf den Zuhörer wirken kann. Muss ich dem unnachsichtigen Zuhörer noch bestätigen, dass es keineswegs meiner Neigung entspricht, andere Menschen mit Fragen nach dem Tod zu behelligen? Es ist nur mein eigener Tod, im nie nachlassenden Regen, der alles vermodern und verwesen lässt. Ich versuche nur noch, so gelassen wie möglich, Bruchstücke vom Tod zu berichten. Das ist der Lebensfunke, der mir geblieben ist. Was soll ich sonst tun? Auch ich habe mich oft danach gesehnt, an meinem Lebensabend, am Abend eines sonnigen Tages mich mit meiner Frau – meiner Gefährtin auf dem windungsvollen Weg des Lebens – auf die Terrasse zu setzen, neben einem dampfenden Samowar, Joghurt mit Gurke zu essen, dazu ein Gläschen Schnaps zu trinken, meinen Sitar in die Hand zu nehmen, ihn auf die Knie zu legen, die alten Lieder zu spielen und dabei zu wissen, dass jedes meiner Kinder irgendwo im Land eine nützliche Arbeit leistet. Ja, das habe ich mir wirklich gewünscht und habe es auch verdient. Das ist das Mindeste, was ein harmloser, einfacher Mensch vom Leben verlangen darf. Aber ... Aber jetzt liegt auf dem Griff meines Sitars eine dicke Schicht Staub, tödlicher Staub. Die anderen Gegenstände in meinem Haus, die überall herumliegen, sind nutzlos und fremd geworden. Im Ofen ist kein Öl mehr, meine Kleider sind feucht, ich habe mich wie eine Leiche in dieses schmutzige Betttuch

gewickelt, ich verspüre keine Lust, nach dem Kanarienvogel meiner Tochter zu schauen. Die Geräusche, die ich von draußen vernehme, sind bedrückend, sie vermehren nur die Traurigkeit. Und der tödliche Regen fällt ununterbrochen vom Himmel herab. Er nimmt kein Ende.

So warte ich nur noch auf Masuds Begräbnis. Wie könnte ich an etwas anderes denken oder etwas anderes erzählen, während der Tod mich von sieben Seiten umklammert und ich das Gefühl habe, dass um mich herum ein Sumpf bis zu meiner Brust hochgestiegen ist. Ich weiß, irgendwann werde ich die Lippen und die Augen vor dem Tod schließen, über ihn nicht mehr reden und ihn nicht mehr beobachten. Das wird der Augenblick sein, in dem der Tod höher steigt als mein Herz, als meine Brust, wenn er schließlich meinen Hals umschlingt. Dieser Augenblick ist wohl nicht weit entfernt. Aber … Warum sind diese verdammten Kleider immer noch nicht trocken? Ich muss doch zum Begräbnis … Amir … Amir … Ich brauche doch Hilfe, mein Sohn …

»Nein, nein, nein!«

Das Tor. Das Geräusch des Tors. Der Colonel glaubt, es sei Ghorbani, der gekommen ist, um ihn abzuholen. Er geht zum Fenster. Amir öffnet. Nein, es ist nicht Ghorbani, es sind die beiden jungen Männer, die ihm bei der Bestattung von Parwaneh geholfen haben, Abdollah und Ali Seyf. Sie mustern Amir vom Kopf bis zu den Füßen. Amir weiß nicht, was er tun soll, er verschwindet hinter der Tür der Toilette. Unter den Blicken des Colonels geht Abdollah auf die Terrassentreppe zu, verschwindet für einen Moment aus dem Blickfeld, und der Colonel sieht ihn wieder, als er das Zimmer betritt.

Der Colonel bleibt, eingewickelt in seinem Betttuch, am Fenster stehen. Abdollah grüßt demütig, und der Colonel erwidert den Gruß. Abdollah steht zunächst mit gesenktem Haupt an der Türschwelle, dann bittet er den Colonel um Erlaubnis und geht höflich, mit unsicheren Schritten auf den Tisch zu, holt aus seiner Anoraktasche eine Tüte Süßigkeiten heraus, legt sie auf den Tisch, fasst in die Hosentasche, holt ein paar Geldscheine heraus und legt sie auf die Tüte. Danach verschränkt er artig die Hände vor sich, heftet den Blick auf die Spitzen seiner Stiefel, schweigt einen

Augenblick lang und sagt danach noch höflicher als zuvor mit zitternder Stimme: »Betrachten Sie mich als Ihren Diener, Herr Colonel. Was hätte ich tun sollen. Ich bin nur den Anweisungen gefolgt. Aber ... Ich schwöre, Ihre Tochter war mir wie meine eigene Schwester ... Trotzdem ... Ich schäme mich vor Ihnen, Colonel. Daher habe ich beschlossen, dem Beispiel von Masud zu folgen und mit dem nächsten Transport an die Front zu gehen. Ich weiß, dass ich nie wieder zurückkomme. Das habe ich auch meiner Frau gesagt. Ich möchte Sie nur bitten, dass Sie mir verzeihen und mir Ihren Segen geben, hochverehrter Colonel. Bitte segnen Sie mich, Colonel.«

Ihm war schwarz vor den Augen. Auch der junge Mann verschwand in dieser Schwärze, hatte sich in schwarzen Rauch verwandelt. Der Schädel wurde ihm schwer wie ein Mühlstein. Als er wieder zu sich kam, merkte er, wie er mit beiden Händen die Stuhllehne festhielt. Das Betttuch lag auf dem Boden. Er stand nackt da und sah sich zittern wie ein Hund. Er konnte sich an nichts mehr erinnern, konnte keinen Gedanken mehr fassen. Nur noch die Kälte seines Körpers spürte er. Er griff nach dem Betttuch, bedeckte seinen Leib. Dann wusste er nicht mehr, was tun. Nur der Kanarienvogel ...

Der Kanarienvogel, der zu singen aufgehört hatte. Vermutlich hatte sich der Vogel in eine Ecke seines Käfigs verkrochen. Ob der Kanarienvogel auch an Bonbons pickt? Er nahm aus der Tüte ein Bonbon, ging auf den Gang hinaus, blieb vor dem Käfig stehen, warf ein Bonbon zwischen den Stäben in den Käfig hinein und wartete auf die Reaktion des Vogels. Aber dieser regte sich nicht, bewegte nicht einmal die Augen. Der Colonel schaute in den Regen hinaus und gab den Gedanken auf, den Vogel freizulassen. Selbst wenn es nicht regnen würde, würde die Freiheit für den Vogel den Tod bedeuten. Denn er ist nicht daran gewöhnt, draußen zu fliegen. Er würde beim ersten Flugversuch auf die Erde stürzen, und eine Katze ... Die schwarze Katze, die vermutlich auch jetzt am Rande des Wasserbeckens auf der Lauer saß, würde den Vogel sofort schnappen.

Trotzdem, wenn es aufhört zu regnen, werde ich ihn vielleicht

freilassen. Denn wenn er nach unserem Tod ohnehin aus Kummer sterben soll, dann wäre es für ihn besser, außerhalb des Käfigs zu sterben.

Aber Parwanehs Kanarienvogel, war er nicht bereits gestorben? ...

Er wusste es nicht, er wusste auch nicht, wie lange er schon neben dem Käfig stand und den stummen Vogel betrachtete. Er ging den Gang entlang zur Terrasse, stellte sich an seinen gewohnten Platz und schaute in den Regen. Das Tor stand halb offen. Schaufel und Hacke waren nicht mehr da.

Amir wird sie doch nicht mitgenommen haben und aus dem Haus gegangen sein! ...

Nichts war sicher. Was für eine schreckliche Einsamkeit! Man hörte nur die Regentropfen, die auf das alte, verrostete Blechdach schlugen. Der Colonel konnte sich nicht daran erinnern, einmal, wenigstens einmal, am Nachmittag nach dem Regen das ockerfarbige Dach gesehen zu haben. War es Abend, war es Nacht, welche Tageszeit, wie spät war es?

Vermutlich wird jetzt Ghorbani auftauchen, um mich zum Friedhof mitzunehmen. Meine verdammten Kleider sind immer noch nicht trocken. Was mache ich, wenn ich erfahre, dass sie den Leichnam meines Sohnes schon gebracht haben? Aber sie werden ihn nicht bringen. Nein, sie haben ihn nicht gebracht. Sie haben den Leichnam meines kleinen Sohnes auch nicht nach vierzig Tagen, nicht einmal nach vierzig Wintern gebracht.

Ihr Herren, die ihr versucht, die Geschichte zurückzudrehen, ihr, die versucht, die Geschichte unter einem Haufen von Scheiße zu begraben! Ich fühle mich vollkommen ausgehöhlt. Meine Augen sehen lauter groteske Gestalten, und noch verwunderlicher ist, dass diese Gestalten behaupten, meine Augen seien schwach geworden. Daher könnte ich meinen Masud nicht von anderen unterscheiden. Merkwürdig, sehr merkwürdig! Ich sage: Meine Herren, dieser abgeschnittene Kopf mit den zerzausten Haaren, den ihr auf diesen Rumpf gesetzt habt, ist nicht der Kopf meines Sohnes Masud! Aber sie wollen es nicht glauben. Nein, sie glauben es nicht. Selbstverständlich kenne ich das Gesicht meines Sohnes. Auch wenn die Kugel die Hälfte seines Gesichts und ein Auge abgerissen

hat – die andere Hälfte, die übrig geblieben ist, zeigt offensichtlich, dass dieses Gesicht nicht meinem Sohn gehört, während der Rumpf durchaus sein Rumpf ist. Ich kenne die Schultern, die Arme, ja sogar die Finger meines Sohnes, obwohl an einem Arm die Hand und der Unterarm bis zum Ellbogen fehlen, abgesehen davon, dass die Gedärme herausgerissen sind und ein Bein beim Knie abgetrennt ist. Aber niemand hört auf mich. Merkwürdig, sehr merkwürdig.

Sobald ich zu reden beginne, das heißt nach dem ersten ein zweites Wort aussprechen will, fangen die Trauergesänge an, die Leute schlagen sich auf die Brust und ersticken meine Stimme. Ich will sagen: »Ihr Herren, meine Brüder, meine Kinder ... Glauben Sie mir, dieser abgehackte Kopf gehört nicht meinem kleinen Sohn!« Das ist der einzige Satz, den ich sagen möchte, nur diesen Satz und kein Wort mehr. Aber sie geben mir keine Gelegenheit dazu. Sobald sich meine Stimme erhebt, beginnen sie unter dem Dach des Leichenhauses Trauerlieder zu singen und sich auf die Brust zu schlagen. Damit zwingen sie mich zum Schweigen. Ich überlege, ich könnte ihnen vorschlagen, die Mutter oder den Vater des abgeschnittenen Kopfes herzuholen, damit sie bestätigen können, dass der Kopf ihrem Sohn gehört. Dann fällt mir aber ein, dass der Kopf einem unserer kurdischen Landsleute gehören könnte. Ich vermute es wegen des merkwürdigen Ausdruckes jenes Gesichts, das nicht meinem Sohn gehört. Denn der noch übrig gebliebene Teil des Kopfes, also die Nase, das Kinn und ein Teil der Stirn deuten darauf hin, dass der Kopf einem Kurden gehören müsste. Ich habe in einem Buch – ich glaube, der Titel war: »Die Gesichter der iranischen Volksstämme« – Bilder von Kurden gesehen, von ihrem Knochenbau, Schädel, Kinn und ihrer markanten Nase. Ich selbst bin auch oft Kurden begegnet und habe mit ihnen Umgang gepflegt. Aber es ist schwer. Das Problem besteht nicht nur darin, dass ich das, was ich zu sagen habe, niemandem mitteilen kann. Auch das Thema, über das ich sprechen möchte, ist verboten. Und ich bin sicher, dass ich selbst mit Ghorbani, der die ganze Trauerzeremonie organisiert und indirekt die Rolle des Vormunds des Toten, also meines Sohnes Masud, übernommen hat, darüber nicht sprechen könnte ...

Ghorbani organisierte die Trauerzeremonie so gekonnt, als seien seine gesamten Vorfahren Totengräber und Leichenwäscher gewesen. Das erstaunte den Colonel in höchstem Maße, sodass er sich gezwungen sah, alles über sich ergehen zu lassen, was Ghorbani anordnete. Denn es war ihm klar, sollte er sich weigern, würde man ihn zwingen. Dann würde er Schwierigkeiten ohne Ende bekommen. Also musste er sich diesem Schicksal fügen, er musste akzeptieren, dass der abgehackte Kopf, den man auf den Rumpf gesetzt hatte, Masuds Kopf sein sollte und mit einem Rumpf, zu dem der Kopf nicht passte, unter die Erde kommt. Das war der Wille des Schicksals.

Der Colonel selbst hatte in der Armee der Diktatur gedient (wobei der Diktator selbst ein Clown in weißen Handschuhen war, der seinem Volk etwas vorgaukelte) und wusste, was Zwang bedeutete. Aber so viel Zwang hätte er sich nie träumen lassen. Trotzdem, meinte der Colonel, man muss es hinnehmen. Wäre man nur besser vorbereitet auf solche Zeiten! Nichts wird einem erklärt. Sie überschütten, drängen, überrumpeln dich, so lange bis du ihnen glaubst, zutiefst und von Herzen glaubst!

»Nun, mein Sohn, sage mir, welchen Weg ich gehen muss, um auf die andere Seite zu kommen, dorthin, wo die anderen gehen?«

»Guter Mann, als Mitläufer stellt man keine Fragen! Du siehst doch, wohin die Särge getragen werden? Bist du blind? Folge einfach der Spur der Toten!«

»Ich bin nicht blind, nein, blind bin ich nicht. Ich höre auch die Stimmen, die wie die Ringe einer Kette miteinander verbunden sind. Also bin ich auch nicht taub.« Aber die Wahrheit war, dass der Colonel Schwindelgefühle hatte, das kam wohl vom Alter. »Sie müssten an meiner Stelle sein, dann würden Sie merken, was es bedeutet, alt zu sein …«

Der Sarg! Er konnte Masuds Sarg, der dank Ghorbani Hadjadjs Einsatz mit einem Kaschmirtuch bedeckt war, erkennen. Sämtliche einundvierzig Särge, auch Masuds Sarg, waren mit breiten grünen und schwarzen Bändern, auf deren Rändern Koransprüche standen, geschmückt. Die einzelnen Körperteile und den abgehackten Kopf hatte man wie demolierte Teile eines Unfallautos gesammelt und in den Sarg gelegt.

Dann kam das Kaschmirtuch darüber, und zuletzt hatte man die grünen und schwarzen Bänder mit Stecknadeln daran geheftet. Mit Geschrei und Tumult wurde der Sarg auf den Händen hochgehoben und in den Trauerzug, der unter dem bewölkten Himmel recht trüb aussah, eingereiht. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung, und der Colonel versuchte, sich den Sarg seines Sohnes zu merken, damit er ihn, wenn er ins Grab gelegt wird, wiedererkennt. Er wollte ihn nicht aus den Augen verlieren – obwohl in dieser allgemeinen Stimmung keine innere Verbindung zu dem Leichnam, der den Namen seines Sohnes trug, aufkommen wollte. Denn Ghorbani Hadjadj hatte als nahestehender Verwandter alle Rechte und Vorteile, die ein Märtyrertod den Hinterbliebenen zuteilwerden lässt, für jetzt und alle Zukunft offiziell und öffentlich für sich gesichert. Er hatte also schon alles vorkassiert.

Damit er nicht noch zertrampelt wurde, rappelte sich der Colonel mit größter Mühe aus der schlammigen Senke heraus, stieg auf die Anhöhe und betrachtete die Menschenmasse und die Reihe der Särge, die auf Händen getragen wurden. Er versuchte noch einmal die Särge zu zählen, denn er wollte nicht leugnen, dass der eigene Schmerz umso leichter zu ertragen war, je mehr Leidensgenossen es gab. Doch bald verzichtete er auf diesen kümmerlichen Selbstbetrug und wendete seinen Blick von den Särgen ab, nicht zuletzt weil es ihm schwindlig wurde. Auch konnte er den Anblick der behaarten Arme von Ghorbani, die aus den Ärmeln herausschauten und wie Ziegenbeine aussahen, nicht mehr ertragen. Also schloss er die Augen, bis er merkte, dass der Trauerzug stehen blieb und die Särge abgesetzt wurden. Er vermutete, dass die Gräber schon geschaufelt waren. Vielleicht waren die Gespenster, die er letzte Nacht im Friedhof wähnte, in Wirklichkeit Totengräber gewesen, vielleicht!

Er rieb sich die Augen. Doch er spürte keine Besserung. Das Vernünftigste wäre, nach Hause zu gehen. Denn das Gedränge und der Lärm wurden ihm zunehmend unerträglicher. Und im Innersten spürte er, dass der Leichnam und der Tod seines Sohnes schon längst nicht mehr zu ihm gehörten. Er fühlte sich allem hier gänzlich fremd. Doch dann merkte er, dass er mitten in der Menschenmasse gefangen war und es für ihn

keinen Ausweg gab, weder nach vorn noch zurück. Er sah, dass man dort, wo die Särge abgestellt waren, begonnen hatte, eine Art Rednertribüne aufzubauen. Und er konnte erkennen, dass Ghorbani auf die Tribüne zuging. Schon seine ersten Worte erzielten eine große Wirkung auf die Versammlung und setzten Wellen von Emotion frei. Er begann seine Rede so meisterhaft, als seien seine sämtlichen Vorfahren Redner und Prediger gewesen: »Welch eine Selbstlosigkeit, was für eine Demut ... Dieser geliebte Mensch sehnte sich nach dem Märtyrertod ... Aber, ich schwöre ... Bis zur Vernichtung ... Das Blut dieser Märtyrer rächen ... Das heilige Ziel ... Bis zum letzten Blutstropfen ...«

Und dann verglich er Masud – »dieses Vorbild an Aufrichtigkeit im Glauben und Selbstlosigkeit« – mit seiner Schwester und seinen Brüdern Taghi und Amir!

»Mir ist schwindlig!«

Der Colonel hatte jedes Gefühl für Raum und Zeit verloren, brachte alles durcheinander und war dennoch fest überzeugt, dass er bei klaren Sinnen war.

»Da bin ich mir ganz sicher!«

Er erinnerte sich an jenen Tag, an dem die Sonne schien. Zufällig schien die Sonne. Sie war so leuchtend, dass Mohammad Taghis Blut in der Farbe des Berghonigs schimmerte und die Arme der Männer, die den mit Blumen überhäuften Sarg zum Grab trugen, bunt gefärbt schienen. Hände und Arme sahen aus wie Fische, die im Freudentanz aus dem Wasser heraussprangen und wieder eintauchten. Der Sarg seines Sohnes war wie ein Stück Holz im Meeressturm, an dem sich Tausende von Händen festhielten, um sich vor dem Ertrinken zu retten. Was für ein Tumult! Eine unendliche Menge von Menschen begleitete drohend, preisend und singend den Sarg und erzeugte solche Emotionen, dass dem Colonel schien, viele der jungen Männer hätten sich gewünscht, an Mohammad Taghis Stelle mit blutigem Hemd in dem mit einem Kaschmirtuch bedeckten und mit roten Rosen überhäuften Sarg zu liegen. Er konnte sogar sicher sein, dass einige junge Männer Neidgefühle spürten, weil sie nicht so kämpferisch wie Mohammad Taghi sein konnten. Er hatte keine

Ahnung, wo in der Menge seine anderen Kinder steckten. Ab und zu sah er eines von ihnen, bestrahlt von der Sonne, tauchte es kurz in seinem Blickfeld auf und verschwand wieder. Nur Parwaneh sah er überhaupt nicht. Sie war in den schwarz gekleideten Wellen von Frauen untergetaucht. Nur das Gesicht von Farzaneh sah er ein oder zwei Mal, sie streckte den Kopf heraus, als wolle sie aus dem Gedränge zwischen den Schultern ein wenig Luft holen. Als er schließlich die Gesichter von Parwaneh und Farzaneh nebeneinander sah, merkte er, dass die beiden Schwestern mit den Fingernägeln ihre Wangen aufgerissen hatten. Auch das frische, warme Blut, das aus ihren Gesichtern floss, hatte im Strahl der Sonne die Farbe von Honig angenommen, so leuchtend, dass es das Auge blendete. Merkwürdig, wie hell die Sonne an jenem Tag leuchtete! Was für ein Tag!

»Mir ist schwindlig, es wird mir trüb und schwarz vor Augen …«

Eine Welle von Geschrei, Flüchen, Schimpf und Schande gegen seine Kinder – Masud ausgenommen – drang zu seinen Ohren, und bevor er sich von diesem Schlag erholen konnte, hörte er durch die Lautsprecher, die aussahen wie Schädel mit geöffnetem Mund, seinen eigenen Namen. Und ehe er sichs versah, wurde er von Händen, geübten und erfahrenen Händen, hochgehoben und zur Tribüne bei den Särgen getragen. In diesem Augenblick lieferten ihm zwei Ereignisse abermals die Bestätigung, dass er immer noch bei klarem Verstand war: Erstens fühlte er sich so leicht wie die Feder einer Taube, was ihn nun ernsthaft davon überzeugte, dass seine Knochen ausgehöhlt waren. Zweitens spürte er, als er neben Ghorbani auf der Tribüne stand, ein Brennen am linken Fuß und merkte, dass er seinen linken Schuh verloren hatte. Gott weiß, wo der Schuh jetzt lag. Er hob die Hand und drückte seinen Hut fest auf den Kopf. Die Menschen, die vor ihm standen, kamen ihm vor, als stünden sie im Dunkel, als hätten sie keine Gesichter. Das war wohl eine Folge seiner Schwindelgefühle und der Schwärze vor seinen Augen.

Es war nichts mehr zu machen. Der Colonel war gezwungen, die Stimme von Ghorbani Hadjadj direkt aus dessen Mund und gleichzeitig aus den Lautsprecher-Schädeln an den Pfosten ringsum zu hören. Er spürte die

Wirkung seiner Worte, deren Bedeutung er selbst nicht erfasste, auf die Menschenmasse, die ihn gesichtslos anstarrte. Er musste die Zeit, in der er zur Schau gestellt war, trotz des Schwindelgefühls und trotz der heftigen Schmerzen im Kopf, die seine Augäpfel fast zum Platzen brachten, durchstehen.

Was für ein Tumult!

Der Colonel musste Ghorbani auch noch dankbar sein. Nachdem er aus dem wankenden, fast zusammenbrechenden Mann die erwünschten und geforderten bösen Worte gegen seine anderen abgefallenen Kinder herausgeholt hatte, spürte er seinen Zustand und verzichtete darauf, dass der Colonel in einem Lobgesang seinen Stolz auf den selbstlosen Sohn selbst verkünde. Er ließ ihn vom Zügel und übergab ihn der Menge, um einen anderen Vater, eine Mutter, einen Onkel oder eine Tante eines verstorbenen Märtyrers sprechen zu lassen.

Als Erstes wollte der Colonel nun nach seinem Schuh suchen. Er zog seinen Hut noch tiefer über den Kopf, um ihn auf dem Weg durch die Menschenmasse, die ihn mit erhobenen Fäusten umjubelte, nicht auch noch zu verlieren. Denn er musste auf die Jubelrufe mit einem ständigen Kopfnicken danken.

So gab es also keine Gelegenheit, über seinen Sohn trauernd oder bedauernd, stolz oder gar bewundernd nachzudenken und seiner zu gedenken. Der Colonel war selbst erstaunt über seine Apathie und Gefühllosigkeit. Nur so schnell wie möglich heraus aus dieser Menschenmasse, aus dem wirbelnden Staub und den Dampfschwaden dieser atmenden Menge. Eine Art Panik vor den Massen, die dem Tod so viel Begeisterung und Hingebung widmeten, hatte ihn heimgesucht.

So viel Gier, zu verdammen oder sich zu begeistern! Er spürte, dass diese Panik neu und ganz anders war als jene merkwürdig brodelnde Kraft, die ihm schon zur Gewohnheit geworden war. Seit Jahren hatte er Angst. Sie begann, wie er sich erinnerte, als er sich zum ersten Mal eine Pistole anschnallte und sich seiner Waffe bewusst wurde. Vielleicht wollte der Colonel nicht wahrhaben, dass die Angst noch viel älter, ja sogar historisch war, dass er sie von seinen Vorfahren geerbt hatte. Man

verbringt sein ganzes Leben in Unsicherheit, mit innerer Unruhe und kennt nicht den Grund. Schließlich stirbt man, nimmt jedoch das rätselhafte Gefühl nicht mit ins Grab, sondern vererbt es den Lebenden. Diese Angst war ihm bewusst, er hatte versucht, mit ihr zu leben.

Aber diese neue Angst vor den Massen wollte zu diesen Kategorien nicht passen, sie beanspruchte einen eigenen Platz in seiner Seele. Er musste sie irgendwie von sich fernhalten. Deswegen wollte er sich so rasch wie möglich aus dieser Menschenmasse herausretten und nach Hause gehen.

Nach Hause ... Wo war er zu Hause?

Mohammad Taghis Trauerzeremonie dauerte bis zum Abend. Der Colonel konnte sich nicht erinnern, wie die Zeremonie zu Ende gegangen war. Als er zu Hause ankam, dröhnte sein Schädel, das Haus war voll von merkwürdigen Gesichtern, die ihm völlig unbekannt waren. Er suchte nach einem Anlass, um schreien zu können.

Meine Kinder!

Sie legten die blutigen Kleider von Mohammad Taghi in die Mitte des Zimmers, setzten sich um sie herum und warteten ... Nun war die Gelegenheit, ein wenig aufzuatmen und den Knoten in der Brust zu lösen. Die ganze Nacht stand der Familie zur Verfügung. Außer den gemeinsamen Klagerufen hatte jeder die Möglichkeit, sich zurückzuziehen und mit Mohammad Taghi Zwiesprache zu halten.

Am nächsten Morgen – die Luft war staubig – holte er Mohammad Taghis Foto aus der Tasche und legte es in die Ecke des Bildrahmens unter die glänzenden Stiefel des alten Colonels. Dann schaute er nach oben, um ihm in die Augen zu blicken. Er sah, wie er die Lider schloss. Nun blieb ihm nur noch die Pflicht, sich um die Trauerfeier für seinen Sohn zu kümmern und an die Zeremonie für den siebten Tag nach seinem Tod zu denken.

Er wusste nicht, wo er sich befand, hatte keine Ahnung, wie spät es war und ob er durch den Tag oder durch die Nacht schritt. Er hatte das Gefühl, so klein geworden zu sein wie eine Zwergtrappe. Er sehnte sich nach einer Zigarette. Doch er war froh, dass es ihm gelungen war, sich

herauszuretten. Er achtete nicht mehr auf den Schlamm und die Pfützen, auch nicht auf die Kälte, die unter die Haut seines Fußes, der ohne Schuh war, drang. Nur weg von diesem Ort, von diesen Stimmen, die ihn aus den Mündern dieser Schädel heraus verfolgten. Ihr Verebben war ein Gradmesser für seinen Abstand zur Menschenmenge. Inzwischen sah er aus wie eine nasse Maus. Die Schmerzen brachten seine Augen fast zum Platzen. Die Krempe seines Hutes hatte sich durch die Schwere des Regenwassers nach unten gebeugt, sein linker Fuß war nach wie vor ohne Schuh, seine Hosenbeine waren bis zum Knie nass und mit Schlamm beschmiert, die Flügel seines Mantels hatten sich durch das Regenwasser verlängert, sodass sie beim Gehen durch den Schlamm schleiften und bei jedem Schritt klatschend gegen seine Knöchel stießen. Sein Mund war trocken, seine Zunge schmeckte bitter wie Schlangengift, und wenn er nicht erbrach, so nur deshalb, weil er seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Er fühlte sich wie eine jener Gestalten, über die er irgendwo etwas gesehen oder gehört hatte, eine Gestalt wie ein alter Jude, der aus einem Konzentrationslager flieht und nicht weiß, wohin und in welches Land er sich begeben soll.

»Hier ist der Platz im Zentrum der Stadt, der Sitz des Staatsanwalts, verehrter Colonel!«

»Aber mein Haus ... Mein Kind?«

»Es war drüben, drüben, Colonel!«

Sahen seine Augen richtig? Rund um den großen, leeren Platz standen neben dem kleinen Märtyrer-Denkmal Wachen, Polizisten und Beamte Spalier, als würden sie auf ein bevorstehendes Ereignis warten. Ja, er sah richtig, obwohl es ziemlich merkwürdig schien. Sein Weg nach Hause führte jedenfalls an diesen Denkmälern vorbei, von denen das letzte und neueste seinem kleinen Sohn gehörte. Vermutlich hatte Ghorbani sie eingerichtet. Der Colonel war sicher, dass Ghorbani auch vor seinem eigenen Haus ein prachtvolles Denkmal aufgebaut hatte. Jetzt erst begriff er, warum Ghorbani das Foto seines Sohnes vergrößern ließ, warum er es in einen goldenen Rahmen gelegt und auf dem Sims in seinem neu

eingerichteten Wohnzimmer aufgestellt hatte. Offensichtlich war alles bis ins Einzelne vorgeplant gewesen.

»Wie kann man bloß auf solche Ideen kommen!«

Als der alte Mann in den Hof trat, hielt er plötzlich inne. Er traute seinen Augen nicht. Der Rumpf von Amir Kabir stand aufrecht am Wasserbecken. Also hat Amir sein Werk vollendet, überlegte der Colonel. Die Statue war etwa zwei Meter groß. Amir musste die einzelnen Teile aus dem engen Kellerraum geholt und sie hier draußen zusammengesetzt haben. Der Kopf der Statue war noch nicht auf den Rumpf gesetzt. Der alte Colonel hielt ihn zwischen den Händen. Er stand auf der Veranda und betrachtete den Kopf. Das warme Blut, jenes leuchtende Blut, floss sanft aus seiner Kehle. Er nahm immer wieder sein blütenweißes Taschentuch und wischte es würdevoll ab, ohne dabei seinen Blick von Amir Kabir abzuwenden.

Amir hatte nicht gemerkt, dass sein Vater zurückgekommen war, und blickte weiterhin mit seinen schielenden Augen auf den alten Colonel und auf sein eigenes Werk. Vielleicht erwartete er ein Lob. Doch dies war naiv, denn Amir wusste nicht, dass aus der Sicht des alten Colonels sogar die vorzüglichste Arbeit nicht mehr galt als eine bloße Pflichterfüllung: »Niemand darf, wenn er seine Pflicht erfüllt, eine Belohnung erwarten.« Nein, Amir hatte das Wesen des alten Colonels noch nicht verstanden.

Dennoch lächelte der alte Colonel, ganz offensichtlich zufrieden, als er Amir den Kopf zurückgab. Er kreuzte die Arme über der Brust, als wolle er die Fortsetzung der Arbeit beobachten. Gelassen stand er da, sein weißes Taschentuch zwischen den Fingern, mit seinen schwarzen, glänzenden Stiefeln.

Amir stellte sich auf den Schemel, legte den Kopf auf Amir Kabirs breite Schultern, streichelte seinen Schnurrbart, rückte den schwarzen, großen Hut auf den Haaren zurecht, und ohne den Blick von seiner eigenen Schöpfung abzuwenden, kam er vom Schemel herunter.

Der Colonel sah in den Augen seines Sohnes einen Glanz, den er nach jenem sonnigen Tag bei keinem Menschen mehr gesehen hatte. Seine schielenden Augen hatten jetzt einen kristallklaren Ausdruck. Rückwärts,

sein Werk nicht aus den Augen lassend, ging Amir zur Treppe, stellte sich genau unter die Stiefel des alten Colonels, kreuzte wie dieser die Arme über der Brust und blieb dort, in sein Werk versunken, stehen.

Der Vater konnte sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten. Aber er wollte Amir nicht aus dieser erfüllten Stimmung reißen. Also wartete er ab, bis dessen Blick auf ihn fallen würde.

Es dauerte nicht lang, bis Amir seines Vaters gewahr wurde. Als hätte der alte Mann plötzlich sein Mitleid geweckt, kam er auf ihn zu, fasste ihn unter den Arm, führte ihn an dem Becken vorbei zur Treppe. Um dem alten Colonel und seinem Vater Achtung zu erweisen und ihnen ins Zimmer Vortritt zu lassen, blieb er an der Schwelle der Tür stehen. Aber der alte Colonel stand nicht mehr dort, wo er eben noch gestanden hatte. Daher führte Amir seinen Vater ins Zimmer hinein und setzte ihn auf einen Stuhl neben dem Ofen. Der Ofen war warm, und der Colonel merkte, dass Amir wie verwandelt war. Denn sein Sohn behandelte ihn wie jemanden, der wirklich krank war. Er nahm ihm zunächst den durchnässten Hut ab, wrang ihn aus und legte ihn auf den Sims. Dann zog er ihm den Mantel aus, legte ihn auf einen Stuhl neben dem Ofen, danach mussten die Jacke, die Weste, die Hose und die Unterhose ausgezogen werden. Er brachte ihm eine Bettdecke, was diesem selbst, während er sich frierend in ein dünnes Leintuch eingewickelt hatte, nicht eingefallen war. Er hielt die Decke vor seinen Vater, damit er sich vollständig ausziehen und seine Kleider zum Trocknen um den Ofen herum legen konnte.

Nun war dem Colonel auch klar, wer den Ofen geheizt hatte: Vermutlich hatte Farzaneh die Abwesenheit ihres Gatten Ghorbani dazu benutzt, um Heizöl zu bringen.

Amir schenkte dem Vater Tee ein, rückte auch die Zuckerdose näher, damit der Vater ohne Mühe, und ohne die Decke beiseiteschieben zu müssen, seinen Tee trinken konnte.

Schön und gut, dachte der Colonel. Doch Amir weiß nicht, dass meine ganze Aufmerksamkeit einzig darauf ausgerichtet ist, ein altes Foto von Masud zu finden und es neben die Fotos von Parwaneh und Mohammad

Taghi unter die Stiefel des alten Colonels zu legen. Ich weiß schon, wo ich das Foto suchen muss. Es ist in dem Koffer unter dem Bett. Der Kofferschlüssel ist bei mir …

Amir saß seinem Vater gegenüber, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und sein Kinn auf die geballten Fäuste gelegt. Er schaute den Vater so an, als wolle er ihm mitteilen, dass er die wichtigste Arbeit seines Lebens erledigt habe und jetzt entschlossen sei, etwas Neues zu beginnen.

Der Colonel konnte es kaum glauben, aber ausschließen wollte er es auch nicht. Ist es nicht eine Tatsache, dass der Mensch nicht von Natur aus pessimistisch und untätig sein kann. Der Pessimismus kann allerdings lange seine Herrschaft ausüben, dachte der Colonel. Ihm und seiner Generation waren die Erfahrungen nach 1953 noch frisch in Erinnerung. Danach machte sich ein Pessimismus breit, der ungefähr zwanzig Jahre andauerte, so lange bis die Generation der Niederlage abtrat und eine neue das Heft übernahm. Nicht dass die neue wahrhaftiger und weiser geworden wäre. Nein, während die Väter in der Erinnerung versanken und alles Neue negierten, lehnten die Söhne alles ab, sogar sich selbst. Die Väter waren gelähmt, die Söhne apathisch und wurzellos. Beide Generationen wollten voneinander nichts wissen und versperrten sich damit Vergangenheit und Zukunft. Weder hatten die Väter Kraft und Fähigkeit, ihre Erfahrungen zu vermitteln, noch brachten die Söhne die Geduld und die Zeit auf, um sich diese Erfahrungen anzueignen. Die Geschichte glich einer noch nicht aufgeschnittenen Melone, über deren Qualität man Wetten abschließen konnte. Die einen behaupteten, die Melone sei kahl wie Seife, und die anderen meinten, sie sei reif, wie das Blut. Und niemand besaß ein verlässliches Messer und genügend Mut und Kraft, um die Melone aufzuschneiden. Also blieb die Geschichte verschlossen, bis sie verfaulte und verdarb.

Der Colonel und Amir, wie alle Väter und Söhne, waren sich feindlich gegenübergestanden. Bei jeder Begegnung hatte es Streit gegeben. Sie hatten sich beschimpft und beleidigt und sich dann wieder getrennt. Sie kannten ihre wunden Punkte und wussten wohl, welches Schimpfwort den andern am tiefsten verletzte. Nur war inzwischen ihr Problem ein

ganz anderes geworden: Längst hatten sie keine Meinungsunterschiede und keinen Streit mehr. Die Gegenwart hatte alle Differenzen eingeebnet – wie ein Pflug, der jede Art von Boden, ob brachliegendes Feld, Acker, Ödland oder Beet, überquert und durchwühlt. Die Frage war nur, wie jeder mit dem Verderben zurechtkam.

Denn das, was ich mit meinen Augen sehe, sieht Amir ebenso deutlich in seinen Albträumen, dachte der Colonel.

Und Amir dachte: Ich fürchte, dass der alte Mann keine Kraft mehr besitzt, um sich selbst zu töten. Das ist die einzige Tat, bei der einem keiner helfen kann. Er ist am Verwesen, in seinem Gesicht kann man es lesen. Erst jetzt merke ich allmählich, wie sehr ich ihn, meinen Vater, geliebt habe …

Als Amir am frühen Morgen aus dem Gefängnis in die Hauptstadt zurückkehrte und aus dem Bus stieg, sah er den Colonel, in seinen Mantel gehüllt, an die Backsteinmauer der Busstation gelehnt. Unter seinem breitkrempigen Hut traten seine aschgrauen Augenbrauen hervor. Amir ging auf den Vater zu und öffnete die Arme. In der Miene des Colonels war kein Zeichen der Freude zu erkennen. Auch Amir war bedrückt und verspürte keine Lust, Freude vorzutäuschen. Er war von Zweifel erfüllt, während rundum die Menschen einander mit ihren Hoffnungen ansteckten. Und doch steckte in ihm, neben dem an sich selbst Verzweifelnden, der Hand an sich legen wollte, ein zweiter Amir, ein Doppelgänger, der sich mit ungeheurer Kraft etwas vortäuschen wollte.

Der Weg nach Hause war nicht weit. Die Tasche und das Bündel trug Mohammad Taghi, der zur Begrüßung mit zur Busstation gegangen war. Der Gehsteig war fast menschenleer, und der Platz vor dem Rathaus schien in dieser Morgenstille größer als sonst.

Unterwegs sagte der Colonel, wie zu sich selbst: »Gut, auch diese Runde haben wir hinter uns gebracht!«

»Ja, es ist vorbei. Eine fünfzigjährige Epoche.«

»Nein! Eine sechstausendjährige.« In den Worten des Colonels lag

weder Bedauern noch Sehnsucht, aber erstaunlicherweise auch keine Freude.

Amir wusste, dass sein Vater davon überzeugt war, der Iran habe eine sechstausendjährige Geschichte. Er konnte die Gefühle seines Vaters nachempfinden. Aber nein! Er verwandelt sich: in einen Werktätigen, einen Fischer, der mit hohen Gummistiefeln, einer Baskenmütze, einer großen Nase und einem buschigen Schnurrbart, mit einem Fischernetz auf den Schultern und einer Oschnu-Zigarette zwischen zwei Fingern neben dem Colonel schreitet und ungeachtet der schweren Stille, die er in sich trägt, zu reden beginnt: »Der Zweifel hat keinen Platz in der Geschichte und in der Revolution, Vater. Vierzig Jahre Kampf der Werktätigen haben endlich Wirkung gezeigt …« Wie er solche Allgemeinplätze hasst, die nicht durchdacht und folglich ohne Sinn sind. Ihn ekelt vor solchen Sätzen aus seinem eigenen Mund, aus dem Mund jenes inneren Ungeheuers. Trotzdem: »Die Hoffnung, Vater! Ein Mensch ohne Hoffnung ist ein Wesen ohne Denken, ohne Zukunft. Nicht mehr als ein Ungeziefer. Nur Reaktionäre haben keine Zukunft! Im Gefängnis wurden die Gleichgültigen als ehrlos bezeichnet!«

Der Colonel drehte sich dem Sohn zu, die Augen unter den aschgrauen Augenbrauen schauten bohrend. Nun kam wieder der echte Amir zum Vorschein: Das Netz lag nicht mehr auf seinen Schultern, zwischen seinen Fingern keine Zigarette mehr, die Gummistiefel verliehen ihm nicht mehr die Pose eines reifen, erfahrenen Mannes, seine Oberlippe wurde nicht mehr von einem buschigen Schnurrbart bedeckt. Nur noch ein kleines Kind, das unter dem Blick seines erfahrenen Vaters zusammenschmolz. Er räusperte sich, nur um die lastende Stille zu durchbrechen. Vergeblich versuchte er, dem bohrenden Blick seines Vaters auszuweichen. Ein Blick des Vaters – und schon war er beschämt, überwältigt von Zweifel, vielleicht sogar Resignation. Die hochfliegenden Hoffnungen waren verflogen: Warum rede ich eigentlich so gedankenlos daher? Warum will ich die anderen zu meiner Überzeugung bekehren, sie provozieren, angreifen? Greife ich damit nicht mich selbst an, zu meinem eigenen Schaden? Und das auch noch beim eigenen Vater! Bin ich der Einzige auf

dieser Welt, der nicht nur zu feig ist, seine Zweifel zu bekunden, sondern auch noch so niederträchtig, sie anderen zu unterstellen – sogar dem eigenen Vater – und ihn deswegen zu beschimpfen?

Dieses Verhalten erreichte seinen Höhepunkt, als er im Gästezimmer saß, umgeben von Freunden und Bekannten. Eine einzige Frage trieb ihn um: »Wo ist Nuraghdas, meine Frau?« Er merkte, er konnte sie nicht aussprechen, und sagte stattdessen: »Was wir nicht leugnen können, ist der Umstand, dass wir in einem Jahrhundert radikalen Wandels leben. Intellektuelle Zweifel sind in der Revolution fehl am Platz, meine Freunde!« Sein Doppelgänger erschien jetzt nicht mehr in Gestalt jenes Fischers. Er sah ihn jetzt in der Gestalt eines Mannes mit grau meliertem Bart, hängendem Schnurrbart, einem weißen Kragen und einer Baskenmütze, der nach dem Frühstück eine Pfeife rauchte und sich gelegentlich räusperte. Ihm fiel jetzt ein, dass Parwaneh für einen Mann schwärmte, der auch nach dem Frühstück seine Pfeife rauchte. Zu schade, dass er ihr Bruder war!

Die Leute begannen zu reden: Eine anständige Familie müsste ein solches Mädchen zum Teufel jagen und verstoßen!

Der Colonel spürte am Rücken und an den Schultern, die in die Decke gewickelt waren, die wohlige Wärme des Ofens. Selbst die Kälte in seinem linken Fuß war gewichen. Er fühlte sich zerschlagen und hätte nach all den erschöpfenden Aktivitäten und schlaflosen Nächten in den Schlaf fallen können. Das Einzige, was ihn immer wieder schockierte, war die Erinnerung an die Worte, die er mit seiner eigenen Zunge gegen Parwaneh geäußert hatte, und dies über diese unsichtbaren, hallenden Lautsprecher. Nein! Nie wäre er fähig gewesen, solche Worte gegen ein Mädchen zu richten, das nicht einmal das vierzehnte Lebensjahr erreicht hatte, dem er sowohl Vater als auch Mutter gewesen war. War das wirklich die Zunge, die Stimme des Colonels gewesen? War es der Colonel, der schrie: »Dieses Mädchen hätte mit dem Tod bestraft werden müssen … Es war unter die Teufel geraten und wurde verdorben …«

Wie habe ich solche Worte über die Lippen bringen können! War das ein

anderer, der sich ein Leben lang in meinem Innern versteckt hatte, um eines Tages solche Worte herauszuschreien? Hörte ich wirklich meine eigene Stimme aus den Lautsprechern? Die Stimme, die Stimme! War so etwas möglich? ...

»Sag, Amir, was meinst du?!«

Amir schien nicht anwesend zu sein, er war mit seinen Gedanken bei Parwaneh, die nicht mehr existierte. In seinem Innern hatte er eine merkwürdige, bohrende Neugierde entdeckt, die wissen wollte, wie Parwaneh getötet worden war. Was hatte sie vor ihrem Tod erleiden müssen? Er erinnerte sich an all das, was Parwaneh nach seiner Rückkehr ihren Klassenkameradinnen über ihren heldenhaften Bruder erzählt hatte, den von allen geliebten Bruder, den seine einstigen Schulkameraden verehrten, der erhobenen Hauptes aus dem Kerker eines »blutrünstigen Regimes« befreit worden war.

Wie stumm war dieser Bruder jetzt geworden. Nur Fetzen von Vergangenem in seinem Innern. Und wenn etwas in ihm zu sprechen begann, dann nur als Abrechnung mit sich selbst, als spreche er selbst das Todesurteil über ein schändliches Leben, das in Kürze zu Ende gehen würde. In seinen quälerischen Selbsterforschungen merkte er, dass er unwillkürlich nach seiner Mitschuld an den Verbrechen gegen seine Schwester und seine Brüder suchte. Und er sah für sich keine Hoffnung, außer Khazar Djavid wiederzusehen, um möglicherweise aus dessen Mund etwas über das Schicksal seiner kleinen Schwester zu erfahren, so wie er es schließlich über seine Frau, Nuraghdas, erfahren hatte.

»Selbst wenn Sie sie hingerichtet haben sollten, hätten Sie uns doch den Ort ihres Grabes mitgeteilt. Schließlich war sie meine Frau, Khazar Djavid, meine Frau und Ihre Gefangene!«

Es war vielleicht das erste Mal, dass er Khazar wirklich anschaute, ja, man kann sagen, er starrte in seine Augen und sein Gesicht. Er hielt inne, als verlange er mit tausend Zungen eine Antwort.

Khazar sagte kurz und trocken, ohne Anteilnahme und Bedauern: »Wir haben sie freigelassen, danach hat sie sich selbst umgebracht. Anscheinend hatte sie sich mit uns versöhnt, aber nicht mit sich selbst.

Am Abend ihrer Freilassung hat sie Selbstmord begangen. Wir gingen später zum Ort des Geschehens, aber ich konnte sie nur an ihren Haaren erkennen, denn ihr Körper und ihr Gesicht waren stark geschwollen und schon verwest.«

Amir war spät nach Hause gekommen, erst nach Mitternacht. Er hatte einen Schlüssel, öffnete die Tür, ging leise die Treppe hoch und betrat das Zimmer. Nuraghdas erkannte seine Schritte. Daher bekam sie keine Angst. Reglos starrte sie auf das blutige Messer. Amir blieb einen Augenblick lang vor der Tür stehen und betrachtete den Tisch. Sein Herz pochte heftig. Aber es gab für ihn keinen anderen Ausweg. Er musste sich mit den Tatsachen abfinden. Er ging ins Zimmer, setzte sich seiner Frau gegenüber und blickte sie an. Der Esstisch war übersät von Schulheften und Schulbüchern. Dieses Bild, das die Stimmung von Nuraghdas am ehesten zum Ausdruck brachte, brannte sich in sein Gedächtnis. Sie blickte sehr ernst, als sei Amir nicht ihr Mann, sondern ein Fremder, als sei sie fest entschlossen, ihn als einen Fremden zu behandeln.

Nach einer Weile kam Mansur Eslami durch die kleine Küchentür ins Zimmer. Er hatte sich Hände und Gesicht gewaschen und holte jetzt ein Handtuch, das am Haken hing. Seine Augenbrauen, sein Schnurrbart und die Haare, die in seine Stirn fielen, waren nass, die Ärmel hatte er bis zum Ellbogen hochgekrempelt. Er trocknete sich Gesicht und Hände, setzte sich auf den Stuhl, der den beiden am nächsten stand, und nahm aus der Hemdtasche eine Packung Zigaretten. Auf dem Tisch lag eine Streichholzschachtel. Er zündete sich eine Zigarette an. Amir konnte seinen Blick nicht von den schwarzen Haaren auf Mansurs dürren Armen abwenden, die, weil sie nass waren, glatt an der Haut klebten. Er schaute dem Rauchring nach, den Mansur genüsslich ausstieß. Es sah aus, als versuche er, damit die tief sitzende Müdigkeit aus seinem Körper zu vertreiben. Die bedrückende Stille machte Amir stumm. Er wünschte, er wäre an diesem Abend nicht nach Teheran gekommen. Aber jetzt war es geschehen. Er war in eine schlimme Situation geraten und Zeuge von Vorgängen, die auf ein Verbrechen hinwiesen. Seine Anwesenheit würde auf jeden Fall als Mittäterschaft gelten.

»An dem ganzen Geschehen war ich völlig unbeteiligt, Khazar Djavid. Sie haben mich ohne Grund so lange gefoltert!«

Amir fühlte sich erbärmlich, erbärmlich und so leer, dass er keinen Vorwand mehr finden konnte, um sein Leben fortzusetzen. Er saß im Kellerzimmer, an die feuchte Wand gelehnt, mit gesenktem Kopf. Er hatte das Gefühl, dass Khazar Djavid sein Haus, sein Bett, sein ganzes Leben, sogar seine Einsamkeit in Besitz genommen hatte. Mit jedem Schnarchen von Khazar spürte er, dass sein Atem kürzer wurde. Noch schlimmer war, dass ihm jegliche Tatkraft abhandengekommen, oder besser: ausgetrieben worden war, sogar die Kraft, gegen den Mörder seiner Frau feindliche Gefühle zu entwickeln.

»Ihr wart gefährlich, ihr wurdet immer gefährlicher. Der Schah und sein Gefolge konnten nicht mehr mit euch fertig werden. Daher erschien Gott, um das Vaterland zu retten!« Khazar erhob sich, suchte nach Feuerzeug und Zigaretten, um dann fortzufahren: »In diesem Volk hatte sich dreißig Jahre lang eine Kraft aufgestaut, die wie unter einer Haube festgehalten wurde, aufgestaut wie Eiter in einem Furunkel, der jeden Tag platzen konnte. Wenn Blut und Eiter heraus sind, dann wird die Wunde unempfindlich, und der Körper beruhigt sich. Deshalb muss man in den Furunkel hineinstechen. Nur Dummköpfe versperren diesem Strom den Weg. Siebenundvierzig Prozent der Bevölkerung waren Jugendliche, mein Herr. Also musste der liebe Gott in den Furunkel stechen und ihn zum Platzen bringen. Nur so konnte dieses geliebte Volk Erleichterung finden.«

Amir schwieg weiterhin, seine Augen waren starr und glasig. Sein Hirn war leer, sogar an seine gemeinsame Vergangenheit mit Khazar Djavid konnte er sich nicht mehr erinnern. Der Colonel sann immer noch dem Rätsel seiner eigenen Stimme nach. Wie viele Leute hatten sie wohl gehört? Hatte Amir sie auch gehört?

Nein, nein, das kann nicht sein. Er war doch zu Hause geblieben. Warum starrt er mich dann so an? ...

»Warum starrst du mich so an? Was habe ich denn verbrochen? Warum sagst du nichts? Ich habe die Beerdigungszeremonie meines kleinen

Sohnes erledigt, und wenn meine Kleider trocken sind, wird man mich wahrscheinlich abholen und zur Moschee bringen, damit ich am Eingang die Trauergäste begrüßen kann. Aber du hast wahrscheinlich keine Lust, mich zu begleiten, oder? Nun ja, ich werde auch das allein erledigen. Sobald meine Kleider trocken sind, mache ich mich auf den Weg.«

Ja, die Moscheen! ... die Slumbewohner hofften, die neue Regierung würde in ihr Viertel Wasser- und Stromleitungen legen und die Straßen asphaltieren lassen. Und die Kaufleute im Bazar wollten würdig beten können. Einige hatten bereits die Kinos aufgekauft und sie in Moscheen umgebaut. Es ist immer so, die Ereignisse entwickeln sich langsam, und die Leute werden erst nachträglich auf sie aufmerksam. Selbst wenn weitblickende Leute sich eingemischt hätten, hätten sie nichts bewirken können. Wenn zu Schahs Zeiten zum ersten Mal auch Frauen hingerichtet wurden, brauche ich mich heute nicht zu wundern, dass meine Tochter, die ihr vierzehntes Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, umgebracht wurde!

»Erinnerst du dich daran, Amir? Vermutlich nicht ... Erinnerst du dich an meine Worte über deine Schwester? Verstehst du mich nicht? Ich kann nicht begreifen, dass du die Worte deines Vaters nicht verstehst! Was ist los? In welcher Sprache rede ich denn, dass du mich nicht verstehst?«

»Ich verstehe es nicht, ich kann nichts verstehen.«

»Wiederhole das, wiederhole es!«

»Ich verstehe Sie nicht, Vater!«

»Merkwürdig, sehr merkwürdig, dass ich nichts verstehe. Sprich doch so, dass ich es verstehen kann! Wieso erkenne ich die Stimme meines Sohns nicht, warum kann ich seine Sprache nicht verstehen?«

»Lieber Vater, ich denke, du hast Fieber, du fantasierst. Leg dich ins Bett und ruhe dich aus, denn die merkwürdigen Töne, die du aus der Kehle stößt, machen dich noch aufgeregter. Du bist ohnehin schon ein Wrack!«

»Amir, Amir, quäle deinen Vater nicht! Sprich mit mir in unserer Sprache. Was sind das für Töne, die aus deinem Mund kommen. Warum kann ich sie nicht verstehen?«

»Vater, lieber Vater, schlaf ein paar Stunden, danach werde ich mit dir reden können. Ich habe mir vorgenommen, vor meinem Tod noch ein Gespräch mit dir zu führen. Aber jetzt … Jetzt bin ich sicher, dass ein Gespräch mit dir unmöglich ist. In deinem Zustand wirst du mich nicht verstehen können.«

»Amir … Amir, ein Unglück mehr, nie hätte ich mir vorstellen können, dass du in diesem Alter stumm wirst. Dein Mund öffnet sich, deine Lippen bewegen sich, aber deine Stimme, ich kann deine Stimme nicht hören. Was ist geschehen?«

»Beruhige dich, mein lieber Vater. Ich kann nichts dafür, ich fühle mich verpflichtet, dir vor meinem Tod ein paar Worte zu sagen. Außer dir habe ich doch niemanden. Ich wollte dir die Wahrheit mitteilen und dir sagen, dass ich mich entschlossen habe, zu sterben. Ich kann meine Vergangenheit nicht mehr ertragen und mit diesem Selbsthass mein Leben fortsetzen. Was glaubst du, wie lange man mit Hass, mit nichts als Hass im Innern, leben kann? Das ist kein Leben mehr. Das wollte ich dir sagen. Dann wollte ich dir noch sagen, dass Farzaneh uns heute einen Kanister Heizöl gebracht hat. Ich versuchte, ihr meine Gedanken begreiflich zu machen, aber es gelang mir nicht. Sie heulte und rannte davon. Aber was ich sagte, war ganz einfach. Ich wollte ihr nur sagen, dass ich genauso wie Ghorbani am Mord an unseren Brüdern und unserer Schwester beteiligt war, mehr nicht. Aber ich konnte es ihr nicht begreiflich machen, Vater.«

Der Colonel war verstummt. Er dachte: Amir merkt nicht, dass ich ihn nicht verstehen kann, dass seine Sprache mir fremd ist, dass ich die Absicht habe, vor meinem Tod ihm einiges über meinen letzten Willen mitzuteilen und zu begründen, warum ich aus dem Leben gehen will. Er soll auf mich keine Rücksicht nehmen, er soll wissen, dass ich die Last meines Lebens längst zum Ziel getragen und jetzt sterben will. Dass ich kein schlechtes Gewissen habe, denn ich habe niemals meine Pflichten vernachlässigt. Ich war Soldat, war und werde bis zuletzt Soldat bleiben. Die Art, wie ich mich töten werde, wird es beweisen. Mit dieser verwandelten Gestalt, mit diesem verwandelten Gesicht, mit dieser

fremden Stimme kann ich mich auf den Straßen und Gassen nicht mehr sehen lassen. Ich kann es nicht mehr ertragen, dass die Kinder auf der Straße mich mit Steinen bewerfen und auslachen. Man muss doch dafür Verständnis haben, dass ich nicht den Rest meines Lebens in Wahnsinn, Schmach und Schande verbringen möchte ...

Er wollte ferner sagen: Wenn ich mich vor meinem Tod dazu entschließe, meine Zunge abzuschneiden, dann darf man nicht glauben, der Wahnsinn habe mich ergriffen. Das ist nur eine Strafe für die Worte, die am Friedhof mit meiner Stimme aus den Lautsprechern tönten, die ich mit eigenen Ohren gehört habe.

Dabei war er immer noch davon überzeugt, dass es nicht seine Stimme war, dass sie einer anderen Person gehörte, die mit seiner Zunge gesprochen hatte. Aber es bestand die Gefahr, dass diese Zunge dieselben Worte wiederholte, dass sie zur Gewohnheit wurden. Er wollte noch vor der endgültigen Verwandlung vorbeugende Maßnahmen treffen, solange seine Sinne noch klar waren, solange er noch Herr seiner selbst war. Darüber wollte er mit Amir sprechen, um von ihm zu hören, dass er kein schlechter Vater war. Er wollte es von Amir, der ihm am nächsten stand, bestätigt haben: Habe ich denn nicht meine Kinder diesem Land geschenkt? Auch wenn sie zum Opfer einer niederträchtigen Verschwörung wurden?

Er wollte ihm klarmachen: Niemand darf diese verheerende Tatsache zum Anlass nehmen, um über die ehrliche Opferbereitschaft meiner Kinder zu spotten. Denn wenn sie ehrlich und aufrichtig ihren Kopf riskiert haben, dann nur deshalb, weil in ihnen die Vorstellung existierte, dass ihr Leben mit diesem Land und diesem Volk untrennbar verbunden war. Das unterscheidet sie von diesen Schurken, die lebendig herumlaufen ... All das will ich Amir noch sagen, damit jene, die niemals Geschichte schreiben werden, nicht glauben, alle Menschen würden als junge Esel geboren und als alte Esel sterben. Aber es ist zu spät. Weder kann Amir mich verstehen, noch kenne ich seine Sprache und seine Stimme. Sonst hätte ich meinem Sohn auch erklären können, dass die Tötung seiner Mutter durch mich ein Verbrechen war, aber auch eine

moralische Reaktion. Ich musste sie töten, und ich habe sie getötet. Es war die Erniedrigung, die ich getötet habe. Wenn meine Reue irgendetwas ändern könnte, wäre ich sofort bereit zu einem Bekenntnis, obwohl Amir ja weiß, dass ich kein Recht auf Vergebung habe.

Amir bewegte bedauernd den Kopf, und der Colonel begriff, dass er nicht auf Verständnis hoffen konnte: Was soll ich sagen? Er versteht doch meine Sprache nicht!

Was musste also der Colonel tun? Feder und Papier! Er wollte nun das, was er Amir mündlich nicht mitteilen konnte, aufschreiben. Ohnehin musste ein schriftliches Testament vorliegen. Ein Dokument in Schriftform muss es sein ...

Der Colonel wunderte sich, als er sah, dass auch Amir Feder und Papier holte und zu schreiben begann. Nun waren beide mit Schreiben beschäftigt, ohne auf das Geschriebene des anderen zu blicken. Denn beide waren sich sicher, dass alles, was sie jetzt zu Papier brachten, nur für den jeweils anderen bestimmt war.

Der Colonel wollte Amir ankündigen, dass er zum Sterben entschlossen sei und nun die Absicht habe, vor seinem Tod alles, was er im Laufe seines Lebens erlebt und aus der Erfahrung gelernt hatte, in wenigen Sätzen seinem Sohn mitzuteilen. Aber was wollte Amir aufs Papier bringen?

Als der letzte Punkt gesetzt war, hob der Colonel den Kopf, schaute Amir an und sah, dass auch Amir den letzten Punkt gesetzt hatte und den Kopf hob, um seinen Vater anzublicken. Der Colonel legte sein Geschriebenes Amir vor, Amir tat dasselbe. Beide nahmen jeweils das Schriftstück des anderen in die Hand und musterten aufmerksam die Zeilen. Als sie mit dem Lesen zu Ende waren, starrten sie einander an. Endlose Minuten zog sich das hin, als wollte jeder den anderen erneut kennenlernen oder ihn in seine Erinnerung zurückrufen. Sie kamen sich so fremd vor ... Schließlich akzeptierten sie, dass sie wie zwei Tote einander gegenübersaßen ...

Der Tee war kalt geworden. Das Ende nahte.

Der Colonel stand vorsichtig auf und achtete darauf, dass die Decke nicht von seinen Schultern rutschte. Ihm fiel ein, dass er schon lange

Masuds Bild neben das des Colonels, Parwanehs und Mohammad Taghis hatte stellen wollen. Er nahm den Kofferschlüssel, kniete neben dem Bett nieder, zog den Koffer zu sich und öffnete ihn. Er fand das Foto des »Kleinen«, erhob sich, stellte das Bild an seinen Platz, dorthin, wo er es schon tausendmal hatte stellen wollen. Dann kehrte er wieder zu seinem Platz zurück.

Auch Amir war aufgestanden und wollte gehen. Er hatte es nicht eilig, bewegte sich aber auch nicht träge. Bevor er den Regenmantel zuknöpfte, fasste er in die Brusttasche, holte sein Notizbuch heraus und nahm daraus ein Foto. Er wirkte ein wenig unsicher, warf dem Colonel, der auf den kalten Tee starrte, einen Blick zu, als wollte er ihn um Erlaubnis bitten. Dann ging er auf den Kamin zu und legte das Foto aus seiner Jugendzeit unter die schwarzen, glänzenden Stiefel des Colonels, neben die Fotos seiner Geschwister. Als wollte er sich von sich selbst verabschieden, flüsterte er: »Endlich, endlich«, und verließ das Zimmer.

Der Colonel blieb lange sitzen und starrte auf die halb offene Tür. Er versuchte, sich Amir in einem grauen Sarg vorzustellen, der gerade hinausgetragen wurde. Er musste Haltung und Ruhe bewahren. Gleichzeitig spürte er nach Amirs Abgang irgendwie eine Erleichterung. Er fühlte, dass Amir ihm ganz bewusst die schwere Last seines Todes von den Schultern genommen hatte. Doch ein unbewusstes, verborgenes Gefühl, vielleicht etwas wie väterliche Liebe, ergriff ihn, riss ihn vom Stuhl und trieb ihn zum Fenster. Er wollte die Sorge um sein Kind zerstreuen, vor dem zersprungenen Fenster stehen und den Regen, den Hof und den Himmel sehen. Beim ersten Blick fiel ihm auf, dass Hacke und Schaufel an die Wand, neben der Hoftür, gelehnt waren. Er dachte, Amir werde sie mitnehmen. Was ihn aber plötzlich völlig durcheinanderbrachte, war das spurlose Verschwinden von Amir Kabirs Statue, die soeben noch im Hof neben dem Becken gestanden war. Zunächst wollte er es nicht glauben, dass man sie fortgebracht hatte. Aber als er genauer durch den Regen schaute, sah er, dass beide Flügel des Hoftors aus den Angeln gehoben waren und die Mauer über dem Tor beschädigt war. Nun war er sicher, dass jemand Amir Kabir fortgebracht hatte. Obwohl nur die Wolldecke

seinen Körper bedeckte, trieb es ihn hinaus auf die Terrasse. Plötzlich sah er Amir, wie er völlig außer sich aus dem Keller stürmte und vergeblich nach der Statue suchte. Der Colonel zog die Hand unter der Decke hervor und zeigte mit dem Zeigefinger auf das Hoftor. Amir rannte auf die Gasse hinaus.

Der Colonel blieb wie versteinert mit gestrecktem Zeigefinger auf der Terrasse stehen. Jeder Gedanke an den Tod war verflogen. Es regnete und regnete, doch das Geräusch der aufprallenden Regentropfen fand in den Ohren des Colonels keinen Widerhall, rief in ihm auch keine Erinnerung wach, nicht einmal die an die untergehende Sonne, deren schwacher Schein nach dem Regen auf die verrosteten Dächer fiel. Auf einmal wurde er gewahr, wie Khazar Djavid mit jemandem, den er an den Handschellen hinter sich herzog, den Hof betrat. Er blieb kurz am Beckenrand stehen, als wolle er nachdenken, und drehte sich dann zu seinem Begleiter um.

Der Colonel erwachte aus seiner Starre. Wer war die Person, die Khazar Djavid mitgebracht und mit Handschellen an sich gekettet hatte? Der Mann blickte sich ängstlich um. Dann befestigte Khazar Djavid die Handschellen am einzigen, verdorrten Ast des Granatapfelbaums und ging in den Keller, vermutlich um den Raum zu durchsuchen. Der Colonel blinzelte ein paar Mal, um sich zu vergewissern, nicht einer Sinnestäuschung verfallen zu sein. Aber nein, nichts änderte sich: Ein buckliges, verkrümmtes, gebrochenes Wesen stand mit Handschellen um das Handgelenk am Beckenrand im Regen. Der Mann steckte bis über den Kopf unter einer Soldatendecke. Man sah nur den festgebundenen Arm und zwei merkwürdige Augen, von denen eines an Masud und das zweite an Abdollah erinnerte, den er zuletzt mit einer Tüte Bonbons im Wohnzimmer gesehen hatte. Jetzt sah er bei genauem Betrachten, dass Abdollahs merkwürdige Augen wie zwei verschiedene Glasscheiben sein halb verbranntes und verstümmeltes Gesicht in zwei Hälften geteilt hatten. Diese merkwürdigen Glasaugen blickten unruhig und ängstlich abwechselnd auf ihn und auf die herumstehenden Gegenstände. Der Colonel erinnerte sich noch an seine Worte: »Colonel … Ich weiß, dass ich nie wieder zurückkomme. Ich möchte, dass Sie mich segnen, Colonel!«

Seitdem hatte er Abdollah nicht mehr gesehen. Als er ihn jetzt in diesem Zustand sah, wurde ihm schwarz vor Augen. Der Junge verschwamm und verschwand im Dunkel. Als der Colonel wieder zu sich kam, merkte er, wie er sich mit beiden Händen an die Stuhllehne klammerte. Die Wolldecke lag auf dem Fußboden. Er stand nackt da und zitterte wie ein Hund.

»Er ist krank, Colonel, krank. Welch ein Anblick, Herr Colonel! Schade, dass ich kein Foto von Ihnen machen kann!«

Khazar Djavids Stimme klang näselnd. Sein stechender Blick musterte mit professioneller Dreistigkeit den nackten, zerbrechlichen Leib. Ein lautloses Lachen ließ seinen Mund offen stehen. Der Colonel bückte sich, nahm ruhig die Decke vom Boden und legte sie sich über die Schultern.

Khazar schleppte das gekrümmte Wesen auf den Gang und sagte, ohne sich direkt an den Colonel zu wenden: »Er ist stumm, er ist stumm geworden.« Dann ging er durch die Tür auf die Terrasse, schaute auf das beschädigte Hoftor und sagte: »Es ist beschlossen worden, das Haus als Irrenanstalt zu benutzen, Colonel. Ich hoffe nur, dass auch die anderen, die hier untergebracht werden sollen, stumm sind, sonst geht es hier bald sehr laut zu.«

Lieber Gott, sehen meine Augen richtig, hören meine Ohren richtig?

Ja, es lag kein Irrtum vor. Denn nach einer Weile ging Khazar, während er an seinem Bart kratzte, die Treppe hinunter, pinkelte im Hof an die Wand und ging aus dem Haus hinaus. Im Gedächtnis des Colonels blieben die Schöße seines Umhangs, die beim Einbiegen in die Gasse heftig flatterten, lange haften.

Wie viel Zeit war denn vergangen? Es war wie gestern, dass Abdollah die Tüte mit Bonbons brachte. Wehe mir, die Jahre sind in meinem Gedächtnis durcheinandergeraten. Alles, was ich in meinem Leben erlebt habe, ist wie zu einem einzigen Augenblick zusammengeschrumpft. Was nun ...? Was kann ich ihm bringen, außer ein paar Bonbons? Sinnestäuschung, es ist nur Sinnestäuschung ... Kann ich glauben, dass dieses Wesen Abdollah sein soll?

Es war Abdollah. Ein ängstlicher Abdollah, aus dessen einem Auge sein

kleiner Sohn ihn anblickte. Verloren hockte er an der Wand, unter dem Käfig des Kanarienvogels. Als der Colonel ihm ein Glas Tee mit ein paar Bonbons vorsetzte, sah er, wie die linke Hand des Jungen unter der Decke hervorkam, des Colonels Hand umfasste, und er hörte eine heisere, dumpfe Stimme, die ihn anflehte, seine Mutter zu benachrichtigen: »Bevor ich damit ...« – er zeigte die eiserne Handschelle an seinem rechten Handgelenk – »meinen Hals ...« Er sagte, er wolle vor seinem Tod seine Mutter sehen. »Damit ich an ihren Brüsten saugen kann!« Danach schwiegen seine verbrannten Lippen. Er ließ seinen glasigen Blick in die Runde gleiten, um jedes Detail zu mustern. Während der Colonel hinausging, drang ihm die gebrochene Stimme ans Ohr: »Und du, Ali Seyf. Du warst doch der, der die Leute wie Hunde umbrachte. Ich werde dich mit meinen Zähnen zerreißen ...«

Der gefährliche Geist, der gefährliche Geist der Jugend!

Der Colonel dachte, wenn es gelingen würde, die Jugend aus dem Leben der Menschen zu tilgen, dann hätten die Machthaber, die Ausbeuter und Plünderer keine Sorgen mehr. Dann würde niemand mehr auf so gefährliche Gedanken wie Freiheit und Gerechtigkeit kommen. Es würde reichen, die Jahrgänge zwischen achtzehn und dreißig auszutilgen. Warum ist bisher niemand zu dieser Erkenntnis gekommen? Aber sie brauchten ja die Jungen. Wer würde sonst für sie in den Kampf ziehen?

Das Geräusch der Kette ... Die Kette an der Pforte des Regierungspalastes! Wie? Hört er tatsächlich das Geräusch der großen Ringe der alten Kette? Täusche ich mich nicht? Nein, es ist keine Täuschung. Die Kette der Pforte des Regierungspalastes hängt um den Hals von Amir Kabir. Seine Hände sind auf dem Rücken festgebunden, er wird zum Haus des Colonels geschleppt. Ein Bild des Jammers! Bekleidet mit einem weißen Hemd, einem schwarzen Gehrock und einem schiefen Hut auf dem Kopf, wird Amir Kabir, zwischen zwei jungen Männern schreitend, die einen Kopf kleiner sind als er, mit Schimpf und Schande in den Hof des Colonels gestoßen. Erstaunlich, dass er nicht in die Knie geht, obwohl seine Hände auf den Rücken gebunden sind. Einen Schritt vor dem Becken hebt er das Haupt, dehnt die Brust und blickt den Colonel an, der

unter dem Käfig des Kanarienvogels steht. Dieser ist von der Szene stark ergriffen und merkt erst jetzt, dass die beiden Aufpasser Ghorbani und Ali Seyf sind, die den Angeklagten zurückbringen, damit sich vielleicht später das Tatmotiv klären lässt.

»Du warst also derjenige, der die Menschen wie Hunde umbrachte, Ali Seyf!«

Der Colonel wusste nicht, wie lange er unter dem Käfig stand und ins Leere blickte. Er schaute in den Regen, zum beschädigten Hoftor. Hacke und Schaufel waren verschwunden. Also hatte Amir sie doch mitgenommen, und alles, was der Colonel soeben zu sehen geglaubt hatte, war nichts als eine Wahnvorstellung. Da war nur das Geräusch des Regens auf dem alten Blechdach, sonst nichts, nichts außer den schattenhaften Händen von Ghorbani Hadjadj mit den dicken Fingern, die dabei waren, dem Colonel die noch feuchten Kleider anzuziehen, um ihn mit in die Moschee zu nehmen, zur Teilnahme an der Trauerzeremonie …

Er denkt nicht mehr daran, das Tor zu schließen, selbst wenn die Türflügel noch da wären: Denn in meinem Haus gibt es nichts mehr, was ich verstecken müsste. Alles liegt nackt und offen da, wie ein Bauch, der mitsamt den Gedärmen geplatzt ist. Ich spüre nicht das geringste Gefühl einer Besorgnis. Allerdings hatte ich schon vorher nichts im Haus, was ich hätte verstecken müssen. Aber das Abschließen war zu einem Teil meiner Natur geworden. Jetzt begreife ich, dass ich damit nur meine Würde schützen wollte, also keine materiellen Dinge. Wenn ich jetzt Schulter an Schulter mit Ghorbani das Haus verlasse, mache ich mir keine Sorgen um das Haus, dessen Sicherheit und Würde. Ich denke nur noch daran, was ich in der Moschee tun, wo ich stehen und was ich sagen soll und wann das alles endlich ein Ende hat.

Natürlich hatte Ghorbani alle möglichen Komplikationen aus dem Weg geräumt. Während der ganzen Zeremonie ließ er den Colonel draußen stehen und übernahm selbst die Rolle, die eigentlich dem Colonel zustand. Er bedankte sich bei allen Gästen, die zum Gebet für den verstorbenen Märtyrer erschienen waren, während der Colonel draußen vor Kälte wie

ein Hund zitterte. Als man ihm endlich einen kleinen Ölofen brachte, war die Zeremonie zu Ende.

Auf dem Rückweg begleitete ihn Ghorbani nur ein Stück des Weges. Er hatte viel zu tun, musste unter anderem die Versammlung zum Rathausplatz, zum Platz der Staatsanwaltschaft, führen. Daher ging er nur ein paar Schritte mit dem Colonel, und als sie an der Biegung in die Gasse gelangt waren, sagte er mit verstecktem Hass: »Wären deine anderen Kinder nicht solche Bastarde gewesen, hätte dieser Märtyrer dein Leben bis zum Ende sichern können. Aber jetzt …«

Er ließ den Colonel einfach stehen, zumal der ihm ohnehin nichts antworten konnte. Vielleicht hätte er, wenn er an seinem Leben interessiert gewesen wäre, Ghorbani eine passende Antwort gegeben. Er hätte ihm natürlich nicht ins Gesicht gespuckt – oder vielleicht doch? Wer weiß, vielleicht hätte er die Beleidigung ganz einfach geschluckt und es doch noch irgendwie erreicht, dass der Tod seines Kindes ihm den Lebensunterhalt bis zum Ende sicherte. Niemand weiß, was in einem Menschen vorgeht. Oder hatte Ghorbani den Satz gar aus Mitleid geäußert? Oder aus Furcht, der Schwiegervater könne ihm zur Last fallen?

Denn Ghorbani weiß sehr wohl, dass ich keine Pension beziehe. Und noch etwas: Es kann auch sein, dass Ghorbani mich und meine Kinder deswegen hasst, weil er glaubt, wir könnten seinen Erfolg bei dem Wettbewerb um den Wiederaufbau des Stadtfriedhofs vereiteln.

Aber der Colonel war sich sicher, dass Ghorbani keine Ahnung hatte, auf welchem Weg er sich befand und wie nahe er bereits seinem Ende war. Sonst hätte er sich nicht die Mühe gemacht, Mitgefühl vorzutäuschen. Wie auch immer, der Colonel konnte und wollte sich nicht mit kleinen Spitzen und Beleidigungen, die nicht der Rede wert waren, abgeben.

Zunächst, so dachte er, muss ich noch einige Kleinigkeiten erledigen. Ich muss in die Stadt gehen, die Bonbons unter Passanten und die fünfunddreißig Tuman unter die armen Leute verteilen. Dann werde ich zurückkommen und den Kanarienvogel freilassen oder zumindest seinen Käfig öffnen, damit er, falls er möchte, ins Freie fliegen kann. Wenn ich all dies erledigt habe, bleibt nur noch die Frage, wie ich mit meiner

persönlichen Angelegenheit fertig werden kann. Auf jeden Fall muss ich erst einmal nach Hause gehen.

Der Hauseingang war nach wie vor offen. Der Colonel brauchte nicht in den weiten Taschen seines Mantels nach dem Schlüssel zu suchen. Auch sonst gab es nichts Neues, was ihn hätte beunruhigen und beängstigen können. Denn es war ihm klar, dass das Haus in Kürze anderen überlassen und – vielleicht – für Wohltätigkeitszwecke gespendet würde. Selbstverständlich darf Ghorbani keine Ansprüche stellen, denn er wird mehr als sein Erbteil durch den Erfolg beim Wettbewerb um den Bau eines Friedhofs gewinnen …

So betrat der Colonel, frei von jeder Sorge über materielle Abhängigkeit, den Hof. Nicht einmal das eingerahmte Foto von Masud, das am Märtyrer-Denkmal hing, beachtete er. Er zerbrach sich auch nicht den Kopf, ob er selbst oder ein anderer das Licht im Wohnzimmer angelassen hatte. Nur ob der Ofen noch brannte, diese Frage beschäftigte ihn. Frei von Sein und Nichtsein, wie jemand, der auf ein endgültiges Ziel hinsteuert, stieg er die Treppe hoch zur Terrasse.

Was er beim Betreten des Wohnzimmers sieht, lässt ihn erstarren: Der alte Colonel und eine Person, die mit »Exzellenz« angeredet wurde, sitzen auf den Stühlen einander gegenüber am Tisch. Der alte Colonel auf dem Platz, auf dem er selbst gewöhnlich sitzt, und die »Exzellenz« auf der anderen Seite, auf Amirs Platz. Der alte Colonel mit dem Gesicht und der Konsul mit dem Rücken zu ihm.

Wie peinlich, da bin ich in eine geheime Sitzung hineingeraten! Ich hätte es merken müssen. Soll ich nun bleiben oder gehen?

Doch der alte Colonel reagiert nicht. Er fixiert mit dem Blick aus seinen schwarzen, eindringlichen Augen sein Gegenüber, als wolle er vermeiden, dass die Exzellenz sich nach mir umdreht.

Ob der Colonel mir einen Befehl gibt? Nein … Er wischt nur das Blut mit einem weißen Taschentuch von seinem Hals. Und ich höre zu.

»Ich hatte Ihnen doch gesagt, dass Sie den Iran verlassen sollten, Colonel!«

»Ja, das hatten Sie gesagt, Exzellenz.«

»Diesen Befehl hatte ich Ihnen aus der Hauptstadt erteilt. Demnach sollten Sie zwei Jahre lang Gehalt bekommen und während dieser Zeit zur Beschaffung weiterer Informationen in Europa bleiben.«

»Ich musste mich um unerledigte Angelegenheiten in meinem Verantwortungsbereich kümmern. Dafür waren weitere Informationen nicht nötig.«

»Unerledigte Angelegenheiten! Sie nehmen alles viel zu ernst, Colonel. Auch während Ihrer Abwesenheit wäre die Arbeit erledigt worden.«

»Ich bin nicht in der Lage, mich der Verantwortung zu entziehen. Meine Feinde warten schon lange auf einen Vorwand.«

»Wenn Sie zugestimmt hätten, den Iran zu verlassen, wären Ihre Feinde kein Problem. Gibt es unter Ihren Feinden jemanden, der nicht unter meinem Befehl steht?«

»Ich bin aus Europa in meine Heimat zurückgekehrt, um hier meinen Pflichten nachzukommen. Ich spüre keine Neigung mehr, nach Europa zu gehen, es scheint mir auch nicht nötig.«

»Ich wollte nicht Ihre Meinung über die Reise nach Europa wissen, auch nicht Ihre Neigungen kennenlernen. Ich wollte, dass Sie den Iran verlassen!«

»Ich hatte Sie schon richtig verstanden, Sir, aber ich wollte meine Heimat nicht verlassen. Warum wollen Sie die Wahrheit nicht begreifen?«

»Wenn Sie das Wort Heimat oder Vaterland in den Mund nehmen, wirken Sie maßlos stolz und aggressiv, Colonel. Dieses Verhalten dulden wir nicht. Ich dulde keine Hindernisse auf meinem Weg. Sie behindern unsere Verbindungswege, beschlagnahmen unsere Waffen, verletzen Ehre und Ansehen eines befreundeten Landes. Sie weigern sich, unseren freundlichen Vorschlag anzunehmen, den Iran zu verlassen. Nein, Colonel, Sie können nicht erwarten, dass ein solches Verhalten hingenommen wird, ob Sie es sind oder irgendeine andere Macht.«

»Das habe ich auch nie erwartet, Sir! Ich habe die Verbindungswege gesperrt, weil es meine Pflicht war. Ich habe die Waffenlager beschlagnahmt, denn fremde Waffen müssen beschlagnahmt werden. Ich

habe Ihre Pferde und Ihren sonstigen Besitz beschlagnahmt, denn ich bin der Meinung, dass es Ihnen nicht erlaubt ist – unter welchem Vorwand auch immer –, unabhängig vom Staat Waffendepots zu besitzen. Ich habe das getan, was man von einem iranischen Soldaten erwartet.«

»Aber Sie haben die Spielregeln, an die sich ein iranischer Offizier zu halten hat, nicht beachtet, Colonel!«

»Ich?«

»Ja, Sie! Der Befehl, den ich Ihnen gab, war von der Hauptstadt erteilt worden.«

»Von welcher Hauptstadt?«

»Von der Hauptstadt Irans!«

»Wie kommt es dann, dass Sie mir den Befehl erteilt haben, Sir? Darf ich Sie fragen, welche Position Sie innehaben?«

»Colonel, Sie sind hartnäckig und feindlich gestimmt. Man kann sogar sagen, Sie sind ungehorsam!«

»Ja, ungehorsam Ihnen gegenüber vielleicht!«

»Hier geht es um die Verständigung zwischen zwei Staaten, die Sie hartnäckig verhindern wollen. Sonst hätten Sie den Befehl nicht ...«

»Befehl? Wenn es sich um einen Befehl der iranischen Regierung gehandelt haben sollte ...«

»Der Iran hatte keine Regierung, mein Herr. Warum wollen Sie das nicht einsehen?«

»Das ist mir bekannt. Gerade deshalb hätten Sie und ich uns um die Gründung einer iranischen Regierung kümmern müssen.«

»Womöglich auch noch eine nationale Regierung! Sie sind ein unverbesserlicher Romantiker. Ihr Nationalismus ist höchst befremdlich. Ich hätte mit größerem Nachdruck befehlen müssen, dass die Nomadenstämme sich gegen Sie auflehnen.«

»Das haben Sie letztendlich doch getan und sind wie immer uns zuvorgekommen. Es war mein Fehler, dass ich Sie nicht verbannt und aus dem Gebiet, für das ich verantwortlich war, nicht hinausgeworfen habe.«

»Vielleicht hatten Sie ganz einfach nicht die Macht dazu! Dennoch ist die Umlagerung des Konsulats eines befreundeten Staates, die Sie

angeordnet haben, längst nicht vergessen. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, werden wir einen solchen Affront nicht hinnehmen.«

»Sie sind ein guter Verfechter der Interessen Ihres Landes. Ich hoffe, wir werden von Ihnen lernen.«

»Sie hätten aus den Erfahrungen und Resultaten, die Ihr Namensbruder, Amir Kabir, erzielt hat, viel lernen können.«

»Das haben wir, Sir.« Der Colonel stand auf, ging zum Kamin, legte seinen Ellbogen auf den Sims und wischte mit seinem weißen Taschentuch das Blut von seiner Kehle.

Auch der Konsul erhob sich, nahm seinen Hut vom Tisch, fasste mit derselben Hand den Griff seines Stocks, rückte die Fliege unter seinem Adamsapfel zurecht, räusperte sich und sagte mit scharfem Blick zum Colonel: »An Ihrer Stelle würde ich mehr auf meinen eigenen Kopf achten.«

»Gibt es noch etwas, was Sie mir mitteilen möchten?«

Der Konsul lächelte nur. Um den Colonel richtig sehen zu können, musste er den Kopf ein wenig heben, dabei glänzten seine Haare am Nacken und hinter den Ohren, Haare, die wie der Schwanz einer Henne aussahen. Er blieb einen Augenblick lang still stehen, doch dann setzte er sich wieder hin, legte seinen Stock und Hut auf den Tisch, stützte die Ellbogen auf den Tischrand, legte sein Kinn auf seine Fäuste und starrte den Colonel durch die Brillengläser an. Die letzte Frage war eine Beleidigung gewesen, und er durfte nicht erniedrigt das Zimmer verlassen.

Doch der Colonel stand wie ein Felsen unter seinem eigenen Bild am Kamin und wischte immer wieder mit einem weißen Taschentuch das Blut von der Kehle. Er ließ den Konsul absichtlich warten.

Der Konsul verlor die Geduld, und dieses Mal klang in seinem Ton eine Drohung mit. Seine gelben Augen verengten sich. »Mit Ihrem Stolz werden Sie noch böse enden. Ein Tribunal wurde eingesetzt. Es wird über die Straftaten während der letzten hundert Jahre richten, von Amir Kabir bis zu Ihnen, Colonel Mohammad Taghi Khan. Ich hoffe, Sie werden Haltung bewahren!« Er stand auf und fuhr fort: »Ich wünsche Ihnen viel

Geduld und Ausdauer! Die Übergriffe sind beträchtlich. Die Überprüfung war notwendig, eine historische Überprüfung. Wir haben ein langes Gedächtnis, auch wenn wir versuchen, geduldig zu sein. Das Gericht wird von Leuten aus dem gemeinen Volk geleitet, Colonel, von Ihren eigenen Kindern, von der Jugend Ihres Heimatlandes!«

Offensichtlich wollte der Konsul den Colonel provozieren. Der Colonel versuchte sich zu beherrschen, doch seine Augen waren gerötet wie zwei Becher voll Blut, seine Stimme bebte, als er den Konsul anfuhr: »Sir, lassen Sie Ihre Machtspiele. Wir werden Ihnen die Maske vom Gesicht reißen.«

Der Konsul war wieder ganz ruhig. Er lächelte sogar und nahm aus der feuchten Tüte ein Bonbon und steckte es sich in den Mund. Anzüglich sagte er: »Überstürzen Sie nichts, Colonel, alles zu seiner Zeit. Kein erfahrener Soldat verlässt seinen Schützengraben, bevor er sich nicht einen neuen gebaut hat! Ach, ein Mann von Ihren Talenten und umfassender Bildung! Ein Kenner von Nietzsche und Wagner … Es schmerzt, Sie scheitern zu sehen. Sie waren zu schade für dieses Land, für diesen steinigen Boden. Hätten Sie damals meinen Rat befolgt, wären Sie heute nicht verbittert und schutzlos der Volkswut ausgeliefert. Der Wut und Rache Ihrer Kinder.«

»Ich durfte mein Land nicht verlassen, Herr! Logisch gedacht, waren Sie es, der hätte gehen müssen …«

»Ich habe Ihnen gesagt, warum ich geblieben bin. Aber Sie … Von Ihrem Geist und Ihrer Seele wird nichts übrig bleiben, Colonel. Ihre missratenen Kinder werden Sie auffressen mit Haut und Haar – sie haben Wolfszähne! Sie werden Sie für Ihre Vaterlandsliebe bestrafen, Colonel. Können Sie sich das vorstellen? Ihre Kinder!«

»Meine Kinder werden es Ihnen irgendwann heimzahlen, Exzellenz. Das verspreche ich Ihnen.«

»Einstweilen tönte es aber ganz anders, Colonel! Hören Sie nicht den Mob auf den Straßen? Ihre Kinder sind dabei, sich mit ihren Wolfszähnen gegenseitig zu zerreißen. Kein schöner Anblick!«

»Wir werden unseren Weg gehen, Herr. Ich spreche von der Zukunft.«

»Vor der Tür, schau, da draußen, warten schon Ihre Kinder auf Sie. Ein

tragisches Schauspiel! Aber ich schlage Ihnen vor, etwas flexibler zu sein. Das wird die Strafe mildern. Ein Kopf lässt sich nur einmal abhacken!«

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann griff der Konsul nach Hut und Stock und sagte mit einem festen Blick zum Colonel: »Sie zeigen Haltung. Ich bewundere das. Die Ehre gebietet mir, es Ihnen zu sagen. Aber Ihre Aufsässigkeit ist empörend. Man wird Ihnen das Rückgrat brechen müssen!«

»Gibt es noch etwas, was Sie zu sagen haben?«

Nein, alles war gesagt ... Der alte Mann zitterte wieder. War nun der Wahnsinn über ihn gekommen? All das war unwirklich und doch ganz real. Er stand wieder allein im eintönigen, erbarmungslosen Geräusch des Regens und spürte die Dämmerung. Das Zimmer war finster geworden. Schattenhaft sah er Hände, sie banden den alten Colonel mit der Schulter am Sattel eines Pferdes fest und führten ihn durch den Regen hinaus auf die Gasse. Der Colonel ging aufrecht und mit festem Schritt. Er kümmerte sich nicht mehr um das Blut, das aus der Kehle auf seine Schulter und Brust rann.

Das Zimmer musste hell werden. Die zitternde Hand des alten Mannes schob den Lichtschalter nach oben. Im Schein der Lampe sah er, dass im großen Bilderrahmen das Bild des Colonels fehlte und die Fotos seiner Kinder zertreten auf dem Boden herumlagen. Die Regentropfen prasselten auf das alte Blechdach, und die Flamme im Ofen war ausgegangen. Es sah aus, als sei nun alles zu Ende. An der Wand hingen immer noch sein Dolch und der Sitar, auf denen fingerbreit hoch Staub lag. Er spürte plötzlich Lust, den Sitar zu nehmen, den Staub abzuwischen und ein paar Töne ... Aber nein, er durfte keine Zeit mehr verlieren, musste schnell, so schnell wie möglich, alles erledigen, was noch zu tun war. Die Bonbontüte und die fünfunddreißig Tuman ... Er nahm sie und ging hinaus.

Als er die Terrasse betrat, hörte er die geborstene Stimme, die der Hass zerstört hatte. Unversehens stand er vor dem verkrümmten Wesen, das wie eine geballte Faust in eine Soldatendecke gewickelt war. Das Gesicht verbrannt, die Zähne zertrümmert, Hände wie Krallen. Es schrie: »Du hast die Menschen wie Hunde geschlachtet, Ali Seyf!« Und dann: »Ich habe ihn

getötet, ich habe ihn tausendmal getötet! Er lag hinter einem Sandsack und stöhnte. Ich merkte, dass er keine Munition mehr hatte, aber ich gab mir keine Mühe, festzustellen, ob der Lauf seines Maschinengewehrs noch heiß oder kalt war. Ich wollte keinen Vorwand finden, ihn zu verschonen. Ja nicht zweifeln. Ich warf mich auf ihn. Sein Gesicht sah ich nicht. Das war auch gut so. Ich sah nur die klaffende Wunde an seinem Hals. Ich hätte ihn sterben lassen oder wegbringen können. Aber nein, ich ging mit dem Bajonett auf ihn los. Der erste Stoß direkt in die offene Wunde. Was danach kam, merkte ich selbst nicht mehr. Als ich mit dem Töten aufgehört hatte, besaß ich immer noch so viel Kraft, um ihm die Armbanduhr abzunehmen und sie an mein Handgelenk zu binden. Mir wurde übel, ich musste kotzen. Danach fiel ich in Ohnmacht. Ich dachte, mein Vater werde sich freuen, wenn ich ihm eine Armbanduhr mitbringe, Ali Seyf!«

Der Colonel öffnete die Bonbontüte und hielt sie vor das verbrannte Gesicht und die irren Augen Abdollahs. Doch dann fühlte er sich auf der Terrasse ganz allein. Abdollah war verschwunden. Doch nein, im Dunkel lag ein verkrümmtes und buckliges Wesen wie ein schwerer Stein unter dem Käfig des Kanarienvogels. Die Pupillen seiner merkwürdigen Augen leuchteten in der Dunkelheit, so wie die Augen der fleischfressenden Tiere, die nachts im Wald oder in der Wüste leuchten, das eine blau, das andere gelb.

Der Colonel hörte, wie er sagte: »Ich bin stumm, Colonel, ich bin stumm!«

»Ich auch, ich auch, mein Sohn. Und jetzt muss ich gehen und einiges erledigen.«

Als der Colonel den Rathausplatz erreicht hatte, sah er eine große Versammlung, Menschen waren einander über Schultern und Köpfe gestiegen. Im Regen und in der Finsternis konnte er kein einziges Gesicht erkennen. Er sah nur aufgerissene Münder und Augen, aufgerissene, furchterregende Augen. Als habe man die ganze Versammlung mit einem Trunk in Rausch versetzt. Aber für den Colonel gab es keinen Grund mehr, sich zu fürchten. Er besaß nichts, dessen Verlust er fürchten müsste.

Er öffnete die Tüte und hielt die farbigen Bonbons vor die ihm bereits entgegengestreckten Hände. Sie nahmen die Bonbons wie als Willkommensgruß zum Beginn des Spektakels. »Viel Glück«, riefen sie und öffneten dem Colonel den Weg zum Zentrum des Platzes.

Sie hatten die Angeklagten, wie Kriegsgefangene, auf die nassen Pflastersteine gesetzt und, wie es aussah, auch bereits einige für ihre Taten bestraft. Amir Kabir kniete vor allen anderen auf dem Boden. Als Einziger stand der Colonel noch aufrecht.

Das Ganze war wie ein albtraumhaftes Panorama der Geschichte, gehalten in Grau und Schwarz, auf dem Hintergrund einer Landschaft, die in Nebel und Regen getaucht war. Selbst das Blut aus der Kehle des Colonels, aus den Händen Amir Kabirs, aus dem Herzen von Heydar Khan Amoghli und den Beinen Sattar Khans sah gräulich aus. Gräulich war auch die Bettdecke, die man um Mossadeghs Schultern gelegt hatte. Nur auf der linken Seite des Gemäldes leuchteten grell und scharf senkrechte rote Linien. Ein Mann mit einem roten Schal hing an einem roten Galgen. Seine Brillengläser waren zerbrochen, ohne aus dem Rahmen herausgefallen zu sein. Völlig nackt hing der Mann am roten Galgen. Offensichtlich hatte man die Absicht, ihn öffentlich zu erniedrigen. Unsichtbare Hände ließen den hängenden Körper in alle Richtungen hin und her baumeln, damit er von allen Seiten im Scheinwerferlicht sichtbar wurde. Der nackte Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen, was offenbarte, dass der Mann seine Jugend in feuchten Kerkern verbracht hatte. Aber warum wurden die entblößte Scham und das Unglück dieses Mannes so hartnäckig zur Schau gestellt, da doch diese Zurschaustellung seine Mutter nicht daran hinderte, seinen Tod zu beklagen und unentwegt zu schreien: »Ich kenne meinen Sohn nicht, das ist er nicht, zeigt mir meinen Sohn!«

Aber diese Klagen zeigten bei Ghorbani Hadjadj keinerlei Wirkung. Er dachte nur an Vernichtung und war nicht gewillt, die Azari-Sprache der Mutter in seinen arabischen Schädel aufzunehmen. Es war seine Leidenschaft, vor der Vernichtung auch noch die Ehre eines ganzen Volkes in den Dreck zu ziehen. Wie konnte man da von Ghorbani Hadjadj erwarten, dass er auf die Klagerufe einer Mutter aus Aserbaidschan

Rücksicht nimmt, die vor dem Leichnam ihres Sohnes kniet, den Henker anfleht und schreit: »Hört, ihr gläubigen Muslime, dies ist nicht mein Junge, Taghi, mein Sohn! Zeigt mir meinen Sohn!«

Ein weiterer Vorzug des Ghorbani Hadjadj bestand darin, dass er seinen Opfern, nachdem sie sich selbst denunziert hatten, die Freiheit ließ, die Art ihrer Bestrafung selbst zu wählen, über ihre Todesart selbst zu entscheiden. »Doch nur unter einer Bedingung: Das Opfer muss seine Entscheidung über die Lautsprecher bekannt geben!« Der Colonel hörte die Stimme seines Schwiegersohns über den Platz hallen: »Gott sei Dank gibt es eine große Auswahl, nämlich mehr als eintausendvierhundert Arten von Bestrafung, von denen jede zur Sühne einer bestimmten Straftat vorgesehen ist.« Ghorbani zählte nun die Verbrechen der Angeklagten auf.

In diesem Moment fiel der Blick des Colonels auf den alten Mossadegh, der, eingewickelt in eine alte Soldatendecke, immer noch auf dem Boden hockte. Er hatte sein rechtes Knie nach vorn geschoben, den Stock an die Schulter gelehnt und mit der Spitze aufgestützt. Mit gesenktem Kopf starrte er auf den Boden. Er sah aus wie ein Schäfer, dessen Herde von Wölfen überfallen worden war. Ein weises, bedächtiges Lächeln bildete eine zarte Falte um seine Lippen. Der Schein von Khazars Antlitz drang geisterhaft durch den Nebel. Nun war Heydar Amoghli an der Reihe, der, zu Beginn des Schneesturms, den kalten Gewehrlauf vom Mirza Kutschak Khan auf sein eigenes Herz zielte und während er neben dem knienden Sattar Khan und Scheich Mohammad Khiabani stand, den Schießbefehl erteilte. Dann kam der alte Colonel, der stehend seinen abgehackten Kopf, seinen blutigen Haarschopf, wie eine Gaslampe in der Hand hochhielt. Und schließlich kam Amir, der große Amir Kabir, an die Reihe. Still und voller Gram kniete er auf seinem Platz wie auf einem Gebetsteppich, die Handflächen auf die kalten Pflastersteine gestützt, auf die Erde starrend. Das kakifarbene Blut, das aus den Adern seiner Arme floss, schien er nicht zu bemerken.

Auf einmal erscheint Ghorbani Hadjadj mit einem Dolch in der Hand, dessen Schneide noch durch das Blut aus der Brust Dadwijehs grau gefärbt

ist. Seine Ärmel sind hochgekrempelt, die Flügel seines Umhangs an seinem Gürtel festgebunden. Die Schleifen, die von drei Seiten seines Helms herunterhängen, sind geschmückt mit glänzenden Rubin- und Smaragdsteinen. Seine nackten, hässlichen Füße sind bis zu den Knöcheln beschmiert mit Dreck, Blut und Schlamm. Die Worte kommen ihm tief aus der Kehle. Mit jedem Wort sprüht Spucke aus seinem Mund heraus. Er stellt sich neben Amir Kabir, beschimpft ihn mit Worten, von denen jedes wie ein Prügel ist. Er bezeichnet ihn als Hauptangeklagten und fordert ihn auf, die Art seines Todes zu wählen.

Ohne aufzuschauen und Ghorbani Hadjadj eines Blickes zu würdigen, sagt Amir: »Der Kopf!«

Der Colonel erinnerte sich an frühere Zeiten, als die Menschen auf dem Exekutionsplatz Münzen unter die Füße der Erhängten warfen, um Buße zu leisten. In dieser Handlung steckte eine Selbsterniedrigung, denn in Wirklichkeit wollten sie sich von der Mitschuld freikaufen. Wie kann man bloß an der brutalen Methode des Köpfens Gefallen finden! Vor allem wenn der Körper auf den Knien ruht und die Handflächen sich auf den Boden stützen. Was für eine abscheuliche Rache!

Er nahm die übrig gebliebenen Bonbons aus der Tüte, streute sie, wie ein Bauer die Samenkörner, auf das geflossene Blut und die abgehackten Köpfe. Er sah noch die aufrechte Gestalt des alten Colonels und dessen abgehackten Kopf, der, auf Händen hochgehalten, wie eine Fackel leuchtete. Dann wurde es schwarz um ihn.

Als er die Stirn vom kalten Pflasterstein hob, war ihm immer noch schwindlig. Zögernd und etwas bang öffnete er die Lider. Der Regen hatte aufgehört, und der Platz war leer. Nur die Schritte der Wächter auf den nackten Pflastersteinen hallten in seinen Ohren. Der ganze Platz war mit Blut bespritzt. Er schaute um sich und sah in der Ferne den Geleitzug der Angeklagten davonziehen. Jeder trug eine Fackel in der Hand und seinen Kopf unter dem Arm. Allen voran ging der alte Colonel. Seine alten Stiefel glänzten beim Vorbeigehen von den Lichtern der Kapellen, die zum Gedenken an seine Kinder errichtet worden waren.

»Meine Väter, meine Väter!«

Der Colonel konnte Amirs Worte nicht verstehen. Amir stand seinem Vater gegenüber und hatte Schaufel und Hacke wie ein erfahrener Totengräber über die Schultern gelegt. »Haben wir uns nicht schon alles gesagt? Obwohl wir verschiedenen Generationen angehören, sind unsere Beobachtungen und Erfahrungen dieselben. Wir sind eins geworden. Mit einer Ausnahme, da bin ich mir sicher, aber ich habe keinen Mut, es zu gestehen …«

Der Colonel erhob sich. Dass seine Kleider mit Blut beschmiert waren, machte nichts mehr aus. Schulter an Schulter ging er mit seinem Sohn. Das Geräusch ihrer Schritte auf den Pflastersteinen war das einzige, das er hörte. Beide blieben am Rand des Platzes stehen. Es schien, als hätten sie es längst akzeptiert, dass nun jeder von ihnen seinen eigenen Weg gehen musste.

»Von dem Propheten ist die Weisung überliefert, dass man Tote nicht in der Nacht begraben soll.«

Amir machte sich auf den Weg zum Friedhof. Der Colonel blickte seinem Sohn nach, ohne sich für ein Gefühl des Mitleids Zeit zu nehmen. Denn er hatte noch genug zu erledigen.

»Ich muss los!«

Masuds Märtyrer-Denkmal erhellte die ganze Gasse. Als der Colonel daran vorbeiging, merkte er, dass er seine linke Hand immer noch geballt hielt. Die fünfunddreißig Tuman lagen noch, feucht von Schweiß, in seiner Faust. Er blieb vor dem Denkmal stehen, warf die zerknüllten Geldscheine davor und ging weiter.

Ich habe keine Zeit, mein Sohn! Ich muss nach Hause, muss mir zunächst etwas für den Kanarienvogel einfallen lassen.

Er wusste, würde er den Vogel freilassen, könnte er, der sein ganzes Leben im Käfig verbracht hatte, nicht fliegen. Er würde also nicht weiterleben können. Aber das war dem Colonel lieber, als den Vogel im Käfig sterben zu lassen.

Er trat in den Hof, wollte gleich die Treppe hochgehen, um den Käfig zu öffnen. Doch die schrille Stimme der alten schwarzen Katze am Rande des Beckens zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er drehte sich um und

schaute sie an. Auch die Katze blickte ihn an. Er stampfte auf den Boden und schrie, aber die Katze rührte sich nicht.

Will sie mir wirklich schamlos ankündigen, dass sie nur darauf wartet, Parwanehs Kanarienvogel zu fressen?

Der Colonel hätte sie gerne getötet, wollte aber erst nach dem Vogel sehen. Er ging über die Terrasse auf den Gang, schaltete das Licht ein und näherte sich dem Käfig, der an der Wand hing. Der Vogel war nicht mehr da. Er konnte es nicht glauben. Er nahm den Käfig von der Wand, hielt ihn gegen das Licht. Nein, der Vogel war weg.

»Sie beschämen mich, Colonel. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn. Ich habe den Vogel gefressen. Er war doch längst tot.«

Es war die Stimme Abdollahs. Mit schielenden Augen schaute er zu ihm hoch … Aber der Colonel wollte sich nicht beim Gedanken aufhalten, was dem unglücklichen Vogel Parwanehs widerfahren war. Angeekelt sagte er nur: »Sei es drum.« Er wollte jetzt ein wenig auf der Terrasse stehen, die Luft nach dem Regen einatmen und sich an jenen Tag erinnern, an dem er kurz vor der Dämmerung, nach dem Regen den Schein der Sonne auf dem ockerfarbenen Blechdach gesehen hatte. Er kreuzte die Arme über der Brust, schaute in den Abendhimmel und dachte: Oh Sonne, unsere Hoffnung, morgen wird sie scheinen, genau wie an jenem Tag, als man den Leichnam Mohammad Taghis brachte. Wohl denen, die morgen noch am Leben sind. Ich beneide sie nicht. Nein, die Qualen des Lebens öffnen Augen und Ohren, martern die Seele, sie können dir aber auch die Engstirnigkeit und Niedertracht aus der Seele treiben. Warum also kleinlich und missgünstig sein, den anderen nichts gönnen und das Ende des eigenen Lebens mit Bosheit besudeln? Die Hoffnung auf das Leben kann auch dem Tod Jugend und Schönheit verleihen …

In diesen letzten Augenblicken fühlte er, wie sein gekrümmter Rücken sich allmählich aufrichtete und er die Luft nach dem Regen genießen konnte.

Nein, ich wollte niemals erbärmlich sterben. Gerade in dieser Situation ist mir ein armseliger Tod zuwider …

Er musste also zunächst eine Dusche nehmen, sich rasieren, seine Haare

kämmen und seine Uniform anziehen. »Ich bin ein Soldat!« Das durfte nicht in Vergessenheit geraten. Er hängte die Achselbänder um die Schultern, holte seine Stiefel aus dem Koffer, putzte sie und zog sie an. Seine Abzeichen hatte man ihm, nachdem ihm das Tragen der Uniform untersagt worden war, abgenommen. Er empfand jetzt, dass er dem Tod zuvorgekommen war und seinen Körper von dessen glitschigen und schmutzigen Spuren gereinigt hatte. Er war jetzt rein. Er musste nur noch den Staub von seinem geliebten Sitar abwischen und ihn wieder zur Erinnerung an die Wand hängen.

Ich bin sicher, dass irgendjemand ihn eines Tages zum Klingen bringen wird ...

Nun nahm er den Dolch von der Wand, wischte mit der Hand den Staub ab und prüfte noch einmal mit dem Finger die Schärfe der Schneide, die im Schein der Lampe glänzte.

Bevor ich sterbe, muss ich alle Lichter im Haus einschalten. Auch die in den Zimmern meiner Kinder ...

Wenn es möglich gewesen wäre, hätte er ein Lichterfest veranstaltet. Bevor er sich auf den Weg machte, nahm er Amirs Testament an sich, das auf dem Tisch unter der Zuckerdose lag. Er wollte vielleicht einen Blick darauf werfen und auch sich an das erinnern, was er selbst geschrieben hatte: »Wenn die Menschen in Zukunft dafür Muße finden, um ihre Vergangenheit zu beurteilen, würden sie vermutlich sagen: Unsere Vorfahren waren mächtige Menschen. Sie haben sich für die große Lüge, an die sie geglaubt und die sie verbreitet haben, geopfert. Und als sie begannen, an ihrem Glauben zu zweifeln, hatten sie keine Köpfe mehr auf ihren Schultern! Vielleicht werden einige Krämerseelen unter ihnen die Meinung verbreiten, die Menschen könnten glücklich werden, wenn sie aus der Reihe der Henker die gerechtesten auswählen!« Er legte das Blatt Papier wieder unter die Zuckerdose, betrachtete noch einmal im Schein der Lampe die glänzende Schneide des Dolchs, fühlte mit sauberen Fingern seine Halsader und ging aus dem Zimmer hinaus auf die Terrasse.

Habe ich wirklich alle Lichter eingeschaltet? Es muss sein. Ja, ja, das habe ich! ...

Nach jener regenlosen Nacht waren in den dunklen, schmalen Gassen Klangfetzen eines alten Sitars zu hören. Die Menschen auf den Straßen erzählten sich, sie hätten einen alten Mann gesehen, der mit einer Gaslampe in der Hand durch die Gassen irrte und immer wieder das Lied sang:

Wenn du auf deinem Wege
einen abgeschnittenen Kopf siehst,
der zu uns auf den Platz rollt,
frag ihn, frag ihn, wie es um uns steht,
und du wirst von ihm unser Geheimnis erfahren!

Nachwort

Der Roman *Der Colonel* schildert den Untergang einer Familie: eines Offiziers der Schah-Armee, seiner Frau und seiner fünf Kinder. Ihr Schicksal symbolisiert den Zerfall einer ganzen Gesellschaft, ausgelöst durch die Revolution von 1979. Der Schah wurde aus dem Land gejagt, die zweieinhalbtausend Jahre alte Monarchie in die Geschichte verbannt. Ein ganzes Volk stellte sich gegen die alte Ordnung, jeder hoffte auf bessere Zeiten, auf die Verwirklichung seiner Wünsche und Utopien, auf Freiheit und Unabhängigkeit. Doch die Situation, die wir im Roman antreffen, ist ganz anders: Es herrscht Chaos, die Grenzen zwischen Leben und Tod verschwimmen, an jeder Ecke steht ein Märtyrer-Denkmal, aus den Gassen vernimmt man Trauergesänge. Das Land steht abermals am Abgrund.

Die Revolution von 1979 war weit mehr als ein Regime- oder Systemwechsel, sie war auch ein Akt der Rache, der Schlussstrich unter einer Rechnung, die seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts offenstand. Die konstitutionelle Revolution von 1906 leitete die moderne Geschichte Irans ein, und schon hier standen sich der Hof, der konservative Klerus, die westlich orientierten Liberalen, Nationalisten und die Linken feindlich gegenüber. Aus diesem Kampf zwischen Fortschritt und Restauration ging zunächst der Hof als Sieger hervor. Der absolute Herrscher Reza Schah, der mit Nazi-Deutschland liebäugelte, sorgte zwar für technischen Fortschritt, seine Schreckensherrschaft schaltete jedoch alle anderen Kräfte aus, auch den Klerus. Fortan durften Frauen keinen Schleier mehr tragen, den Mullahs wurde auf offener Straße der Turban vom Kopf gerissen und der Bart abrasiert – eine Demütigung, die tiefe Wunden und Rachegefühle hinterließ.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine Wende. Die alliierten Mächte, die Sowjetunion und Großbritannien, besetzten den Iran und zwangen den Schah zur Abdankung, er wurde auf die Mauritius-Inseln verbannt. Dem

Diktator, der stets auf nationale Unabhängigkeit gepocht hatte, folgte der unerfahrene, politisch eher desinteressierte, gut lenkbare Sohn. Mit ihm, so das Kalkül, würden die ausländischen Interessen viel leichter durchsetzbar sein. Es entstand für kurze Zeit ein Machtvakuum, das verschiedenen Strömungen die Chance bot, auf die politische Bühne zurückzukehren.

In dieser kurzen Phase der iranischen Geschichte kamen Liberale und Demokraten zum Zug. Unter der Führung von Mohammad Mossadegh forderten sie die Nationalisierung der Ölindustrie und damit das Ende der britischen Vorherrschaft im Iran. Tatsächlich wurden die Briten gezwungen, das Land zu verlassen, doch ein vom Geheimdienst CIA organisierter Putsch brachte Mossadeghs Regierung zum Sturz. Damit konnten die USA die Nachfolge der Briten antreten. Sie rüsteten die Armee auf, organisierten einen gut funktionierenden Geheimdienst und machten aus dem jungen Schah einen ihnen willigen Diktator.

Als es fünfundzwanzig Jahre später zum Volksaufstand kam, gelang es der islamischen Geistlichkeit unter der Führung von Ayatollah Khomeini, sich an die Spitze der Bewegung zu setzen und nach dem Sturz des Schahs die Macht an sich zu reißen. Ihr Ziel war die totale Islamisierung der Gesellschaft, die Zerstörung aller bis dahin errungenen demokratisch-liberalen Werte. Damit nicht genug, für die Islamisten kam die Zeit der Abrechnung. Nicht nur, dass sie alle anderen politischen Strömungen ausschalteten und deren Vertreter liquidierten, sie versuchten auch, durch einen »Kulturkampf« alles auszumerzen, was die Moderne im Iran bis dahin hervorgebracht hatte.

Dazu gehörte aber auch ein weiterer, nicht minder wichtiger Aspekt: das Verhältnis Irans zur Außenwelt, insbesondere zum Westen. Der Iran war zwar nie eine Kolonie gewesen, wurde jedoch seit der Entdeckung der Ölquellen durch den Briten William Knox D'Arcy Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts von der britischen Ölgesellschaft BP beherrscht. Nach der Verstaatlichung der Ölindustrie setzte sich die Fremdherrschaft durch die USA fort. Mehr als zehntausend amerikanische »Berater« saßen an den Schaltstellen der Macht und bestimmten die politische Marschrichtung.

Die Wunden der täglichen Demütigungen, die das Volk fast ein Jahrhundert lang durch Fremdbestimmung erleiden musste, saßen tief. Die Ablehnung der verhassten Fremdherrschaft einte neben dem Kampf gegen die Schahdiktatur alle politischen Strömungen in der Revolution von 1979. Es gehört zur Tragik der iranischen Geschichte, dass diese emanzipatorische Zielsetzung, die im Ruf der Aufständischen nach Unabhängigkeit und Freiheit zum Ausdruck kam, später von den Islamisten zur Legitimierung ihrer rückwärtsgerichteten Ideologie missbraucht wurde. So kam es, dass die Revolution, statt mit verkrusteten, antiquierten moralisch-gesellschaftlichen Vorstellungen aufzuräumen, sie neu belebte.

Auf diesem geschichtlichen Hintergrund spielt der Roman.

Es ist erstaunlich, dass dreißig Jahre vergehen mussten, bis in der iranischen Literatur ein bedeutendes Werk erscheint, das sich mit dieser Geschichte intensiv auseinandersetzt. *Der Colonel* ist die erste große, literarische Verarbeitung dieser dramatisch bewegten Zeit.

Es ist kein Zufall, dass gerade Mahmud Doulatabadi, der wohl populärste lebende Autor Irans, sich dieser schweren Aufgabe widmete. Wie bei kaum einem anderen Autor sind sein Leben und Werk mit der iranischen Geschichte und Kultur verbunden. Die Kindheit verbrachte er in seinem Geburtsort Doulatabad, im Nordosten Irans, in jener Gegend, aus der viele Figuren seiner zahlreichen Werke stammen. Schon als Kind musste er als Hirte und Landarbeiter schwere Arbeit leisten, oft bis zu fünfzehn Stunden am Tag in der prallen Sonne, am Saum der großen Salzwüste. »Der schwere Kampf zwischen dem harten Stein und dem zerbrechlichen Glas in meinem Innern, unzählige Splitter auf der trockenen Erde, Menschen, bedroht von Armut und Hungersnot ...«

Mit dreizehn verlässt er das Dorf, ist auf sich allein gestellt und verdient zunächst in Maschad und Sabsewar, dann in Teheran als Friseur, Kartenkontrolleur im Kino, Anzeigensammler für Zeitungen sein Brot, besucht nebenher die Schule. Er ist ohne Obdach, die Nächte verbringt er oft auf der Straße. In seiner Freizeit verschlingt er jedes Buch, das ihm in die Hände kommt. Ohne Abitur wird er an der Theaterakademie

aufgenommen, er schreibt seine erste Erzählung *Abgrund der Nacht*. Hier beginnt seine literarische Laufbahn. 1969 erscheint die erste Sammlung seiner Erzählungen, es folgen zahlreiche Veröffentlichungen, Drehbücher, Theaterstücke, literaturkritische und politische Essays. Dann nimmt er die Arbeit an *Kelidar*, einem zehnbändigen, rund dreitausend Seiten zählenden Epos auf. Zwei Jahre Kerker unter dem Schahregime, danach die tobende Revolution und schließlich die Wehklagen des heiß geliebten, sterbenden Vaters können sein unermüdliches Schaffen nicht beeinträchtigen. 1983, nach fünfzehn Jahren, ist das Werk vollendet. Die Veröffentlichung ist eine Sensation, die ihn mit einem Schlag berühmt macht. »Ich war völlig erschöpft, hoffte endlich Ruhe zu finden, aber ich war zum Schreiben verdammt.« Schon plant er das nächste Mammutwerk, *Vergangene Zeiten betagter Menschen*.

Während der Arbeit an *Kelidar*, der er sich mit seinem ganzen Wesen hingab, ignorierte er die Ereignisse draußen, sie verfehlten aber offenbar nicht ihre Wirkung auf ihn. »Ich spürte eine starke Unruhe in mir, einen inneren Zwang, der mich bis an den Rand des Wahnsinns trieb.« Dann kam die entscheidende Nacht.

»Es war ein Traum, ein Albtraum. Ich sah die einzelnen Figuren, den Colonel und seine Kinder, spürte die Atmosphäre vor und nach der Revolution, die ganze Geschichte lief wie im Zeitraffer vor meinen Augen ab. Als ich aufwachte, setzte sich der Albtraum fort. Ich begann sofort das Erlebte niederzuschreiben, sonst hätte ich den Drang, der mich innerlich aufwühlte, nicht ausgehalten.«

Der Colonel, die Hauptfigur, ist Offizier der Schah-Armee, aber kein blinder Befehlsempfänger Seiner Majestät, sondern ein Soldat mit Prinzipien, ein Patriot, der zu seinem Schwur steht, einzig den Interessen des eigenen Landes zu dienen. Folglich verweigert er die Teilnahme an der Niederschlagung eines Aufstands in der Provinz Dhofar im Staat Oman am Persischen Golf, zu der die Schah-Armee seitens Großbritanniens und der USA beauftragt worden war. Das ist nach Auffassung seiner Vorgesetzten Befehlsverweigerung und Fahnenflucht, wofür er mit Gefängnis bestraft wird. Aber ist es Landesverrat, wenn ein Offizier sich weigert, im Auftrag

einer fremden Macht Krieg zu führen? Nein, meint der Colonel und ist dabei stolz, seinem Vorbild Colonel Mohammad Taghi Pessian gefolgt zu sein, einem legendären Patrioten, der sich in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg gegen die Einflussnahme Großbritanniens und Russlands zur Wehr setzte. Eine Zeit lang war dieser »alte Colonel«, wie er im Roman genannt wird, der mächtigste Mann in der Provinz Chorasan, im Nordwesten Irans. Erst durch Intrigen und die Verbreitung falscher Informationen gelang es den Herrschenden in der Hauptstadt Teheran, die Stämme gegen den populären Offizier aufzuwiegeln. Es kam schließlich zu einem Gefecht, bei dem der alte Colonel in einen Hinterhalt gelockt und getötet wurde. Er wurde geköpft, sein Schädel nach Teheran gebracht. Der alte Colonel taucht im Roman immer wieder als besseres Gewissen, als Vorbild des Protagonisten auf, am markantesten in einem Streitgespräch mit dem britischen Botschafter.

Ein ähnliches Schicksal erlebte Mirza Taghi Khan Amir Kabir, ein großer Staatsmann, von dem Amir, der älteste Sohn des Colonels, eine Statue erstellt. Amir Kabir, der Mitte des 19. Jahrhunderts als Kanzler unter dem Kadscharen-König Naser ad-Din Schah tätig war, wurde vor allem dadurch zur Legende, dass er sich gegen jede Fremdherrschaft und für die nationalen Interessen des Landes einsetzte. Zudem gilt er als Gründer des modernen Irans. Auch er geriet mit der Zentralregierung in Konflikt und wurde schließlich in der Stadt Kaschan, im Süden Irans, in einem öffentlichen Bad ermordet.

Der Colonel hat fünf Kinder, drei Söhne, zwei Töchter. Er weiht sie in die iranische Geschichte ein, versucht sie aufzuklären, aber sie werden vom Sog der Revolution mitgerissen. Jedes von ihnen geht seinen eigenen Weg – im Roman repräsentieren sie verschiedene politische Strömungen. Während des Volksaufstands und in den Jahren danach war im Iran fast jede Familie durch solche Richtungskämpfe zerrissen. Nicht selten führten die Auseinandersetzungen zu Feindschaften und zum Zerfall der Familie. »In der Revolution sucht jeder Jugendliche seine eigene Wahrheit, seine Lebenswahrheit. Und natürlich, nichts weckt bei Jungen so viel Leidenschaft wie die Revolution. Wie die Taube, die zur Sonne fliegt, so

hoch, bis sie verbrennt. Ein solcher Akt ist für die Jugend der Gipfel der Wahrheit. Genau das ist meinen Kindern widerfahren, die Revolution hat sie mir geraubt«, klagt der Colonel. »Wehe, wehe den Nachbarn, den Mitbürgern, den Landsleuten, wenn die Jugendlichen von ihrem hohen Flug, von der Grenze des Verbrennens zurückkehren und mitten in einer Welt voller List und Verlogenheit ihre Wahrheit finden wollen. Dann werden die glühenden Fetzen ... die geschmolzenen Fetzen ... ein Strom aus Feuer und Glut ...«

List und Verlogenheit verkörpert die Figur Ghorbani Hadjadjs. Der Schwiegersohn des Colonels ist einer von jenen Tausenden, die immer obenauf schwimmen, vor und nach einer Revolution. Hadjadj weiß immer, woher der Wind weht, richtet sich danach, scheut kein Verbrechen, tritt, ohne Scham zu empfinden, enthusiastisch für die gerade herrschende Macht ein.

Auch der Geheimdienstler Khazar Djavid, der während der Schah-Zeit zahlreiche Widerständler verhört und gefoltert hat, passt sich der neuen Macht an. Zunächst sucht er aus Furcht, in den chaotischen Tagen der Revolution umgebracht zu werden, im Haus des Colonels bei Amir, seinem Folteropfer, Zuflucht, spinnt aber bereits seine Fäden, um unter dem neuen Regime seinen alten Beruf weiter ausüben zu können. Er müsse sich halt einen Busch von Barthaaren ins Gesicht kleben und seine Nase, die so groß wie die des Schahs ist, operieren lassen, sagt er. Auf die Frage Amirs, ob er sicher sei, dass das neue Regime seine Dienste in Anspruch nehmen werde, antwortet er: »Mein lieber Junge. Die politische Polizei ist wie die Religion. Hast du jemals erlebt, dass die Religion ausgerottet wurde?«

Jedes Kind des Colonels wird, auf seine Art, zu einem Opfer der Revolution. Auch der Colonel selbst setzt, nachdem alles verloren ist, seinem Leben ein Ende. In der alles beherrschenden Finsternis leuchtet am Ende des Romans, außer den illuminierten Märtyrer-Denkmälern an jeder Straßenecke, nur der Fackelzug der historischen Volkshelden: Die Repräsentanten des modernen, freien, unabhängigen Irans ziehen davon, nachdem sie zuvor der Reihe nach auf einem Schauprozess für ihre Taten exekutiert wurden. Jeder von ihnen trägt den eigenen Kopf unter dem

Arm und eine Fackel in der Hand. Ihre alten Stiefel schimmern im Widerschein, als sie an den Lichtern der Märtyrer-Denkmäler vorbeigehen, die zu Ehren ihrer der Revolution zum Opfer gefallenen Kinder errichtet worden sind.

Was diesen Roman in der neuen persischen Literatur einzigartig macht, ist seine Deutlichkeit. Der Autor verschont nichts und niemanden, deckt moralische und gesellschaftliche Tabus auf, selbst die, die in einer islamischen Gesellschaft als heilig betrachtet werden. Aber er zeigt auch tiefer liegende Widersprüche auf, die eine ganze Gesellschaft zum Scheitern verurteilen.

So ist der Colonel zwar ein Patriot, aber kein Held, keine Idealgestalt, die als Vorbild dienen könnte. Als Offizier ist er standhaft, er folgt seinem Gewissen, seinem Eid, die Souveränität des Landes zu verteidigen. Aber persönlich lädt er viel Schuld auf sich. Tief in den traditionellen Moralvorstellungen verhaftet, tötet er seine Frau, weil sie seine Ehre verletzt und fremdgeht. Der standhafte Offizier ist auch nicht in der Lage, seinem niederträchtigen Schwiegersohn Widerstand zu leisten, als der von ihm erwartet, öffentlich seine eigenen Kinder zu denunzieren. Widerwillig lässt er sich Verwünschungen gegen seine Tochter und zwei seiner Söhne in den Mund legen. Tatsächlich gab es nach der Machtübernahme der Islamisten nicht wenige, die ihre Söhne und Töchter, Verwandten und Nachbarn anprangerten. Sie folgten damit einer Aufforderung des Revolutionsführers Ayatollah Khomeini, der ein ganzes Volk zu Spionen machen wollte: Jeder sollte in der eigenen Familie und bei den Nachbarn darauf achten, wer aus der Reihe tanzte oder islamische Vorschriften missachtete. Eine Mutter, die angeblich ihr eigenes Kind verriet, zeichnete er öffentlich im Fernsehen als »Mutter des Jahres« aus.

Auch als Vater versagt der Colonel. Zwar vermittelt er ihnen die Freiheitskämpfe des Landes und gewährt ihnen, den eigenen Weg zu gehen, er ist aber zugleich ein orientalischer Familienpatriarch. Dass seine Tochter Farzaneh, die mit einem Schurken wie Ghorbani verheiratet ist, ihm Kinder gebärt und als eine Art Magd dient, lässt den politisch fortschrittlichen Offizier unbekümmert. Politische Handlungen und

Forderungen sagen eben nichts aus über den Menschen, der sich dahinter verbirgt. Die Kinder des Colonels zollen seiner Befehlsverweigerung Achtung, fragen sich aber, wie er bei seiner patriotischen Einstellung überhaupt in der Schah-Armee dienen konnte.

Der Colonel ist ein Patriot, aber er hat viel Schuld auf sich geladen. Er verkörpert die Ideale, aber die Schuld eines ganzen Jahrhunderts mit all den kulturellen und gesellschaftlichen Widersprüchen zwischen Tradition und Moderne, Restauration und Aufklärung. Er fühlt sich schuldig auch für Vorgänge, an denen er selbst nicht beteiligt war. Er flüchtet in die Vergangenheit, sucht Größe und Seelenheil bei den Epikern der iranischen Geschichte, schwärmt für Patrioten aus vergangenen Zeiten. Am liebsten würde er seinen längst verstaubten Sitar wieder in die Hand nehmen und alte Lieder spielen. Aber seine Kinder zerren ihn in die Gegenwart, in die reale Welt zurück. Es gibt kein Entrinnen. Er hält das Leben nicht aus, versagt auf allen Ebenen und bricht erbärmlich ein unter der Last seines eigenen Schicksals, der Last eines Jahrhunderts.

Es gibt in der iranischen Gegenwartsliteratur kein Werk, in dem der Autor mit der Geschichte des Landes so rigoros, so offen und unbarmherzig umgeht. In *Der Colonel* stehen nicht nur die Traditionalisten und konservativen Islamisten im Visier. Auch die Kräfte des Widerstands bleiben von der Kritik nicht verschont. Amir, der älteste Sohn des Colonels, zum Beispiel repräsentiert die moskautreue, kommunistische Tudeh-Partei, die nach der Revolution jahrelang mit der neuen Macht eng zusammenarbeitete und Tausende Gegner des Regimes ans Messer lieferte, bis ihre Schützenhilfe nicht mehr gebraucht wurde. Sie fiel in Ungnade, ihre Mitglieder wurden reihenweise hingerichtet. Seinem Charakter nach ist Amir nicht weniger schwach und widersprüchlich als sein Vater. Er kämpft gegen den Schah und wird dafür mit Gefängnis und Folter bestraft. Nach der Revolution wird er als Held gefeiert, aber er duckt sich vor der Autorität seines Folterers Khazar Djavid, der aus Angst vor der Rache ehemaliger Häftlinge bei ihm Zuflucht sucht und ihn dennoch nach wie vor wie einen Gefangenen behandelt. Selbst als Amir merkt, dass Khazar aus dem Haus geht, um seine jüngere Schwester

Parwaneh zu töten, damit sie sein Versteck nicht verrät, wagt Amir nicht, ihn zurückzuhalten. Dieses Versagen, diese Schuld, zerfrisst fortan wie Lepra seine Seele. Das Versagen Amirs widerspiegelt nicht nur den Niedergang einer Partei der Linken, der Tudeh-Partei, sondern auch das der Intellektuellen, die sich zumeist um diese Partei scharten. Sie verraten ihre eigenen Ideale, kapitulieren opportunistisch vor der neuen Macht.

Die beiden bewaffneten Organisationen, die Volksmodjahedin und Volksfedajin, die bereits zur Schah-Zeit im Untergrund gegen das Regime kämpften und an der Revolution aktiv beteiligt waren, gehörten zu den ersten Organisationen, auf die sich die Gewehre der neuen Macht richten. Eine Zeit lang leisteten sie Widerstand, aber das Regime hatte die Massen auf seiner Seite. Die Revolution fraß ihre eigenen Kinder. Parwaneh, eigentlich noch ein Kind, ist Mitglied oder Sympathisantin der Volksmodjahedin, einer aus dem islamischen Lager stammenden Organisation, die ideologisch links vom konservativen Klerus angesiedelt war. Der Vater darf sie begraben, aber nur während der Nacht, damit es niemandem auffällt.

Der zweitälteste Sohn des Colonels, Mohammad Taghi, ist Mitglied der kommunistisch orientierten Volksfedajin und fällt während des Aufstands. Zunächst wird er geehrt, später als »Verderber« verdammt. Damit teilt er das Schicksal von Abertausenden nicht-islamischen Widerstandskämpfern, die kurz nach dem Sieg der Revolution von der neuen Macht liquidiert wurden. Der jüngste Sohn, Masud, ist Khomeini-Anhänger. Er zieht freiwillig in den iranisch-irakischen Krieg (1980–1988) und wird nach seinem Tod als »Märtyrer« gefeiert.

Mahmud Doulatabadi ist ein Urgestein der persischen Literatur. Er ist bei den großen iranischen Poeten wie Hafis und Molana in die Schule gegangen und hat deren Sprache in einer einmalig gelungenen Mischung mit der Alltagssprache in die Moderne übertragen. Seine Sprache ist poetisch, rhythmisch, metaphorisch, assoziativ, fließend wie ein breiter, wuchtiger Strom. »Worte sind wie Saiten einer Gitarre, die man zupft.

Man muss den Ton ausklingen lassen, darf ihren Klang nicht mit Verben ersticken.«

Der Roman hat eine beklemmende Dichte. Die Handlung dauert in der Realzeit keine vierundzwanzig Stunden. Durch Assoziationen, ja Halluzinationen wird daraus das Panorama eines ganzen Jahrhunderts. Der Autor schildert zum Teil grausame Szenen, erzählt von Verbrechen, Folter und Niedertracht, aber es ist die Kraft seiner Sprache, die alle diese Szenen menschlich erscheinen lässt und erträglich macht. Tempo und ständiger Szenenwechsel bewirken eine Dramatik, die von Anfang bis Ende nicht nachlässt. Der Leser ist außer Atem, will kurz innehalten, aber da hält ihn schon die nächste Überraschung in Bann.

Mahmud Doulatabadi hat diesen Roman schon vor fünfundzwanzig Jahren begonnen, das Manuskript landete jedoch zunächst in der Schublade, wurde immer wieder herausgeholt und überarbeitet. Erst jetzt sei der Text reif, um veröffentlicht zu werden, sagte 2008 der Autor. Dass eine frühere Veröffentlichung den Strom der Geschichte hätte aufhalten können, das – so sagt er – sei eine illusionäre Forderung an die Literatur. Zudem habe er befürchtet, auch der Roman hätte der Wucht der Revolution zum Opfer fallen können.

Dass der Roman in der Heimat des Autors bislang nicht im Original erschienen ist, sollte niemanden wundern. Das Manuskript liegt bei der Zensurbehörde und wurde bis zu diesem Datum nicht zur Veröffentlichung freigegeben.

Bahman Nirumand
Berlin, im Februar 2009

Worterklärungen

Amir Kabir auch Mirza Taghi Khan genannt, 1807-1852, bedeutender Reformer und Ministerpräsident Irans unter König Naser ad-Din Schah von 1848 bis 1851. Gründete neue Ministerien, reorganisierte das Finanzsystem und Bildungswesen, förderte die nationale Industrie, gründete die erste Zeitung und die erste moderne Universität des Landes und führte die obligatorische Pockenimpfung ein. 1851 wurde er aufgrund eines Komplotts seines Amtes enthoben und ein Jahr später in der Verbannung ermordet. Amir Kabir gilt als Gründer des modernen Irans.

Azari-Sprache Azari wird heute vorwiegend in den iranischen Provinzen Aserbaidschan und Sandschan als Muttersprache der Einheimischen gesprochen, während Persisch nach wie vor die Amtssprache ist. Azari ist zwar älter als Türkisch, hat sich aber im Laufe der Zeit mit dem Türkischen stark vermischt.

Behescht-e Zahra Hauptfriedhof im Süden von Teheran, auf dem Widerstandskämpfer, die während der Schahzeit hingerichtet bzw. bei Kampfhandlungen ums Leben gekommen waren, begraben sind. Hier hielt Ayatollah Khomeini nach der Rückkehr aus dem Exil seine erste große Rede. Begräbnisstätte auch für im Iran-Irak-Krieg (1980-1988) gefallene »Märtyrer« und Oppositionelle, die nach der Gründung der Islamischen Republik hingerichtet wurden.

Birjand Hauptstadt der iranischen Provinz Süd-Chorasan im Osten Irans

Dadwijeh einer der ersten Iraner, die zu Lebzeiten des Propheten Mohammed zum Islam konvertierten. Er wurde nach dem Tod Mohammeds durch List und Tücke ermordet.

Dhofar heute Verwaltungsbezirk im Südwesten des Sultanats Oman am Persischen Golf. Im Dezember 1973 landeten 3000 iranische Elitesoldaten an der Küste von Dhofar, um die Operationen des Sultans Quabus gegen die PFLOAG (Volksfront zur Befreiung Omans und des

Arabischen Golfs) zu unterstützen. Die Armee Omans wurde von britischen Offizieren kommandiert.

Firdausi Abu l-Qasem Fordausi, persischer Dichter und Epiker (940-1020). Hauptautor des monumentalen, etwa 60 000 Verse umfassenden iranischen Nationalepos Schahnameh (Buch der Könige). Firdausi war einer der ersten Vertreter der neupersischen Literatursprache, die im 10. Jahrhundert am Hof der Samaniden entstanden war. Auffallend ist das nahezu völlige Fehlen arabischen Vokabulars in Firdausis Dichtung. Der Epiker gehört zum Nationalstolz der Iraner, wird aber von Islamisten wegen seiner Distanz zum islamischen Glauben nicht seinem Werk entsprechend gewürdigt.

Heydar Khan Amoghli gehörte zu den Gründern der ersten Kommunistischen Partei Irans, die unter dem Einfluss der Oktoberrevolution 1920 in der Stadt Ansali, im Nordwesten Irans gegründet wurde. Die KP wurde 1931 unter der Diktatur Schah Reza Pahlewis verboten.

Märtyrer-Denkmal Zu Ehren der Gefallenen im Iran-Irak-Krieg errichtet, aber auch für Anhänger des Regimes, die bei bewaffneten Auseinandersetzungen nach Gründung der Islamischen Republik ums Leben gekommen sind. Als »lebende Märtyrer« werden Kriegsinvalide bezeichnet sowie Verantwortliche des Regimes, die bei Attentaten zu Invaliden geworden sind. Zu den Letzteren gehört der derzeitige Revolutionsführer Ali Khamenei. Seit einem Anschlag 1981 ist sein rechter Arm gelähmt.

Mirza Kutschak Khan 1880-1921, Gründer der revolutionären Jangali-Bewegung (Dschungelbewegung) in den Waldgebieten Nordirans, deren Aufstand gegen interne und ausländische Feinde 1914 begann, zur Gründung einer iranischen Sowjetrepublik führte, jedoch 1921 niedergeschlagen wurde.

Mohammad Mossadegh 1881-1967, von 1951 bis 1953 Premierminister des Iran. Als entschiedener Verteidiger der Unabhängigkeit des Landes setzte er die Verstaatlichung der Ölindustrie durch und sorgte dafür, dass der Vorherrschaft der Briten ein Ende gesetzt wurde. Nach dem

Abzug der Briten traten die USA auf den Plan und organisierten einen Putsch gegen Mossadegh. Der zuvor geflüchtete Schah kehrte ins Land zurück, errichtete mithilfe der Amerikaner eine Gewaltherrschaft, die bis zu seinem Sturz 1979 andauerte. Mossadegh wurde zu drei Jahren Haft und lebenslangem Hausarrest auf seinem Landsitz verurteilt. Er starb 1967. Er gilt nach wie vor als einziger demokratischer Staatsmann in der jüngeren Geschichte Irans.

Nima Yushij (im Roman: Jushidj) 1896-1960, persischer Dichter, wird häufig als Vater der neuen persischen Dichtung bezeichnet. Im Zentrum der Darstellung steht der »kleine Mann«, er bedient sich der natürlichen, auch lokal gefärbten Alltagssprache, befreit von den traditionellen Versmaßen.

Oschnu-Zigaretten billige Zigarettenmarke, meist von Arbeitern geraucht

Punkt-Vier-Programm Entwicklungshilfeprogramm des US-Präsidenten Harry Truman, das dieser 1949 als vierten Punkt der amerikanischen Außenpolitik vorstellte. Damit sollten Länder Lateinamerikas, Afrikas und Asiens anfangs vorwiegend wirtschaftlich und technisch, später auch militärisch, unterstützt und gegen die Beeinflussung kommunistischer Staaten resistent werden.

Rezaiyeh heutiger Name: Urumiyeh. Hauptstadt der Provinz West-Aserbaidschan. Urumiyeh wurde vom Gründer der Pahlewi-Dynastie, Reza Schah, in Rezaiyeh umbenannt. Nach der Gründung der Islamischen Republik wurde der ursprüngliche Name wieder eingeführt.

Rostam Hauptfigur der Heldensagen aus dem Königsbuch *Shahnameh*

Ruzbeh Ruzbeh Khosro, Offizier und Lehrer an der Militärakademie, gehörte zu den Gründern der kommunistischen Tudeh-Partei und war führendes Mitglied ihrer Geheimorganisation beim iranischen Militär. Ruzbeh wurde mehrmals verhaftet, doch jedes Mal gelang ihm die Flucht. Nach dem Putsch gegen Mossadegh wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Sattar Khan 1868-1914, Revolutionsführer aus Tabriz, wirkte bei der Konstitutionellen Revolution (1906-1911) aktiv mit. Unter seiner

Führung wurde 1908 ein »High Military Council« errichtet. Nach dem Sieg der Revolutionäre in Teheran weigerten er und seine Anhänger sich, die Waffen niederzulegen, weil sie die Hauptstadt und die Errungenschaften der Revolution schützen wollten. Es kam zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit anderen Führern der Revolution, in welchen Sattar Khan verwundet wurde und wenige Tage danach starb.

Savak Iranischer Geheimdienst in der Schah-Zeit, wurde 1957 gegründet und sollte dem Gesetzestext zufolge »die Interessen des Staates schützen und jede Verschwörung gegen öffentliche Interessen verhindern«. Die Organisation wurde von Experten aus den USA und Israel aufgebaut. Sie wurde zur wichtigsten Stütze der Diktatur und zum Schrecken aller Kritiker und Oppositionellen, die massenhaft eingekerkert, gefoltert und hingerichtet wurden.

Schaban der Gehirnlose Anführer des Mobs, der beim CIA-Putsch auf Teherans Straßen gegen Mossadegh demonstrierte. Im Volksmund erhielt er den Beinamen Bimoch (der Gehirnlose), weil er während der Putschs alles zertrümmerte, was sich ihm in den Weg stellte. Nach dem Sturz der Regierung belohnte ihn der aus dem Exil zurückgekehrte Schah mit zahlreichen Privilegien.

Scheich Mohammad Khiabani 1880-1920, einer der bekanntesten Patrioten der jüngeren Geschichte Irans. Er war an der Konstitutionellen Revolution von 1906 beteiligt, war Mitbegründer der Kommunalverwaltung in der Stadt Tabriz im Nordwesten Irans. Mit dreißig Jahren wurde er in Tabriz zum Abgeordneten ins Nationalparlament gewählt. Dort profilierte er sich als Verfechter der Unabhängigkeit des Landes, der Freiheit und Demokratie. Im Konflikt mit der Zentralregierung gehörte er zu den Mitinitiatoren des Aufstands in Tabriz. Sechs Monate lang befand sich die Stadt in der Hand der Aufständischen, bis die Rebellion niedergeschlagen wurde. Dabei starb auch Khiabani.

Shahnameh »Buch der Könige«, vom persischen Dichter Firdausi verfasstes iranisches Nationalepos, das sich mit der Geschichte der

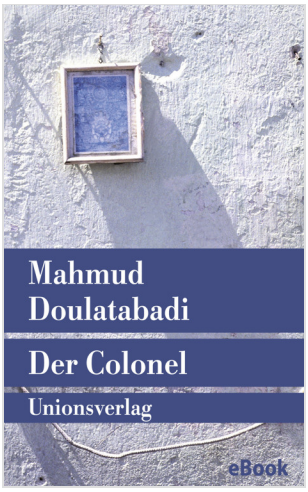
altiranischen Könige befasst. Eines der berühmtesten Werke der persischen Literatur. Darin die im Roman genannten Figuren: König Manutschehr und seine Kinder Salm, Tour, Iradj, Paridocht.

Sitar iranisches und indisches Lauteninstrument

Tuman Währungseinheit im Iran, 1 Tuman entspricht 10 Rial

Xerxes Xerxes II. war von 424 v. Chr. bis 423. v. Chr. Großkönig des persischen Achämenidenreiches.

Mehr über dieses Buch



Eine pechschwarze Regennacht in einer iranischen Kleinstadt, ein altes Haus. Der Colonel hängt seinen Gedanken nach. Erinnerungen stürmen auf ihn ein. An seine Jahre als hochdekorierter Offizier der Schah-Armee. An seine Kinder, die ihren eigenen Weg gingen, sich den Revolutionsgardisten angeschlossen haben und in den Krieg zogen, in die Leidenschaften der Revolution und des Todes. Durch die Gassen werden die gefallenen »Märtyrer« getragen, in der Stadt werden ihnen Denkmäler gebaut. Es herrscht Krieg – »diese giftige, fleischfressende Pflanze«. Da klopft es an die Tür. Der Colonel wird abgeführt, zur Staatsanwaltschaft ...

Mahmud Doulatabadi, der bedeutendste Schriftsteller des Iran, erzählt von den Umwälzungen, die den Iran bis in die Gegenwart heimsuchen.

»Die unerbittliche Entschiedenheit, mit der Doulatabadi diese hoch verdichtete Gesamtatmosphäre herstellt, macht seinen jüngsten Roman zu einem außerordentlichen Werk. Die jüngeren Epochen der iranischen Geschichte schieben sich ineinander zu einem einzigen Bild des blutigen Scheiterns. Und es sind die widersprechendsten Empfindungen, die der Rückblick auf diese Unheilsgeschichte auslöst: Zorn, Scham, Resignation. Als zugleich großes, doch hochkonzentriertes und grelles Tableau einer selbstdestruktiven Geschichte markiert der Colonel einen historischen Tiefpunkt, der nur eine Forderung erlaubt: Das muss überwunden werden, derlei darf sich weder fortsetzen noch wiederholen. Dieser Roman hat das Zeug dazu, als ein starkes, unwiderstehliches Signal zu wirken. Für uns ist das Buch eine erschütternde Lektüre. Für iranische Leser wäre es womöglich eine verändernde.«

Eberhard Falcke, Die Zeit, Hamburg, 18.6.2009

»Trotz aller politisch–historischen Relevanz, ist ›Der Colonel‹ kein

Repräsentations–Werk geworden. Die eigentliche Glanzleistung des Romans ist die sprachliche Umsetzung der in der Wirklichkeit gut begründeten Paranoia, die den Colonel ergriffen hat. Seine flackernde Wahrnehmung, seine beginnende Persönlichkeitsspaltung, geben dem Buch eine gewaltige innere Spannung.«

Hans-Peter Kunisch, Süddeutsche Zeitung, München, 3.7.2009

»Verstrickt sind alle Figuren – es ist die Abstufung, die den Unterschied macht, ob man Folterer oder Opfer wird. Erzählerisch geht in ›Der Colonel‹ einiges durcheinander. Die Stimme des Erzählers verschwimmt mit den inneren Monologen der Hauptfigur. Eine wichtige zeitgeschichtliche Pointe versteckt sich im Nachwort des Übersetzers Bahman Nirumand. Die deutschsprachige Ausgabe ist die erste dieses Romans. In Iran liegt ›Der Colonel‹ bei der Zensurbehörde.«

Der Spiegel, Hamburg, 29.6.2009

»Eine shakespearesche Inszenierung, ein düsteres Historiendrama, bei dem sich Jahrhunderte Geschichte zum blutrünstigen Geschehen einer einzigen finsteren Nacht verdichten. Doulatabadi legt ein Werk von erschütternder Radikalität vor, das kompromisslos modern und zugleich der reichen persischen Erzähltradition verpflichtet ist. Surreal, kafkaesk, geisterhaft mutet die Szenerie an. Atemlos, kataraktisch bricht die Tragödie herein, vornehmlich erzählt im Bewusstseinsstrom des Colonels und in den Monologen seiner Kinder, in die sich zahlreiche Figuren der iranischen Geschichte gleichsam als Geister hamletscher Väter mischen. Pessimismus sei kein prägendes Element der iranischen Literatur, hatte Doulatabadi einmal bemerkt, nur Bitterkeit, eine bittere Realität. Im Angesicht der Katastrophe bleibt nichts, als auf eine persische Tugend zurückzugreifen: erzählen, um sich selbst zu retten, wie einst Scheherazade. Erzählen gegen die ›kalte, bleierne Zeit‹, wie es im Buch heißt, Nacht um Nacht.«

Sabine Berking, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.6.2009

»Die Handlung des Romans dauert etwa einen Tag und birgt doch das Panorama eines ganzen Jahrhunderts. Es ist ein großartiger Roman über

eine schreckliche Zeit. Der enormen Suggestionskraft von Doulatabadis Sprache entkommt man so oder so nicht.«

www.eselsohren.at, Wien, 19.7.2010

»Doulatabadi hat ein ungemein eindringliches, von erschütternder Intensität und düsteren Bildern geprägtes Buch vorgelegt, das nicht nur wegen seines Themas, sondern auch wegen seiner literarischen Qualität sicher zu den wichtigsten Neuerscheinungen dieses Jahres zählt.«

Nevfel Cumart, Nürnberger Nachrichten, 16.10.2009

»Ein schwieriges Buch, ein großartiger Roman, der genau genommen nur eine einzige Nacht schildert. Erzählerisch und sprachlich teilweise atemberaubend, mit großer Dichte erzählt. Für anspruchsvolle LeserInnen und solche, die eine vielleicht neue Sichtweise auf die Verhältnisse im Iran bekommen wollen.«

Heinrich Klingenberg, bn. Bibliotheksnachrichten, Salzburg, 1.12.2009

»Die iranische Zensurbehörde hat Mahmud Doulatabadi wissen lassen, dass sein Roman ›Der Colonel‹ ein Meisterwerk sei. Man könne daraus unmöglich etwas streichen. Die Konsequenz war allerdings kein Literaturpreis, sondern ein Publikationsverbot. Noch Anfang Juni hoffte Doulatabadi, nach den Präsidentschaftswahlen im Iran könne sein Buch endlich veröffentlicht werden. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, kein Wunder: ›Der Colonel‹ liest sich wie ein Prolog zur gewaltsamen Niederschlagung der Proteste gegen die gefälschte Wahl. Die deutsche Ausgabe von ›Der Colonel‹ ist somit die Welterstveröffentlichung.«

Dina Netz, SWR 2, Köln, 25.8.2009

»Doulatabadi, der wohl prominenteste lebende Autor in Iran, hat über 25 Jahre an seinem neuen Roman gearbeitet, und das merkt man ihm an. ›Der Colonel‹ ist ein Stimmengewirr der inneren Monologe und ein Drama vom Ausmaß klassischer Tragödien. Erst allmählich verdichten sich die Bruchstücke und Erinnerungsfetzen der Hauptfigur zu einem Tableau des Iran im 20. Jahrhundert.«

Claudia Kotte, Kulturaustausch, Nr. III / 09, Berlin

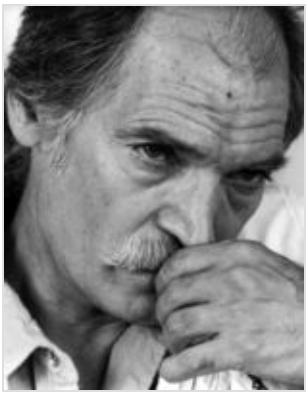
»Dem Schriftsteller, der unter dem Schah im Gefängnis saß und unter den

Mullahs mit großen Schwierigkeiten kämpft, ist mit dem ›Colonel‹ sein wohl politischstes Buch geglückt. Die Zensur unterbindet daher die Veröffentlichung, denn der Roman bricht zu viele Tabus und geht zu schonungslos mit politischen Systemen und Ideologien um. Dieses Buch wird wohl erst über den Umweg ins Ausland ein Identifikationswerk für die Iraner werden. Für Europäer ist es ein fesselndes Epos, das einen schmerzenden Blick auch auf die eigene Vergangenheit erzwingt.«

Beatrix M. Kramlovsky, Die Furche - booklet, Wien, 6.8.2009

Zur Webseite mit allen Informationen zu diesem Buch.

Über Mahmud Doulatabadi



Mahmud Doulatabadi gilt als bedeutendster Vertreter der zeitgenössischen persischen Prosa. Er hat zahlreiche Erzählungen, mehrere Romane, Drehbücher und Theaterstücke, aber auch Dutzende von literaturkritischen sowie politischen Essays verfasst. Hinter dieser kurzen Aufzählung seines Schaffens steckt ein bewegtes, leidenschaftliches Leben:

Mahmud Doulatabadi wurde 1940 in Dowlatabad – einem Dorf in der Provinz Khorasan, die zwischen Teheran und Meched liegt – geboren. Er wuchs in einer kinderreichen Familie mit neun Geschwistern auf. Sein Vater, ein einfacher Mann, besaß trotz seiner bescheidenen Ausbildung eine große Vorliebe für die persische Literatur; Ferdowsi, Saadi und Hafez waren ihm vertraut. Er hatte sich vorgenommen, Doulatabadi zur geistlichen Ausbildung in die Stadt zu schicken, aber der Plan zerschlug sich, und der siebenjährige Junge blieb im Dorf. Obgleich zart und zerbrechlich, half er bei allem, was man von einem Jungen seines Alters erwartete. So war er Schafhirte, Land- und Bauarbeiter, Schuhmachergehilfe in des Vaters eigener kleiner Werkstatt, Fahrradmechaniker, Baumwollwäscher und nicht zuletzt Friseur – ein Beruf, mit dem er sich gelegentlich auch später noch das nötige Geld verschaffte.

Ein Wunder, dass ihm Zeit blieb, die Grundschule des Dorfes zu besuchen. Hier entdeckte er den Reiz des Lesens, vor allem der allgemein verbreiteten Volksdichtungen. Sie entzündeten und formten Doulatabadis Einbildungskraft – die sprühende Quelle all seines künstlerischen Schaffens – ebenso sehr wie die religiösen Zeremonien, die vielen volkstümlichen Feste und Bräuche.

Als Doulatabadi dreizehn Jahre alt war, verließ er sein Heimatdorf am Rande der Wüste. Eine turbulente Zeit begann. Zunächst machte er sich

auf den Weg nach der mehrere Hundert Kilometer entfernten Stadt Eyvan-e Key, um als Saisonnier in den Feldern zu arbeiten, begab sich dann nach Teheran, verdiente da seinen Lebensunterhalt in einer kleinen Druckerei sowie in einem Schlachthaus – nein, nicht als Metzger, sondern als Friseur –, kehrte wieder zurück in sein Dorf und beabsichtigte, in Meched das Gymnasium zu beenden. Doch der Versuch scheiterte am fehlenden Geld. Abermals in Teheran, schlug er sich mit allen möglichen Arbeiten durchs Leben: Souffleur beim Theater, Billetkontrolleur im Kino, Anzeigensammler für die Tageszeitung Keyhan; eine andere Zeitung, der *Ettelaat,* setzte ihn fristlos, wegen »Rechtschreibfehlern«, auf die Straße. Strapaziert und bedrängt vom Gefühl, in ein absurdes Leben verstrickt zu sein, hoffte Doulatabadi beim Theater unterzukommen, denn eigentlich hatte es ihn nach Teheran gezogen, weil er hier, inzwischen zwanzig Jahre alt geworden, die Theaterakademie besuchen wollte. Allerdings war die Schule für Abiturienten gedacht, und es kostete ihn alle Mühe, zugelassen zu werden. Doulatabadi hatte Glück. Er bestand die Schauspielprüfung als Bester und wurde in das Ensemble eines Theaters aufgenommen. Darüber hinaus engagierte er sich in einem »Heim für die geistige Erziehung von Kindern und Jugendlichen«. Doch im März 1975 fand sein Glück ein abruptes Ende: Eines Abends erschien die Polizei und holte ihn inmitten einer Vorstellung von der Bühne weg. Aus politischen Gründen verschwand er für zwei Jahre hinter Gittern.

Bevor sich Mahmud Doulatabadi endgültig dem Schreiben zuwandte, versuchte er sich noch in anderen Gefilden, etwa beim Kino, wo er im Film *Gav* (»die Kuh«) des bekannten iranischen Regisseurs Dariyush Mehrdjouï mitwirkte. Es war dann aber die Lektüre von Tchekhor, Hedayat, Alavi und anderen, die ihm die Gewissheit gab, in der Welt der Buchstaben auf dem richtigen Weg zu sein. Seine erste Erzählung wurde in der dem Theater sowie der modernen Literatur gewidmeten Zeitschrift *Anahita* veröffentlicht. Mittlerweile hat sich Mahmud Doulatabadi einen Namen geschaffen, der aus dem persischen Kulturkreis nicht mehr wegzudenken ist.

Als Erstes wurden seine Erzählungen veröffentlicht, acht Sammlungen

seit 1966. Es folgten Berichte, bevor er sich auf epische Romane einließ, die sein besonderes Markenzeichen werden sollten: *Kelidar* (1969 bis 1983), *Der leere Platz von Ssolutsch* (1979) und ein noch unvollendeter Zyklus *Das Leben der Alten* (drei Bände seit 1988). *Kelidar,* ein Roman von über 3000 Seiten, hat sich im Iran bislang an die 100000 Mal verkauft – ein einzigartiges Phänomen in der iranischen Verlagslandschaft. Die Abenteuer des ehrenwerten Banditen Gol Mohammad, des eingeschworenen Feindes der Großgrundbesitzer von Khorassan, das Leben der Nomaden und ihre Konfrontation mit einer möglichen Zukunft (repräsentiert von der Stadt) machen den Knoten der Handlung aus.

Doulatabadi ist sich seines persischen Erbes bewusst (doch Tausend Meilen von einem krampfhaften Nationalismus entfernt) und gibt zu, dass er eine Neigung zur realistischen Schreibweise jenseits vorgefasster Normen hegt: das Epos *Ferdousi* an der Spitze nimmt den ersten Rang in seinem Pantheon ein, doch kann man lyrische oder offen surrealistische Passagen in seiner Prosa ausmachen. Er denunziert Armut und unerträgliche Rückständigkeiten und beherrscht alle Mittel, sie in ihrem Schrecken wiederzugeben aber auch in ihrer Würze.

Doulatabadi verknüpft die poetischen Traditionen seiner Kultur mit der direkten, ungeschminkten Alltagssprache der Dörfer. Er hat die reiche, oft archaische Sprache der Geschichtenerzähler gewählt und stützt sich auf den reinen persischen Wortschatz, ohne die Worte arabischen Ursprungs. Dies ist bemerkenswert zu einer Zeit, da die Sprache unter dem prägenden, normierenden Druck der theologischen, papierenen Ausdrucksweise der gegenwärtig vorherrschenden Kultur steht.

»Er öffnet den Blick hinter die Mauern einer fremden Welt. Doulatabadi gilt zu Recht als bedeutendster Vertreter der zeitgenössischen iranischen Erzählkunst.«

Die Zeit

»Doulatabadi ist einer der grossen iranischen Autoren, alle sprechen mit Respekt von ihm. Ein Übersetzer fragt mich, ob ich auch etwas von Teheran gesehen hätte, und ich antworte, ich sei mehr mit Menschen

zusammengekommen als mit Sehenswürdigkeiten, erzähle von meinem Besuch bei Doulatabadi und sage, das sei für mich mindestens so schön wie eine Moschee, und er ruft aus: ›Er IST eine Moschee!‹«

Franz Hohler, WOZ - Die Wochenzeitung, Schweiz, 5.6.2014

»Deutschsprachige Leser können hier einen Erzähler vom Format eines Gabriel Garcia Márquez oder Salman Rushdie kennen lernen.«

Bijan Kabir, Wiener Zeitung, 10.7.2009

»Der Perser Mahmud Doulatabadi ist ein Epiker klassischen Zuschnitts wie Tolstoi oder Balzac. Keinen besseren Chronisten als ihn haben die iranischen Steppen, die verarmten Weiler, die Menschen ohne Stimme; kein Geschehen erscheint ihm zu gering, um nicht doch vom Erzählstrom erfasst zu werden.«

Stefan Weidner, Neue Zürcher Zeitung

»Doulatabadi hat nicht nur die alten Meister des Orients gelesen, er kennt Kafka so genau wie Joyce oder Faulkner.«

Die Welt

Mehr zu Mahmud Doulatabadi auf der Webseite des Unionsverlags.

Über Bahman Nirumand



Geboren 1936 in Teheran, studierte Bahman Nirumand in München, Tübingen und Berlin Germanistik, Philosophie und Iranistik. 1960 promovierte er über Bertolt Brecht. Nach Abschluss seines Studiums kehrte er in den Iran zurück und arbeitete dort als Dozent für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Teheran, daneben war er als Schriftsteller und Journalist tätig.

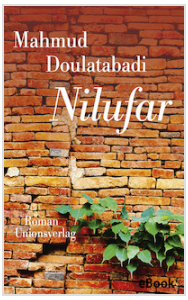
Er geriet bald mit dem damals in Iran herrschenden Schah-Regime in Konflikt und flüchtete 1965, um einer bevorstehenden Verhaftung zu entgehen. Kurz vor dem Sturz des Schahs und der Machtübernahme der Islamisten kehrte er in den Iran zurück, musste jedoch nach dreijährigem Aufenthalt abermals ins Exil gehen, zunächst nach Paris und anschließend nach Berlin.

Bahman Nirumand ist Autor zahlreicher Bücher, Artikel, Rundfunk- und Fernsehbeiträge. Er hat darüber hinaus einige literarische Werke aus dem Persischen ins Deutsche übertragen, darunter Werke von Sadegh Hedayat, Gholamhossein Saedi und Samad Behrangi. Für den Unionsverlag hat er mehrere Bücher von Mahmud Doulatabadi übersetzt. Bei zwei großen durch Deutschland, Österreich und die Schweiz führenden Lesereisen von Mahmud Doulatabadi (anlässlich des Erscheinens von *Kelidar* im Herbst 1997) hat Bahman Nirumand bei allen Veranstaltungen als Moderator und Übersetzer gewirkt.

Mehr zu Bahman Nirumand auf der Webseite des Unionsverlags.

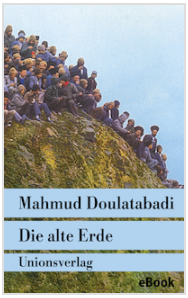
Andere Bücher, die Sie interessieren könnten

Bücher von Mahmud Doulatabadi



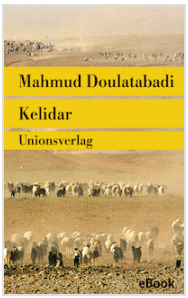
Nilufar

Von der Macht einer Liebe, die an noch größeren Mächten scheitert



Die alte Erde

Ein sensibler Blick auf die menschliche Verletzlichkeit



Kelidar

Ein Buch über die Liebe: zwischen Mann und Frau, zwischen Mensch und Tier, zur Erde und zur Natur

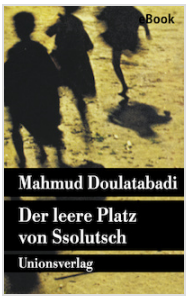


Die Reise

Chatun wartet auf ein Zeichen, auf das versprochene Geld. Da taucht, an Krücken, ihr Mann auf.

Der leere Platz von Ssolutsch

Ein eindrucksvolles Zeugnis über den ländlichen Iran im Wandel der Zeit


eBook
Mahmud Doulatabadi
Der leere Platz
von Ssolutsch
Unionsverlag

Andere Bücher, die Sie interessieren könnten

Zum Thema Iran



Monireh Baradaran: Erwachen aus dem Alptraum

Ein erschütterndes Zeitzeugnis über tiefste menschliche Gefühle und unmenschliche Grausamkeit



Shahriar Mandanipur: Eine iranische Liebesgeschichte zensieren

Wie erzählt man eine Liebesgeschichte, wenn es den Liebenden verboten ist, sich in die Augen zu schauen?

Andere Bücher, die Sie interessieren könnten

Zum Thema Arabien



Samar Yazbek: Die Fremde im Spiegel

Ein Roman aus dem tiefsten Innern der syrischen Gesellschaft.



Atef Abu Saif: Frühstück mit der Drohne

Atef Abu Saif erzählt vom unvorstellbaren Alltag während des letzten Gazakriegs 2014.



Salim Alafenisch: Die acht Frauen des Großvaters

Geschichten, die die Tradition des Beduinenstammes weitertragen



Sahar Khalifa: Der Feigenkaktus

Der Roman, mit dem Sahar Khalifa in die erste Reihe der modernen arabischen Literatur trat

Nagib Machfus: Die Midaq-Gasse



Eine Altstadtgasse in Kairo, Mikrokosmos einer Welt im Umbruch



Nagib Machfus: Ehrenwerter Herr

Mit leichter Feder, kompakt und satirisch, hat Machfus einen Prototyp des Bürokraten geschaffen.



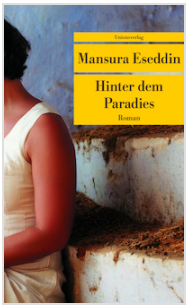
Nagib Machfus: Der letzte Tag des Präsidenten

Ein dichtes Porträt der ägyptischen Gesellschaft in der Ära Sadat



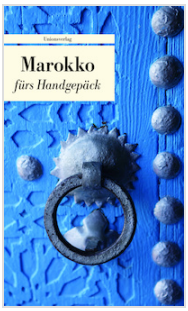
Raja Alem: Das Halsband der Tauben

Mekka: Eine Welt, die in der Literatur noch nie offengelegt wurde



Mansura Eseddin: Hinter dem Paradies

Zwei Frauen, zwei Lebenswege, die im Nildelta beginnen



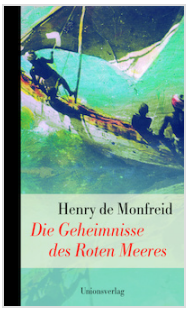
: Marokko fürs Handgepäck

Quirlige Städte, majestätische Strände und farbenfrohe Berberkultur – Marokko



Nagib Machfus: Anfang und Ende

Eine Mutter kämpft für das Wohl ihrer Kinder – und steht vor den Trümmern eines ehrbaren Lebens



Henry de Monfreid: Die Geheimnisse des Roten Meeres

Ein gigantisches, mythisches Œuvre, das bis heute nichts von seiner Faszination verloren hat

Andere Bücher, die Sie interessieren könnten

Zum Thema Asien



Galsan Tschinag: Gold und Staub

Ein Roman über das Uralte, Unglaubliche inmitten von Profitgier und Umweltzerstörung



Ahmet Ümit: Patasana – Mord am Euphrat

Ein packener Krimi um Liebe und Verrat, Licht und Schatten der menschlichen Seele



Galsan Tschinag: Der Mann, die Frau, das Schaf, das Kind

Eine Begegnung – nicht auf dem Land, sondern im Hausflur eines großstädtischen Hochhauses



Galsan Tschinag: Der Wolf und die Hündin

Eine tiefsinnige und bewegende Fabel über Liebe und Menschlichkeit

Galsan Tschinag: Tau und Gras

Galsan Tschinag erzählt hier die Geschichten, die der Stoff seiner Kindheit



sind.



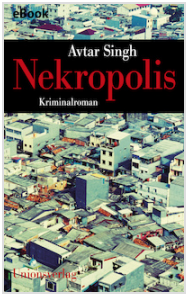
Galsan Tschinag: Auf der großen blauen Straße

Galsan Tschings funkelnde Geschichten sind Lebensbilder, in denen er die Zeit einfängt.



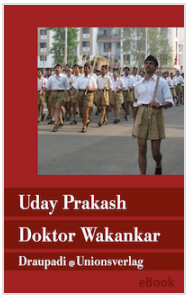
Galsan Tschinag: Der singende Fels

Zum ersten Mal erzählt Galsan Tschinag über seine schamanische Arbeit.



Avtar Singh: Nekropolis – Kriminalroman aus Delhi

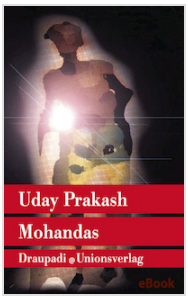
Kommissar Dayals Fälle führen uns durch Delhi, in die Villen der Reichen, in die Hütten der Slums.



Uday Prakash: Doktor Wakankar

Doktor Wakankar ist ein einfacher indischer Arzt. Sein stärkster Gegner: das korrupte System.

Uday Prakash: Mohandas



Um Gerechtigkeit zu erfahren, trotzt Mohandas Kastengrenzen, Korruption und Vetternwirtschaft.



Uday Prakash: Das Mädchen mit dem gelben Schirm

Rahul und Anjali – eine Liebe, die Grenzen überschreitet



Uday Prakash: Der goldene Gürtel

Die Chronik einer indischen Familie fernab der Großstadt

Rund um die Welt:
Große Erzähler
Starke Geschichten

Unionsverlag

www.unionsverlag.com



